

Geschlechterforschung in und zwischen den Disziplinen: Gender in Soziologie, Ökonomie und Bildung

Hahmann, Julia (Ed.); Knobloch, Ulrike (Ed.); Plath, Christina (Ed.)

Veröffentlichungsversion / Published Version

Sammelwerk / collection

Zur Verfügung gestellt in Kooperation mit / provided in cooperation with:

Verlag Barbara Budrich

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Hahmann, J., Knobloch, U., & Plath, C. (Hrsg.). (2020). *Geschlechterforschung in und zwischen den Disziplinen: Gender in Soziologie, Ökonomie und Bildung* (5). Opladen: Verlag Barbara Budrich. <https://doi.org/10.3224/84742359>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY-SA Lizenz (Namensnennung-Weitergabe unter gleichen Bedingungen) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den CC-Lizenzen finden Sie hier: <https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0/deed.de>

Terms of use:

This document is made available under a CC BY-SA Licence (Attribution-ShareAlike). For more information see: <https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0>

Julia Hahmann, Ulrike Knobloch,
Melanie Kubandt, Anna Orlikowski,
Christina Plath (Hrsg.)

Geschlechterforschung in und zwischen den Disziplinen

Gender in Soziologie,
Ökonomie und Bildung

L'AGENda, Band 5

Geschlechterforschung in und zwischen den Disziplinen

L'AGENda

Bd. 5

hrsg. von der Landesarbeitsgemeinschaft
der Einrichtungen für Frauen- und
Geschlechterforschung in Niedersachsen
(LAGEN)

Julia Hahmann • Ulrike Knobloch
• Melanie Kubandt • Anna Orlikowski
• Christina Plath (Hrsg.)

Geschlechterforschung in und zwischen den Disziplinen

Gender in Soziologie, Ökonomie
und Bildung

Verlag Barbara Budrich
Opladen • Berlin • Toronto 2020

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen
Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über
<https://portal.dnb.de> abrufbar.

© 2020 Dieses Werk ist bei der Verlag Barbara Budrich GmbH erschienen und steht unter der Creative Commons Lizenz Attribution-ShareAlike 4.0 International (CC BY-SA 4.0): <https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0/>.
Diese Lizenz erlaubt die Verbreitung, Speicherung, Vervielfältigung und Bearbeitung bei Verwendung der gleichen CC-BY-SA 4.0-Lizenz und unter Angabe der UrheberInnen, Rechte, Änderungen und verwendeten Lizenz.
www.budrich.de



Die Verwendung von Materialien Dritter in diesem Buch bedeutet nicht, dass diese ebenfalls der genannten Creative-Commons-Lizenz unterliegen. Steht das verwendete Material nicht unter der genannten Creative-Commons-Lizenz und ist die betreffende Handlung gesetzlich nicht gestattet, ist die Einwilligung des jeweiligen Rechteinhabers für die Weiterverwendung einzuholen. In dem vorliegenden Werk verwendete Marken, Unternehmensnamen, allgemein beschreibende Bezeichnungen etc. dürfen nicht frei genutzt werden. Die Rechte des jeweiligen Rechteinhabers müssen beachtet werden, und die Nutzung unterliegt den Regeln des Markenrechts, auch ohne gesonderten Hinweis.

Dieses Buch steht im Open-Access-Bereich der Verlagsseite zum kostenlosen Download bereit (<https://doi.org/10.3224/84742359>).
Eine kostenpflichtige Druckversion (Print on Demand) kann über den Verlag bezogen werden. Die Seitenzahlen in der Druck- und Onlineversion sind identisch.

ISBN 978-3-8474-2359-1 (Paperback)
eISBN 978-3-8474-1484-1 (PDF)
DOI 10.3224/84742359

Umschlaggestaltung: Bettina Lehfeldt, Kleinmachnow – www.lehfeldtgraphic.de
Typographisches Lektorat: Anja Borkam, Jena
Druck: docupoint GmbH, Barleben
Printed in Europe

Inhaltsverzeichnis

Maren A. Jochimsen

Grenzbegehungen. Geleitwort zum Sammelband „Geschlechterforschung in und zwischen den Disziplinen – Gender in Soziologie, Ökonomie und Bildung“7

Julia Hahmann, Ulrike Knobloch, Melanie Kubandt, Anna Orlikowski, Christina Plath

Geschlechterforschung in und zwischen den Disziplinen: Gender als Querschnittsthema in Soziologie, Ökonomie und Bildung. Einleitung..... 13

Geschlecht im Fokus der Soziologie und in den Erziehungswissenschaften

Julia Hahmann

Soziologische Feminismen: Ein Plädoyer für die Stärkung herrschaftskritischer Perspektiven am Beispiel der Alter(n)ssoziologie31

Jenny Ebert

Männliche Legitimationsstrategien zur ungleichen vergeschlechtlichten Arbeitsteilung in Familie und Erwerbsarbeit49

Sonja Lauff

Die gemiedene Kategorie der Psyche in der intersektionalen Diskriminierungskritik. Psychismus als Diskriminierungsform denken wagen 63

Jaqueline Veenker

Digitalisierungsprozesse in Kindheit und Kindertagesstätten – Ein kritischer Diskurs zu „Big Data“ in kindlichen Lebenswelten am Beispiel von Geschlecht.....81

Geschlechterforschung in der Ökonomie

Ulrike Knobloch

Plurale Feministische Ökonomie und ihre normativen Grundlagen 101

Inputs zur Pluralen Feministischen Ökonomie	121
<i>Ann-Christin Kleinert</i>	
Materialistischer Feminismus heute	121
<i>Corinna Dengler</i>	
Feministisch-ökologische (Postwachstums-)Ökonomie.....	123
<i>Hanna Völkle</i>	
Feministisch-ökologische Ökonomie der Zeit.....	126
<i>Bernd Josef Leisen</i>	
Geschlecht in der experimentellen Verhaltensökonomie	130
<i>Ana Alvarenga de Castro</i>	
Peasant Women's Roles in Agroecology Facing Neo-Extractivism in Latin America	135
Herausforderungen interdisziplinärer Geschlechterforschung	
<i>Anna Orlikowski</i>	
Geschlechterforschung in Wechselwirkung mit gesellschaftlichen Prozessen: Reflexion und Weiterentwicklung von Theorien, Methoden und Diskursen	155
<i>Rita Stein-Redent</i>	
Überlegungen zur Geschlechterforschung in der Russischen Föderation – eine komparatistische Annäherung an einen Verstehensprozess	171
<i>Amanda Louise Palenberg</i>	
Weiblicher Ethnosexismus. Frauen als Produzentinnen und Adressatinnen sexistischer Rassismen in der Flüchtlingshilfe.....	193
<i>Gertrud Antonia Arlinghaus</i>	
Veränderung von Geschlechterkonstruktionen und Resonanzverhältnissen durch Tango Argentino. Tangoerfahrungen als Ausgangspunkte von Geschlechterkulturation – eine Diskussion leibkörperreflexiver Resonanzen in Tangopraxen unter Einbindung Hartmut Rosas Resonanztheorie.....	209
Autor*innen- und Herausgeber*innenverzeichnis	229

Grenzbegehungen

Geleitwort zum Sammelband „Geschlechterforschung in und zwischen den Disziplinen – Gender in Soziologie, Ökonomie und Bildung“

Maren A. Jochimsen

„Entgegen einer im Alltagsverständnis vermeintlichen Eindeutigkeit dessen, was mit *Geschlecht* als Differenz- und Strukturkategorie verknüpft wird, werden in wissenschaftlichen Debatten zahlreiche unterschiedliche Positionen eingenommen. Daher muss, wenn *Geschlecht* in den Fokus genommen wird, vorab geklärt werden, was damit gemeint ist. So ergeben sich je nach disziplinärer Verortung unterschiedliche theoretische und empirische Perspektiven auf dieses zentrale Querschnittsthema. Dabei ist *Geschlecht* als theoretischer und empirischer Gegenstand in Wissenschaftsdisziplinen nicht mehr wegzudenken“, so die Herausgeberinnen dieses Bandes in ihrem Call for Papers and Participations zur Summer School „Geschlechterforschung in und zwischen den Disziplinen – Gender als Querschnittsthema in Soziologie, Ökonomie und Bildung“ vom 2. bis 6. September 2019 an der Universität Vechta. Die Summer School, heißt es dort weiter, „nimmt die Vielfalt und Komplexität des wissenschaftlichen Gegenstands *Geschlecht* daher zum Anlass, unterschiedliche wie gemeinsame Perspektiven aus den Disziplinen Soziologie, Ökonomie und Bildung zu diskutieren.“

In ihrem Grußwort betonte die Vizepräsidentin der Universität Vechta, Marion Rieken, die Bedeutung der Summer School als lebendigen Ort des profunden wissenschaftlichen Austauschs und unterstrich deren Relevanz in Bezug auf drei große Bereiche: 1. die strategische hochschulpolitische Funktion in der Durchsetzung der Etablierung von Querschnittsthemen in der Mitte der Universität, 2. den interdisziplinären wissenschaftlichen Ansatz, der seine Forschenden zu Grenzgänger*innen zwischen und durch disziplinäre Grenzen mache und wissenschaftliches Miteinanderringen zum Gegenstand gewählt habe, sowie 3. die Beteiligung aller Statusgruppen, insbesondere die frühe Einbindung des wissenschaftlichen Nachwuchses in die Diskussion.

„Was geht zwischen den Grenzen und darüber hinaus?“, fragte anschließend Christina Plath (Zentrale Einrichtung Gleichstellung & Diversität) zu Beginn der Einführung der Initiatorinnen der Summer School mit Blick auf den in der gemeinsamen Diskussion angestrebten trans- und interdisziplinären Austausch auf Augenhöhe. Welche Unterschiede sind festzustellen, auszuloten, ins Gespräch zu bringen? Welche Herausforderungen bestehen, welche Macht-, Herrschafts- und Ungleichheitsverhältnisse? Julia Hahmann (Verwaltungsprofessur Transkulturalität und Gender) führte aus, dass Soziologie multiparadigmatisch denke und betonte den explizit aktivistischen An-

satz ihrer eigenen Forschung. Ausgehend von den Fragen „Wer darf sprechen, wer wird gehört?“ stellte sie die Notwendigkeit der kritischen Überprüfung der eigenen Verortung und deren Dekonstruktion, der eigenen Positionierung und Privilegierung, von Herrschaftskritik zur Überwindung von Herrschaftsverhältnissen heraus. Ulrike Knobloch (Professur Ökonomie und Gender) verwies auf die Berührungspunkte der Wirtschaftswissenschaften mit der kritischen Geschlechterforschung und hob die gesellschaftliche Bedeutung der Feministischen Ökonomie hervor. Für die aktuelle Debatte über Plurale Ökonomie machte sie deutlich, dass die Kategorie Geschlecht in jede Wirtschaftstheorie einzubeziehen ist, und skizzierte darauf aufbauend ihr Konzept einer Pluralen Feministischen Ökonomie. Melanie Kubandt (Professur Bildung und Gender) betonte die Notwendigkeit der Selbstreflexion von Forscher*innen und die der Erziehungswissenschaft inhärente Normativität, mit der es im Hinblick auf Möglichkeiten und Grenzen kritisch umzugehen gelte. Wo, so fragte sie, sind disziplinäre Betrachtungs-, Wissens- und Erkenntnislücken, die durch andere disziplinäre Zugänge erhellt werden können? Anna Orlikowski (Koordination Promotionskolleg Gender Studies) arbeitete den Erkenntnisgewinn interdisziplinären wissenschaftlichen Arbeitens heraus, der durch die eigene disziplinäre Grenzerfahrung im interdisziplinären Austausch entsteht und die Relationalität von (disziplinärem) Geschlechterwissen in Bezug auf Praxis, Wissen und Diskurs deutlich werden lässt.

Ausgehend von den im Hinblick auf die interdisziplinäre Diskussion oft verwendeten Begriffen *Grenze*, *Grenzgänger*innen*, *Grenzerfahrung* möchte ich im Folgenden versuchen, grundsätzliche Gedanken der Beiträge und Diskussionen der Summer School unterfüttert mit zusätzlichen Erfahrungen aus meiner Arbeit in interdisziplinären Kontexten und in der europäischen Forschungspolitik analog im Bild der *Grenzbegehung* als Ausgangsvoraussetzung eines konstruktiven, zukunftsfähigen Umgangs mit Grenzen zusammenzutragen. Dabei werde ich mich auf einige ausgewählte Beispiele konzentrieren und muss im Rahmen eines Geleitworts auf dahinterstehende und weiterführende Diskussionen verzichten bzw. kann diese im vorliegenden Rahmen nur andeuten – die meisten davon werden in den folgenden Buchbeiträgen wiederaufgenommen.

Im Anschluss an die Zielsetzung der Summer School und des vorliegenden Bandes versteht die folgende Betrachtung *Grenzbegehungen* als Erkundungen von Orten des Aufeinandertreffens – wie auch immer diese im Einzelnen geartet sein mögen – mit dem Ziel, kritische Kenntnis über den Verlauf der an diesen deutlich werdenden Grenzlinien zu erlangen und zu vermitteln. Im Begriff der *Grenzbegehung* lässt sich über das Bild der Begehung zum einen die der interdisziplinären Diskussion inhärente Dynamik einfangen; zum anderen kann die mit dem Bild der Grenze einhergehende normative Setzung sichtbar gemacht, kritisch hinterfragt und zum Gegenstand der Verhandlung gemacht werden.

Vor dem Hintergrund dieser Betrachtung stellt sich interdisziplinäre intersektionale Geschlechterforschung als ein dynamisches Gebilde unterschiedlicher, wechselseitig abhängiger inner-, quer-, inter- und transdisziplinärer Grenzbegehungen dar, die verschiedenste Aspekte des Aufeinandertreffens, des kritischen Hinterfragens und des In-Verhandlung-Tretens zum Gegenstand haben und unter deren Rubriken sich zentrale Diskussionspunkte der Summer School und der Beiträge in diesem Band wie folgt systematisieren ließen.

1 Innerdisziplinäre Grenzbegehungen

Im Rahmen innerdisziplinärer Grenzbegehungen werden Fragen bearbeitet wie: Was ist mit Geschlecht in der jeweiligen Disziplin gemeint? Welche theoretischen und empirischen Perspektiven liegen der wissenschaftlichen Berücksichtigung von Geschlecht in der eigenen Disziplin (Soziologie, Ökonomie, Bildung/Erziehungswissenschaften) und in dem eigenen Fachgebiet zugrunde? Von welchen normativen Annahmen geht die eigene Disziplin aus? Welche Rolle spielt Intersektionalität in der disziplinären Forschung? Gibt es einen bestimmten übergeordneten Diskurs und bestimmte Schwerpunktsetzungen in der Analyse von Geschlecht und Geschlechterverhältnissen? Was ist erreicht? An welchen theoretischen oder methodischen Punkten geht es nicht weiter? Wie stehen disziplinäre Erwartungen und interdisziplinäre Offenheit zueinander? Wo setzen wir an, was sind unsere Wertvorstellungen, d. h., wo liegen unsere eigenen persönlichen und disziplinären Grenzen?

Selbstreflexion und Kontingenzbewusstsein, Fragen danach, wer sprechen darf und wer gehört wird, Vergleich als Methode des Erkenntnisgewinns und die Identifikation von unbearbeitetem Terrain (Leerstellen) in der eigenen Disziplin lassen sich als innerdisziplinäre Grenzbegehungen begreifen.

2 Inter- und querdisciplinäre Grenzbegehungen

Unter dieser Rubrik ließen sich Fragen verorten wie: Welche Unterschiede sehen Forschende in der Betrachtung und analytischen Schwerpunktsetzung ihrer eigenen Disziplin im Vergleich zu den anderen Disziplinen? Wo bieten sich besondere Anknüpfungspunkte und thematische Überschneidungen oder auch Erfordernisse interdisziplinärer Zusammenarbeit? Welches sind die größten Herausforderungen im Hinblick auf das Gespräch zwischen den

Disziplinen und auf die Konzeption gemeinsamer Forschungsprojekte? Welche Vorschläge lassen sich zusammentragen, diesen Herausforderungen zu begegnen, gegebenenfalls. welche Beispiele erfolgreicher interdisziplinärer Zusammenarbeit ließen sich nennen? Gibt es eine Wunschliste im Hinblick auf eigene Erwartungen an das interdisziplinäre Gegenüber? Wie und an welchen Stellen könnte in der interdisziplinären Zusammenarbeit etwas Neues entstehen?

Gender als Querschnittsthema, Erkenntnisgewinn durch interdisziplinären Austausch, die Erhellung und Bearbeitung von disziplinären Leerstellen und die Relationalität von disziplinärem Geschlechterwissen lassen sich als solche quer- und interdisziplinären Grenzbegehungen verstehen.

3 Transdisziplinäre Grenzbegehungen

Unter dieser Überschrift lassen sich Grenzbegehungen wie zum Beispiel solche zwischen Theorie und Praxis, zwischen Wissenschaft und Gesellschaft, Wissenschaft und Politik, zwischen Wissenschaft und Hochschul- und Forschungspolitik fassen. Insbesondere die Gesprächsrunde mit Expert*innen aus der Praxis konstatierte einerseits einen unzureichenden Wissenstransfer aus der Geschlechterforschung zu den in praktischen Zusammenhängen handelnden Akteur*innen und betonte andererseits das Interesse der Akteur*innen aus der Praxis, nicht nur als Empfänger*innen von Forschungsergebnissen wahrgenommen zu werden, sondern an allen Phasen des Forschungsprozesses aktiv beteiligt zu werden. Vorgeschlagen wurden mehr Kooperationen und mehr strukturelle Foren in bestimmten Anwendungsbereichen, um Forschung mit der Praxis statt Forschung über Praxis und damit herrschaftskritisches Verhalten durch gemeinsames Forschen auf Augenhöhe – Praxisakteur*innen als Forschungspartner*innen, nicht als beforschter Forschungsgegenstand – zu ermöglichen und den derzeitigen Wissensverlusten durch Projektdenken entgegenwirken zu können. Themen (wie zum Beispiel Steuersystem oder Klassismus), die in der Zukunft eine wichtige Rolle spielen werden, so die Meinung der Praktiker*innen, sollten gemeinsam verhandelt, positive Gesellschaftsutopien in Dialog und Kooperation entwickelt werden; dies sei umso wichtiger angesichts vorherrschender Konkurrenz- und Kostenlogik.

Im Bereich transdisziplinärer Grenzbegehungen verorten sich auch Fragen des Umgangs mit reaktionären Strömungen in der Gesellschaft, die die Relevanz der Geschlechterperspektive als solche und deren qualitativen Beitrag zu wissenschaftlicher Erkenntnis wie auch das gesellschaftliche Engagement von Gleichstellungsbestrebungen jedweder Art in Frage stellen. Um diesen gesellschaftlichen Dynamiken Grenzen zu setzen, gilt es, so waren sich Praktiker*innen und Theoretiker*innen einig, Erfolge zu realisieren,

Verbündete zu suchen, sich in Netzwerken zusammenzuschließen, Regeln zu setzen, Haltung zu zeigen.

4 Perspektiven

Grenzbegehungen, so wird deutlich, vermitteln nicht nur Kenntnisse über den Verlauf von – ja immer auch gemeinsamen – Grenzen, sondern auch Kenntnisse über diesseits und jenseits Liegendes, über die Sphären, die zusammenreffen, und damit über Möglichkeiten der Kommunikation und aktiver Verhandlung. Als solche sind Grenzbegehungen damit Ausgangsvoraussetzung eines konstruktiven, zukunftsfähigen Umgangs mit Orten des Aufeinandertreffens. Oft genug sind die skizzierten Grenzbegehungen Gratwanderungen, die Risiko bergen, aber zugleich weitreichende Über- und Ausblicke bieten. Vor diesem Hintergrund beschäftigen sich die Grenzbegehungen der interdisziplinären intersektionalen Geschlechterforschung auch mit Vorschlägen und Ansätzen für einen konstruktiven Umgang mit vorhandenen Grenzziehungen. Dazu gehören Dialog und Kooperation, Brückenbau für wechselseitigen Wissenstransfer, Entwicklung pluraler Konzepte für eine konstruktive Koexistenz verschiedener wissenschaftlicher Ansätze.

Einen wichtigen Bezugspunkt dieser interdisziplinären intersektionalen Kraftanstrengung stellt die Vergegenwärtigung gemeinsamer grundsätzlicher Ziele dar: Was will feministische Wissenschaft? Auch die Geschlechterforschung ist gefordert, Zukunftsthemen zu verhandeln und einen Beitrag zu den großen gesellschaftlichen Herausforderungen der Europäischen Union und den Zielen für Nachhaltige Entwicklung der Vereinten Nationen zu leisten, die alle inter- und transdisziplinär entwickelte Lösungen verlangen. Responsible Research and Innovation, die Schlüsselaktion in Horizont 2020 im Bereich „Wissenschaft mit der und für die Gesellschaft“ (Science with and for Society) fordert auch eine deutlichere Berücksichtigung der Geschlechterdimension. Der wechselseitige Wissenstransfer zwischen Wissenschaft und Gesellschaft wird von der Europäischen Union inzwischen über eigene Finanzierungsbausteine gefördert.

Vor dem Hintergrund ihrer Genese aus der Frauenbewegung und ihrer im Kern feministischen, gesellschafts- und politikgestaltenden Anliegen sollte Geschlechterforschung dazu in besonderem Maße befähigt sein. Feministische Forschung begreift sich als verantwortliche und zukunftsorientierte Forschung mit gesellschaftsgestaltendem Anspruch und herrschaftskritischen, emanzipatorischen Zielen. Insofern hat interdisziplinäre intersektionale Geschlechterforschung auch die Aufgabe, in ihren Forschungsarbeiten aufzuzeigen, inwiefern über die Geschlechterperspektive und den gender-sensiblen Zuschnitt von Forschungsprojekten gesellschaftliche Fragestellungen, An-

sprüche und Wertvorstellungen eingebunden werden können und müssen, die beispielhaft als gelungene Integration der Gesellschaft in die Wissenschaft sowie von Wissenschaft in die Gesellschaft verstanden werden.

Die Grenzbegehungen interdisziplinärer intersektionaler Geschlechterforschung und die entwickelten Perspektiven sind zugleich ein Beitrag zur Stärkung demokratischer Werte. Die Gleichstellung der Geschlechter sowie die Integration der Geschlechterdimension in Forschung und Innovation sind von unverminderter Aktualität. Ihre Förderung ist eine zutiefst demokratische Angelegenheit, die sich den aktuellen Herausforderungen und den Bedrohungen der Demokratie entgegenstellt. Dies kann nur unter Bündelung gemeinsamer Kräfte und starker Allianzen geschehen.

Der vorliegende interdisziplinäre Band geht diesen Schritt für Soziologie, Ökonomie und Bildung und lässt so zugleich das Potenzial interdisziplinärer intersektionaler Geschlechterforschung im Hinblick auf die gemeinsame Suche nach einem zukunftsorientierten transformativen Narrativ und damit der Formulierung positiver Gesellschaftsutopien sichtbar werden.

Geschlechterforschung in und zwischen den Disziplinen: Gender als Querschnittsthema in Soziologie, Ökonomie und Bildung

Einleitung

Julia Hahmann, Ulrike Knobloch, Melanie Kubandt, Anna Orlkowski, Christina Plath

1 Ausgangspunkt

Die Geschlechterforschung blickt auf eine mehr als 50-jährige Geschichte zurück und wird heute in und zwischen den verschiedenen Disziplinen betrieben. Das Einnehmen einer Perspektive über disziplinäre Grenzen hinaus ist die große Stärke der Geschlechterforschung und von *Geschlecht* als wissenschaftlicher Querschnittsdimension. Im Laufe der letzten Jahrzehnte ist die wissenschaftliche Kategorie *Geschlecht*, aber auch die Geschlechterforschung disziplinunabhängig bzw. -übergreifend zahlreichen Veränderungen unterworfen gewesen. So haben beispielsweise die umfangreichen Veränderungen des Hochschulsystems im Rahmen der Bologna-Reformen Anfang der 2000er Jahre auch für die Geschlechterforschung und Lehre weitreichende Auswirkungen mit sich gebracht (siehe u.a. Knapp 2018). Die zunehmende Institutionalisierung in Form von *Gender Studies*-Studiengängen, die den Erfolg der Frauen- und Geschlechterforschung zu manifestieren scheint, wird an vielen Hochschulstandorten in Deutschland rückblickend als Überlebensstrategie der universitären *Gender Studies* interpretiert. Zum einen wird anhaltend kontrovers diskutiert, ob die Institutionalisierung der Geschlechterforschung als eigene (Sub-)Disziplin nicht dazu führe, dass *Geschlecht* als fächer- und disziplinübergreifendes Querschnittsthema (siehe zum Beispiel Oloff et al. 2018) verdrängt werde. Die Geschlechterperspektive begrenzt sich dann auf einzelne Fächer, statt sie in allen Fächern als Analysedimension zu verstehen und zu implementieren. Zum anderen leiden die zumeist kostenneutral eingerichteten Studiengänge unter einer chronischen Unterfinanzierung, die insbesondere die Schaffung und Aufrechterhaltung stabiler Strukturen innerhalb der Geschlechterforschung ebenso wie in der Gleichstellungsarbeit erschweren (Kahlert 2018). Die dadurch entstehenden Konkurrenzbedingungen im Wettbewerb um – im Vergleich zu anderen Disziplinen – deutlich begrenztere Fördermittel (in Höhe und zeitlichem Umfang), üben zusätzlichen Druck auf die Akteur*innen aus, in Bezug auf bestimmte messbare Indikatoren und Kategorien sichtbar zu werden und sich gegenüber Kol-

leg*innen durchzusetzen (Heintz 2018; Kreissl et al. 2018). All diese Entwicklungen erschweren einen inter- und transdisziplinären Austausch über *Geschlecht* als Differenz- und Strukturkategorie sowie die gemeinsame Bearbeitung zwischen Disziplinen, Fächern, Theorie und Praxis als Querschnittsthema.

Gerade aufgrund der skizzierten erschwerten Bedingungen war und ist uns die interdisziplinäre Zusammenarbeit in mehrerlei Hinsicht ein zentrales Anliegen, das wir als Herausgeberinnen dieses Sammelbandes und Organisatorinnen der vorausgehenden Summer School im September 2019 verfolgt haben und weiterhin verfolgen. So ergeben sich zum einen je nach disziplinärer Verortung unterschiedliche theoretische und empirische Perspektiven auf *Geschlecht*, was einer vorherigen Verständnisklärung bedarf. Dabei lassen sich innerhalb der Geschlechterforschung übergeordnete Diskurse bzw. Ansätze rekonstruieren, die jeweils unterschiedliche Foki auf *Geschlecht* bzw. Geschlechterverhältnisse legen, wie etwa Gleichheits- und Differenzdiskurse sowie Diskurse um Konstruktion und Dekonstruktion. Die Ansätze unterscheiden sich andererseits nicht nur inhaltlich, sondern häufig auch dadurch, auf welche Ebene sie rekurren. In der Regel wird zwischen Verortungen auf Mikro-, Meso- und Makroebene unterschieden. Gleichzeitig fokussieren die unterschiedlichen Disziplinen im Hinblick auf ihre untersuchten Gegenstandsbereiche zu *Geschlecht* jeweils disziplinabhängige und spezifische Forschungskontexte. Eine interdisziplinäre Diskussion bietet aus unserer Sicht die Möglichkeit, voneinander zu lernen, indem wir – durchaus kritisch – über den eigenen disziplinären Tellerrand schauen. So ergeben sich auf thematischen und methodischen Ebenen zahlreiche Überschneidungen, aber auch Unterschiede.

Darüber hinaus ist es uns als Wissenschaftlerinnen und aktive Akteurinnen ein zentrales, übergeordnetes Anliegen, dass *Geschlecht* in wissenschaftlichen, gleichstellungspolitischen sowie aktivistischen Zusammenhängen gleichermaßen Berücksichtigung findet. Insbesondere in Zeiten, in denen die Bandbreite von De-Thematisierung bis hin zu Abwertung und Forderungen der gänzlichen Abschaffung der Geschlechterforschung und *Gender Studies* aus konservativen und rechten Kreisen reicht (Hark/Villa 2015), wird ein solidarisches Miteinander, das Eintreten über Disziplinen hinweg und ein Bündnis zwischen theoretisch, empirisch und praktisch Agierenden notwendig. Geschlechterverhältnisse als Querschnittsthema zu bearbeiten, bedeutet für uns daher ebenfalls, sich grundlegend mit geschlechtsspezifischen Strukturen, deren historischer Bedingtheit und den daraus resultierenden Macht-, Herrschafts-, und Ungleichheitsverhältnissen auseinanderzusetzen, auch und gerade auf Basis der Bedingungen innerhalb von hochschulischen Strukturen sowie im Austausch zwischen Theorie und Praxis (siehe das Geleitwort von Jochimsen zu diesem Band).

Vor diesem Hintergrund traf sich der Planungszirkel erstmalig im September 2018 für Gespräche, um am Universitätsstandort Vechta mit temporären Fördermitteln aus der zweiten Programmphase des Professorinnenprogramms des Bundesministeriums für Bildung und Forschung (BMBF) eine interdisziplinäre Summer School zur Geschlechterforschung zu realisieren. Das fünfköpfige Organisationsgremium vereint die Disziplinen Soziologie, Ökonomie und Bildungs-/Erziehungswissenschaften, die durch Junior- bzw. Vertretungsprofessuren mit Gender-Teildenenominationen vertreten werden; ebenso sind die Koordination des am Standort zeitlich befristet bestehenden interdisziplinären Promotionskollegs „Gender Studies“ sowie die akademische Gleichstellungsarbeit Teil des Gremiums. Gut anderthalb Jahre und diverse diskussionsreiche Treffen später, liegt mit diesem Buch nun ein Sammelband vor, der zum einen versierte Beiträge der Geschlechterforschung aus Soziologie, Ökonomie und Bildung vereint. Zum anderen fußt seine Entstehung auf der Prämisse der querschnittsthematischen sowie prozessualen Auseinandersetzung zwischen den verschiedenen Professionen und Arbeitsbereichen der Organisatorinnen. Dabei war und ist es uns überaus wichtig, auch den Austausch zwischen theoretisch, wissenschaftlich und praktisch, aktivistisch Tätigen zu ermöglichen. Die Notwendigkeit der Verzahnung von Kooperationen zwischen Forscher*innen und Praktiker*innen auf Augenhöhe wurde insbesondere – aber nicht nur – im Rahmen der Gesprächsrunde mit den Expert*innen aus der Praxis bei der Summer School überaus deutlich. So ist die konstruierte, jedoch in vielen Bereichen wirksame Separierung von Theorie bzw. Wissenschaft und Praxis bzw. Aktivismus aus unserer Sicht zu überwinden, um gemeinsam relevante geschlechterpolitische Erkenntnisse in entsprechende aktivistische Handlungen umzusetzen (siehe zum Beispiel den Beitrag von Hahmann in diesem Band). Die gemeinsame Arbeit vor, während und im Anschluss an die Summer School verstehen wir in diesem Sinn. Dabei ist für uns ein wertschätzendes und solidarisches Miteinander zentral. Eine entsprechend ausgerichtete Kooperation zwischen Akteur*innen in Theorie und Praxis macht für uns den zentralen Wert interdisziplinärer Geschlechterforschung und daran anschließender Aktivitäten aus – trotz und gerade aufgrund der prekären Situationen aller Beteiligten.

Bevor wir in die in diesem Band vereinten Beiträge inhaltlich einführen, möchten wir zunächst disziplinäre Spezifika der Geschlechterforschung im Kontext von Soziologie, Bildung/Erziehungswissenschaften und Ökonomie ebenso wie übergeordnete Gemeinsamkeiten zwischen den Disziplinen skizzieren.

2 *Geschlecht* im Fokus der Soziologie und in den Erziehungswissenschaften

Die Auseinandersetzungen zwischen Soziologie und Geschlechterforschung sind ebenso wie in den anderen genannten Disziplinen kritisch und ausdauernd (Hark 2005; Hark/Villa 2015). Die universitäre Verortung innerhalb der Soziologie erfolgt vor allem durch die Anstrengungen der Zweiten Frauenbewegung (Kahlert 2019a), bleibt aber weiterhin marginalisiert und umstritten. Ein Fokus der Geschlechterforschung gilt dabei der kritischen Reflexion des soziologischen Androzentrismus bzw. der feministischen Bearbeitung soziologischer Klassiker (zur kritischen Auseinandersetzung mit dem Androzentrismus in der Ökonomie siehe den Beitrag von Knobloch in diesem Band). Die Allgemeine Soziologie und ihre Gesellschaftstheorien, so Aulenbacher (2008), nimmt die feministischen Revisionen von Marx, Weber, der älteren wie neueren Kritischen Theorie jedoch nur dort zur Kenntnis, wo Geschlechterforscher*innen selbst über die Darstellung des Kanons entscheiden und dementsprechend Überblickswerke veröffentlichen. Auch innerhalb der zahlreichen speziellen Soziologien ist die Geschlechterforschung insofern von anderen Disziplinen abzugrenzen, als dass sie *Geschlecht* bzw. Geschlechter sowohl als abhängige als auch als unabhängige Variable denkt – um es in der Sprache quantitativer Sozialforschung auszudrücken. In quantitativer Forschung ist *Geschlecht* dabei sicherlich mittlerweile in doppeltem Sinne standardisierter Teil (multivariater) Modelle und im Rahmen soziologischer Geschlechterforschung als Stratifikationsvariable (Kahlert 2019b) relevant bei der Betrachtung von Lebensläufen, Armutskarrieren, Familienkonstellationen und insbesondere in der Darstellung und Analyse von Ungleichheitslagen. *Geschlecht* wird in der soziologischen Gender-Forschung zudem als relevantes Ordnungsmerkmal verstanden, das Gesellschaft, Institutionen, Organisationen und Beziehungen (über-)formt. Beispielsweise wird eine vergeschlechtlichte Strukturierung der sozialen Welt in der feministischen Wohlfahrtsstaatsforschung, in der Untersuchung der Heteronormativität von Institutionen, in der kapitalistischen Arbeitsteilung zwischen öffentlicher und privater Sphäre sowie zwischen bezahlter Erwerbstätigkeit und Fürsorge in den Blick genommen. *Geschlecht* wird soziologisch zudem nach Kahlert (2019b) als Prozessvariable untersucht, wenn es um die Herstellung, Inszenierung, Performanz oder Anrufung von *Geschlecht* geht, wie sie mikrosoziologisch im Symbolischen Interaktionismus, in der Ethnomethodologie oder auch im Poststrukturalismus verstanden wird. All jenen Schwerpunkten ist gemein, dass sie Strukturierungs-, Ordnungs-, Macht- und Herrschaftsmechanismen als vergeschlechtlicht rahmen bzw. auf die Mechanismen, in denen *Geschlecht* relevant gemacht wird, hinweisen, sie erklären, re- oder dekonstruieren.

Ziel soziologischer Geschlechterforschung ist die Analyse, Aufdeckung und (je nach Ausrichtung) auch Beseitigung geschlechterspezifischer Ungleichheitslagen und gesellschaftlicher Unterdrückungsverhältnisse diverser vergeschlechtlichter Identitäten – nicht nur, aber auch von Frauen. Dies zeigt sich unter anderem an der vermehrten intersektionalen Forschung, die die Verwobenheit von herrschenden Verhältnissen (beispielsweise in der klassischen Trias von *Geschlecht*, *Klasse* und „*race*“, Crenshaw 1989) fokussiert und damit thematisiert, in welcher unterschiedlichem Ausmaß Frauen* von Diskriminierung betroffen sind, die Geschlechterforschung also keinesfalls eine homogene Gruppe adressiert. Hier wird ebenfalls deutlich, wie sehr die Geschlechtersociologie von akademischem wie aktivistischem Wissen anderer Bewegungen und (Sub-)Disziplinen profitiert, heutzutage insbesondere von den Queer Studies sowie post- und dekolonialen Theorieperspektiven.

Geschlechterforschung ist Analyseperspektive ganz unterschiedlicher spezieller Soziologien (Familiensociologie, Körpersociologie, Sozialstrukturanalyse, Arbeitsociologie), bildet aber gleichzeitig mit der Geschlechtersociologie eine eigene Bindestrich-Sociologie und Denomination von Professuren, Arbeitsgruppen und Lehrstühlen. Dabei ist die Geschlechtersociologie selbst im Rahmen herrschaftskritischer Diskurse immer wieder in innerdisziplinäre Debatten um Privilegierung und Aneignung eingebunden, die sich insbesondere aus den zuletzt genannten disziplinären Zugängen formieren (Hornscheidt 2014). Denn auch im Umfeld emanzipatorischer Wissenschaften zeigt sich die Krise der Repräsentation: Wer darf sprechen? Wer wird gehört? Und die für Wissenschaftler*innen nicht ganz unwichtige Frage: Wer bekommt die Professur, wer die Drittmittelförderung?

Wie sieht dies nun im Hinblick auf Bildung bzw. spezifisch in den Erziehungswissenschaften aus? Alles in allem lassen sich deutliche Parallelen zwischen der soziologisch und erziehungswissenschaftlich ausgerichteten Geschlechterforschung nachzeichnen. Gerade im Hinblick auf Analyse, Aufdeckung und auch Behebung geschlechterspezifischer Ungleichheitslagen und gesellschaftlicher Unterdrückungsverhältnisse unterschiedlichster vergeschlechtlichter Identitäten zeigen sich deutliche Überschneidungen. In der Regel wird in den Erziehungswissenschaften ähnlich wie in anderen Disziplinen in diesem Zusammenhang zwischen der jeweiligen Verortung der Perspektiven auf *Geschlecht* unterschieden: die Mikroebene fokussiert in erziehungswissenschaftlicher Perspektive auf die Ebene von Individuen, d.h. in dieser Perspektive sind Adressat*innen und Akteur*innen von Bildung, Erziehung und Betreuung primär im Fokus der erziehungswissenschaftlichen Geschlechterforschung. Die Mesoebene verweist hingegen auf die Ebene von Interaktionen und Organisationen, im erziehungswissenschaftlichen Kontext wird hierbei beispielsweise die Relevanz von *Geschlecht* in schulischen Institutionen und/oder Kindertageseinrichtungen untersucht. Die Makroebene umfasst letztlich das Gegenstandsfeld der Gesellschaft und nimmt *Geschlecht*

als Strukturkategorie in den Blick. So bildet sich auch in der erziehungswissenschaftlichen Geschlechterforschung der von Murray (1996) ganz allgemein für die *Gender Studies* konstatierte Common Sense ab, nämlich dass *Geschlecht* auf drei verschiedenen Ebenen relevant wird: *strukturell, interaktiv* und *individuell*.

Mit Blick auf die erziehungswissenschaftliche Geschlechterforschung lassen sich vor diesem Hintergrund einerseits übergeordnete Ansätze rekonstruieren, die jeweils unterschiedliche erkenntnistheoretische Perspektiven auf *Geschlecht* legen, ähnlich wie in anderen Disziplinen auch. Hier dominieren die bereits erwähnten Ansätze, wie u.a. Gleichheits- und Differenzperspektiven sowie seit den 1990er Jahren innerhalb der deutschsprachigen Erziehungswissenschaften auch Diskurse um Konstruktion und Dekonstruktion. Prinzipiell konstatiert Klika (2000) für die Erziehungswissenschaften unterschiedliche Bezüge von Wissenschaftler*innen auf die jeweiligen Diskurse, was unter anderem zu Diskursdurchmischungen philosophischer und sozialwissenschaftlicher Bezüge in den Erziehungs- und Bildungswissenschaften führte. Hinsichtlich eines Verständnisses von *Geschlecht* finden sich demzufolge je nach erkenntnistheoretischer Verortung durchaus gegensätzliche Positionen. Wie innerhalb der soziologischen Geschlechterforschung profitieren auch die Bildungs- und Erziehungswissenschaften jedoch in den letzten Jahren im Besonderen durch die inhaltliche Erweiterung und Ausdifferenzierung von Positionen mit Fokus auf Bildung und Erziehung durch queertheoretische und heteronormativitätskritische Ansätze (vgl. Baar et al. 2019).

Ein wesentlicher Unterschied zu anderen Disziplinen ist allerdings, dass die Erziehungswissenschaften ihre „disziplinäre Identität“ als eigenständige Wissenschaft in Abgrenzung zu ihren Bezugsdisziplinen u.a. über „die umfassende Inanspruchnahme pädagogischer Einflussnahme“ definieren, mit dem Ziel „gesellschaftliche Probleme zu bearbeiten“ (Dörner/Hummrich 2011: 171). Hier zeigt sich, dass Normativität bzw. auch der Umgang damit einen wesentlichen Bezugspunkt darstellt, wenn es um erziehungswissenschaftliche Geschlechterforschung geht. Die damit einhergehende Herausforderung ist laut Meseth (2011), dass die Erziehungswissenschaften und im Besonderen deren Forschungen,

„die Differenz zu den pädagogischen Erwartungen durch den Rekurs auf sozialwissenschaftliche Theorien und Methoden“ (ebd.: 182)

nicht zu stark werden lassen darf, denn sonst laufe sie

„Gefahr, ihren Gegenstand als pädagogischen nicht zu treffen und wäre (...) nicht gegenstandsangemessen. Aus disziplintheoretischer Perspektive könnte man auch sagen, sie wäre dann nicht mehr Erziehungswissenschaft, sondern Soziologie, Linguistik oder Ethnologie“ (ebd.: 182).

Dies ist im Besonderen deswegen interessant, da u.a. Baar und Kolleg*innen (2019) das Überwiegen ethnographischer Forschungszugänge im erziehungs-

wissenschaftlichen Forschungskontext konstatieren, wenn es um Perspektiv-einnahmen auf *Geschlecht* im Bildungskontext geht. Die Autor*innen erklären dies damit, dass Ethnographien pädagogische Handlungen auf eine spezifische Weise nachvollziehbar machen, die sowohl für die Wissenschaft als auch für Praktiker*innen anschlussfähig seien. Auch wenn Ethnographien eher einen deskriptiven Fokus einnehmen und weniger normativ orientiert sind als andere Zugänge, gilt jedoch auch hier das von Meseth (2011) sowie Dörner und Hummrich (2011) genannte Spezifikum, dass die Frage einer pädagogischen Einflussnahme zumindest immer kontextualisiert werden muss, wenn die Erziehungswissenschaft ihrer disziplinären Identität treu bleiben möchte.

Gemeinsam mit anderen Disziplinen ist jedoch, dass *Geschlecht* nicht mehr nur als singuläre Differenzdimension erziehungswissenschaftlich zum Thema wird, sondern auch hinsichtlich der Verschränkung mit anderen Differenzlinien. Eine solche Fokusverschiebung von Differenz zu Differenzen geht laut Walgenbach (2014) mit einer deutlichen Konjunktur der Begriffe Heterogenität, Intersektionalität und Diversity in den Erziehungswissenschaften einher (vgl. auch Emmerich/Hormel 2013). Nichtsdestotrotz plädieren wir als Herausgeberinnen dafür, neben intersektionalen Perspektiven auch Theorie- und Forschungsperspektiven zu berücksichtigen, die *Geschlecht* singulär in ihrer Spezifik analytisch in den Fokus rücken, um der Tendenz einer De-Thematisierung dieser gesellschaftlich nach wie vor zentralen Differenzlinie offensiv entgegenzuwirken.

3 Geschlechterforschung in der Ökonomie

In den Wirtschaftswissenschaften hat die Geschlechterforschung bis heute einen schweren Stand und ihre Erkenntnisse wurden und werden, wenn überhaupt, nur zögerlich einbezogen. Um nachvollziehen zu können, warum die Geschlechterforschung in Wirtschaft und Ökonomie erst mit einiger Verspätung Fuß fasst, muss mensch verstehen, dass sich die Wirtschaftswissenschaft nach 1945 stark an den Naturwissenschaften orientiert hat und Mathematik als Methode wichtiger wurde als Sozial- und Gesellschaftstheorie. Eine einzige, stark marktorientierte Denkschule, die so genannte Neoklassische Ökonomie, mit äußerst rigiden Prämissen, hat sich an den Hochschulen mehr und mehr durchgesetzt. Zwar ist die Kategorie *Geschlecht* für die Wirtschaftswissenschaften ebenso wichtig und relevant wie für andere Disziplinen, gleichzeitig wird die ökonomische Wissenschaft bis heute von orthodoxen Denkschulen geprägt, die eine kritische Auseinandersetzung mit dem Wirtschaftssystem und seiner geschlechtsspezifischen Strukturierung verhindern. Ab Mitte der 1960er Jahre galten alternative ökonomische Theorien als unwis-

senschaftlich (Garnett et al. 2010: 1f.) und bis heute dominiert die Neoklassische Marktlehre das Ökonomiestudium so stark, dass die meisten Absolvent*innen nichts anderes kennenlernen. Wissenschaftliche Karrieren sind in den Wirtschaftswissenschaften allein mit einer fundierten Kenntnis alternativer Ökonomieansätze auch heute noch nicht zu machen, mit der ausschließlichen Kenntnis orthodoxer Denkschulen aber sehr wohl.

Warum hat es so lange gedauert, bis sich Wirtschaft und Ökonomie der Geschlechterfrage stellen, und warum erscheint das nach wie vor als so schwierig? Es sind vor allem drei Annahmen der orthodoxen Denkschulen, die die längst fällige und umfassende Auseinandersetzung mit der Geschlechterfrage verhindern: Die orthodoxen Denkschulen in den Wirtschaftswissenschaften halten am Postulat der Werturteilsfreiheit fest, sie beschränken sich weitgehend auf die Analyse von Marktprozessen und konzipieren das Wirtschaftssubjekt als geschlechtsneutrale*n Nutzenmaximierer*in (Maier 2006: 143f.). Das Wirtschaftssystem als Teil des Gesellschaftssystems zu verstehen, das unser aller Leben von klein auf prägt und gestaltet, mag selbstverständlich erscheinen, ist es für die in den Wirtschaftswissenschaften dominierenden Theorien aber nicht. So verwundert es nicht, dass die ersten Ansätze Feministischer Ökonomie nicht in den Wirtschaftswissenschaften entwickelt wurden, sondern wie zum Beispiel der Subsistenzansatz aus der Soziologie und anderen Disziplinen kamen.

Vor diesem Hintergrund ist es hilfreich und wichtig zu verstehen, welche Ansätze von Ökonomie und *Geschlecht* mittlerweile vorliegen und mit welchem Verständnis der Kategorie *Geschlecht* und mit welchem Ansatz der Geschlechterforschung sie arbeiten. Deswegen hatten wir zur Summer School Aysel Yollu-Tok eingeladen – seit 2017 Professorin für Volkswirtschaftslehre an der Hochschule für Wirtschaft und Recht in Berlin und seit zwei Jahren zudem stellvertretende Direktorin des Harriet Taylor Mill-Instituts –, um eine Einführung in diesen Themenkomplex zu geben. Zusammen mit Fabiola Rodríguez Garzón hat sie für das Sonderheft des List Forums zur Pluralen Ökonomie einen Beitrag mit dem Titel „Feministische Ökonomie als Gegenprogramm zur Standardökonomie“ geschrieben, der auch ihrem Vortrag zugrunde lag (Yollu-Tok/Garzón 2018). In Text und Vortrag wurden *Gender Economics*, also die orthodoxen Ansätze der Standardökonomie, und Feministische Ökonomie, also die heterodoxen Ansätze der geschlechterbewussten Ökonomie, unterschieden und auf ihren Erklärungsgehalt für so zentrale ökonomische Themen wie die Verteilung von Zeit und Geld untersucht.

Deutlich wird dadurch, dass sich auch in den Wirtschaftswissenschaften Geschlechterforschung nicht auf das Hinzufügen von Frauen in die Mainstream-Ökonomie beschränken kann (*Gender Economics*), sondern die entstandenen Wirtschaftsstrukturen ebenso wie unsere Eingebundenheit in diese Strukturen aus Geschlechterperspektive kritisch zu untersuchen sind (Feministische Ökonomie). Allein im deutschsprachigen Raum ist in den vergange-

nen Jahrzehnten eine ganze Bandbreite und Vielfalt von Ansätzen feministisch-kritischer Ökonomie entstanden (siehe dazu Knobloch 2019 und auch den Beitrag von Knobloch in diesem Band).

4 Herausforderungen interdisziplinärer Geschlechterforschung

Die Anschlussfähigkeit der Geschlechterforschung bemisst sich an ihrem kritischen Potenzial im Hinblick auf die Analyse derjenigen Verflechtung zwischen Identitätsbildung (Gender), Institutionen und (Macht-)Strukturen, die notwendigerweise über die disziplinären Grenzen hinausweist. Aber das Zusammenwirken unterschiedlicher disziplinärer Zugänge bzw. das gemeinsame Arbeiten im Sinne interdisziplinärerer Forschung (vgl. Heckhausen 1987: 129) braucht einen gemeinsamen Verständigungsrahmen im Hinblick auf den Untersuchungsgegenstand, die Methoden und Begriffe¹. Nach der Differenzierung von Heckhausen (1972; 1987) wird Interdisziplinarität als zusammengesetzte, ergänzende oder vereinende Perspektive betrachtet. Bezogen auf einen konkreten Forschungsgegenstand kann eine zusammengesetzte Interdisziplinarität die einzelnen Disziplinen einbeziehen, ohne dass eine Überschneidung oder Übernahme der methodischen oder theoretischen Konzepte stattfindet; wie zum Beispiel der Gegenstandsbereich *Geschlecht* in Soziologie, in Bildung, in Ökonomie aus eigener disziplinärer Sicht betrachtet werden kann. Im Sinne einer ergänzenden Interdisziplinarität geht es dann um die Herstellung von Beziehungen zwischen den unterschiedlichen methodologischen und/oder theoretischen Konzepten. Vereinigende Interdisziplinarität geht von einer Verschmelzung des theoretischen Integrationsniveaus und einer Annäherung im Hinblick auf die Methoden unterschiedlicher Disziplinen aus (vgl. Heckhausen 1972: 89).

Bezogen auf die Geschlechterforschung und deren Genealogie wäre das Verständnis dieser Verschmelzung in einer „Soziologischen Geschlechterforschung“ (Aulenbacher et al. 2010) verankert, deren Forschungsanliegen es ist, die Bedeutung von *Geschlecht* bzw. Geschlechterverhältnissen hinsichtlich der sozialen, gesellschaftlichen und epistemischen Verflechtungen zu analysieren. *Gender* als Konstruktion, soziale Kategorie und als subjektive Identität verweist schließlich auf *Geschlecht* als Relevanzstruktur, die alle

1 Im Rahmen der Summer School bot der von Rita Stein-Redent und Anna Orlikowski angebotene Workshop „Geschlechterforschung interdisziplinär: Wechselwirkung zwischen gesellschaftlichen Prozessen und der Herausbildung von Theorien, Methoden und Diskursen“ einen geeigneten Rahmen für die Nachwuchsforscher*innen, um sich zu den vielfältigen Konzepten und Methoden im Hinblick auf das Erkennen, Beschreiben und Erklären von Geschlechterverhältnissen auszutauschen.

Ebenen des soziokulturellen Zusammenlebens betrifft; und in diesem Sinne stellt es eine Querschnittsdimension dar, wodurch sie den Zugang zu den unterschiedlichen disziplinären Diskursen und Zusammenhängen erhält. Die Geschlechterforschung als solche stellt ein recht heterogenes wissenschaftliches Feld dar, worin *Geschlecht* als Gegenstandsbereich sowie als Analyse- und Strukturkategorie in disziplinären sowie trans- und interdisziplinären Perspektiven bearbeitet wird. Wie heterogen ihre Verflechtung und Verortung in und zwischen den Disziplinen ausgestaltet sind, dokumentiert das aktuelle Handbuch *Interdisziplinäre Geschlechterforschung* (Kortendiek et al. 2019); es verweist aber auch auf die Dimension der Etablierung, Weiterentwicklung und Institutionalisierung der Geschlechterforschung als eigenständige und relevante Forschungsdisziplin.

Im Hinblick auf die diversen Schnittstellen zu anderen Fach- und Forschungsfeldern könnte mensch auch von einer Positionierung der Geschlechterforschung als Querschnittsdisziplin sprechen (siehe dazu den Beitrag von Orlikowski in diesem Band). Ihre Erkenntnis- und Wissenschaftskritik zusammen mit der theoretischen und methodologischen Perspektivierung der Geschlechterverhältnisse² verbinden sich mit der Aufgabe,

„das dominante wissenschaftliche Wissen auf seinen Geschlechterbias hin zu überprüfen und diesen zu korrigieren“ (Riegraf 2010: 15).

Ferner beinhaltet eine querdisciplinäre Einbindung von Erkenntnissen der Geschlechterforschung eine kritische Überprüfung des disziplinär vorausgesetzten Thematisierungsrahmens, wodurch neue Interpretationen und Erkenntnisse im Hinblick auf den Gegenstandsbereich *Gender* in den Fokus gelangen können. So lässt sich am Beispiel der aktuellen Forschungen – wie in diesem Band versammelt – zeigen, wie Geschlechterwissen, Praxis und Diskurse sich gegenseitig bedingen, überschneiden und beeinflussen. Die relevante Frage bleibt, wie sich die komplexen analytischen Perspektiven auf *Geschlecht/er* auf die Transformation innerhalb des Forschungsfeldes wie auch im Kontext gesellschaftlicher Diskurse und Wandlungsprozesse auswirken.

2 In diesem Zusammenhang muss ebenfalls auf die „Komplexität des Analysegegenstandes“ (Riegraf 2010: 20) verwiesen werden, die nicht nur bezogen auf die gesellschaftlich und kulturell hergestellten Geschlechterdifferenzierungen und -ungleichheiten verweist, sondern auch die (historischen) Wandlungen innerhalb der Geschlechterforschung widerspiegelt (vgl. ebd.: 20ff.).

5 Einordnung der Beiträge des Sammelbandes

Der soziologische und bildungs- bzw. erziehungswissenschaftliche Fokus innerhalb des Sammelbandes wird durch vier Beiträge repräsentiert. *Julia Hahmann* widmet sich in ihrem Beitrag „Soziologische Feminismen: Ein Plädoyer für die Stärkung herrschaftskritischer Perspektiven am Beispiel der Alter(n)ssoziologie“ der Ambivalenz zwischen Aktivismus und wissenschaftlichen Forderungen nach Objektivität und Neutralität, mit der sich die Geschlechterforschung innerhalb der eigenen Community, aber auch in der kritischen Diskussion mit anderen soziologischen Forschungs- und Theorietraditionen auseinandersetzt. Anhand wissenschaftstheoretischer Überlegungen weist sie am Beispiel der Alternssoziologie nach, inwiefern eine dezidiert herrschaftskritische Perspektive eine notwendige Ergänzung der wissenschaftlichen Analyse von Geschlechterverhältnissen darstellt.

Dass Geschlechterforschung eben auch Männlichkeitsforschung bedeutet, zeigt der Beitrag „Männliche Legitimationsstrategien zur ungleichen vergeschlechtlichten Arbeitsteilung in Familie und Erwerbsarbeit“ von *Jenny Ebert*. In ihrem empirischen Zugriff auf sogenannte engagierte Väter weist sie nach, wie Väter sich selbst und ihre Fürsorge-Aktivitäten wahrnehmen und präsentieren. Hierbei zeigt sich, wie Männer nach der in Anspruch genommenen Elternzeit Ungleichheiten der Anteile an Fürsorge-Arbeiten über verschiedene Deutungen legitimieren; beispielsweise über die Biologisierung einzelner Aufgabenbereiche wie das Stillen. Über die Erfahrung der Einbindung ihrer eigenen Väter gelingt es ihnen jedoch, sich selbst als engagiert, wenn auch nicht gleichwertig engagiert zu verstehen.

Sonja Lauff plädiert in ihrem Beitrag „Die gemiedene Kategorie der Psyche in der intersektionalen Diskriminierungskritik. Psychismus als Diskriminierungsform denken wagen“ für die Erweiterung bestehender Diskriminierungs- und Herrschaftslinien um das Konzept des Psychismus. Anhand der im englischsprachigen Raum bereits gegründeten und akademisch vertretenen *Mad Studies* verdeutlicht sie, inwiefern gesellschaftliche Wissensordnung um „psychische Krankheit“ versus „psychische Gesundheit“ zu gesellschaftlicher, aber auch akademischer Marginalisierung führen. Als theoretische Rahmung ihres Plädoyers wendet sie Butlers Konzeption der Subjektivierung und des intelligiblen Subjekts an.

Der Beitrag von *Jaqueline Veenker* verortet sich am eindeutigsten im Kontext von Bildung bzw. in den Erziehungswissenschaften. In „Digitalisierungsprozesse in Kindheit und Kindertagesstätten – Ein kritischer Diskurs zu *Big Data* in kindlichen Lebenswelten am Beispiel von Geschlecht“ geht es Veenker bei ihrer theoretischen, literaturgestützten Betrachtung um geschlechterbezogene Aspekte voranschreitender Digitalisierungsprozesse im Feld der frühen Kindheit und deren kritische Einordnung. Ihr spezifischer

Fokus liegt hierbei auf der Sichtbarmachung und expliziten Diskussion potenziell problematischer Entwicklungen im Kontext von Bildungs-, Erziehungs- und Betreuungsprozessen in Kindheit, Familie und im Besonderen in der Kindertagesstätte mit dem Ziel einer kindergerechten, lebensweltorientierten Medienpädagogik. Sie verweist in diesem Zusammenhang auf die Notwendigkeit inter- und transdisziplinärer Theorie- und Forschungsperspektiven für eine wissenschaftlich fundierte Verhältnisbestimmung von Digitalisierung, *Geschlecht* und Kindheit.

Zum Thema Ökonomie und *Geschlecht* sind in diesem Sammelband zwei Beiträge enthalten sowie – den ersten Beitrag veranschaulichend – vier Inputs von Nachwuchswissenschaftler*innen. Ausgehend von der aktuellen Debatte über mehr Pluralität in den Wirtschaftswissenschaften zeigt *Ulrike Knobloch* in ihrem Beitrag „Plurale Feministische Ökonomie und ihre normativen Grundlagen“, dass auch die in den vergangenen Jahrzehnten entstandene Feministische Ökonomie durch eine Vielfalt verschiedener Ansätze geprägt ist. Sie macht deutlich, dass diese auch im deutschsprachigen Raum entwickelten Ansätze plural in mehrererlei Hinsicht sind. Als Wirtschaftsethikerin geht es ihr dabei vor allem darum, die normativen Grundlagen dieser Ansätze feministisch-kritisch zu reflektieren. Zur Vorbereitung ihres Summer School-Workshops zur Pluralen Feministischen Ökonomie hatte sie vier der teilnehmenden Nachwuchswissenschaftler*innen gebeten, zu ihrer je spezifischen Herangehensweise an die Forschungsarbeit im Themenbereich Ökonomie und *Geschlecht* einen Input vorzubereiten. Diese Inputs haben *Ann-Christin Kleinert* zum „Materialistischen Feminismus heute“, *Corinna Dengler* zur „Feministisch-ökologischen (Postwachstums-)Ökonomie“, *Hanna Völkle* zur „Feministisch-ökologische Ökonomie der Zeit“ und *Bernd Josef Leisen* zum „Geschlecht in der experimentellen Verhaltensökonomie“ für diesen Sammelband verschriftlicht.

Ana Alvarenga de Castro verbindet in ihrem Beitrag „Peasant Women’s Roles in Agroecology Facing Neo-Extractivism in Latin America“ zwei feministische Perspektiven, den materialistischen und den dekolonialen Feminismus. Als Fallstudie hat sie das Minas Rio-Projekt in Brasilien gewählt, eines der weltweit größten Bergbau-Projekte, das Tausenden von Menschen die Lebensgrundlage entzieht. Aus ihren Interviews mit Kleinbäuerinnen dieser Region hat sie herausgearbeitet, welche Strategien sie entwickeln, um unter schwierigsten Bedingungen ihre Familien zu versorgen und wie sehr das Kreislaufdenken der kleinbäuerlichen Landwirtschaft der linearen kapitalistischen Logik entgegensteht.

Der Band vereint zudem interdisziplinäre Perspektiven, die sich nicht eindeutig den Disziplinen Soziologie, Bildungs- und Erziehungswissenschaften und/oder der Ökonomie zuordnen lassen. Diese Beiträge verweisen auf *Geschlecht* als Querschnittsdimension, die nicht vor disziplinären Grenzen haltmacht. Mit Blick auf die Entwicklungen innerhalb der interdisziplinären Ge-

schlechterforschung thematisiert *Anna Orlikowski* in ihrem Beitrag „Geschlechterforschung in Wechselwirkung mit gesellschaftlichen Prozessen: Reflexion und Weiterentwicklung von Theorien, Methoden und Diskursen“ die Genealogie der Geschlechterforschung im Hinblick auf eine kritische Infragestellung der eigenen Fundierung im Feminismus sowie der Institutionalisierung als Genderforschung. Der Zusammenhang zwischen epistemischem Wandel und sozialen Transformationsprozessen wird als eine Verflechtung von Diskursen, Wissen und Praxis herausgestellt. Abschließend wird die Frage nach der Selbstpositionierung sowie Zukunft von *Gender Studies* als Querschnittsdisziplin diskutiert.

Mit dem Beitrag „Überlegungen zur Geschlechterforschung in der Russischen Föderation – eine komparatistische Annäherung an einen Verstehensprozess“ stellt *Rita Stein-Redent* am Beispiel der Geschlechterforschung in Russland die Herausforderungen eines vergleichenden Vorgehens dar. Dabei werden theoretische und methodologische Ansätze der komparativen Forschung, Analysekatoren sowie deren Problematiken thematisiert. Aus der Perspektive der Frauen- und Geschlechterforschung werden Genderkonzeptionen in der Russischen Föderation und deren Einordnung im Kontext gegenwärtiger Diskurse sowie die historische Dimension des Geschlechterdenkens in der Sowjetunion aufgegriffen, um die spezifischen Bedeutungszusammenhänge mit ihren Differenzlinien zur westlich geprägten Genderforschung verständlich zu machen. Mit diesem Beitrag soll die Wahrnehmung für Osteuropa in der öffentlichen Diskussion und im Kontext von Transformationsprozessen geschärft werden. Ferner geht es darum, Diskurse um transnationale Prozesse, internationale Beziehungen sowie marginale Phänomene als kulturbedingt zu begreifen. Im Hinblick auf die Geschlechterforschung als Gegenstand komparativer Forschung sollen die Spezifika von Vergleichsanalysen hervorgehoben werden.

Im Beitrag von *Amanda Palenberg* „Weiblicher Ethnosexismus. Frauen als Produzentinnen und Adressatinnen sexistischer Rassismen in der Flüchtlingshilfe“ wird die Schnittstelle zwischen kulturwissenschaftlichem Verständnis von Ethnosexismus und soziologischer Perspektivierung der Teilhabeprozesse am Beispiel geflüchteter Frauen thematisiert. Basierend auf Dietzes (2016) Herleitung des Begriffs „Ethnosexismus“ als Kulturalisierung von *Geschlecht* wird diese Perspektive auf Rassismen gegenüber ethnosexualisierten Frauen angewendet. Mit Blick auf die tradierten Narrative bezüglich geflüchteter muslimischer Frauen wird untersucht, wie diese als unreflektierte Zuschreibungen im Kontext institutionalisierter Unterstützungsleistungen wirksam werden und wie sie die Möglichkeiten von Teilhabe für geflüchtete Frauen strukturieren. Ferner wird die Frage nach interkultureller Kompetenz als Qualifikation für haupt- und ehrenamtliche Unterstützer*innen relevant.

Der Beitrag von *Gertrud Arlinghaus* „Veränderung von Geschlechterkonstruktionen und Resonanzverhältnissen durch Tango Argentino. Tangoerfah-

rungen als Ausgangspunkte von Geschlechterkulturation – eine Diskussion leibkörperreflexiver Resonanzen in Tangopraxen unter Einbindung Hartmut Rosas Resonanztheorie“ fragt mit Blick auf die Tangokultur und -praxis nach Wandlungsprozessen eingeschriebener Geschlechterrollen. Der Wandel vollzieht sich in Lebenspraxen als Suche nach Begegnung, dabei spielen leibkörperliche Reflexivität und Resonanzfähigkeit eine zentrale Rolle. Der Tangotanz schult den Blick für Haltungen sowie für Prozesse des *Doing Gender* in deren Funktion als soziale Verkörperung. Damit werden diese Prozesse unmittelbar in Interaktion und Intersubjektivität nachvollziehbar und können so neu ausgestaltet bzw. dekonstruiert werden.

Die Beiträge des Sammelbandes geben einen Einblick in den Stand der Geschlechterforschung in und zwischen wissenschaftlichen Disziplinen. Die dabei gewählten Foki Soziologie, Ökonomie und Bildung/Erziehungswissenschaften ergeben sich, wie schon gesagt, aus den Professionen und entsprechenden Teil-Denominationen der Organisatorinnen der Summer School. Neben den disziplinären Spezifika sind insbesondere die interdisziplinären Ähnlichkeiten, Überschneidungen und theoretischen wie thematischen Übereinstimmungen hervorzuheben, die die Beteiligten an der Summer School und dem vorliegenden Band entdecken konnten. Diese Erkenntnis ist in vielfältiger Weise in den Beiträgen des Sammelbandes wiederzufinden.

Wir Herausgeberinnen bedanken uns bei allen Unterstützer*innen und Autor*innen, die zur Entstehung des vorliegenden Sammelbandes beigetragen und ihn damit möglich gemacht haben. Ebenso danken wir allen Beteiligten und Teilnehmenden der Summer School für den bereichernden Austausch, das überaus angenehme Miteinander und die vielfältige Unterstützung. Dem BMBF gilt für die finanzielle Förderung durch das Professorinnenprogramm II ebenfalls unser Dank.

Literatur

- Aulenbacher, Brigitte (2008): Geschlecht als Strukturkategorie: Über den inneren Zusammenhang von moderner Gesellschaft und Geschlechterverhältnis. In: Wilz, Sylvia Marlene (Hrsg.): Geschlechterdifferenzen – Geschlechterdifferenzierungen. Wiesbaden: VS Verlag, S. 139-166.
- Aulenbacher, Brigitte/Meuser, Michael/Riegraf, Birgit (2010): Soziologische Geschlechterforschung. Eine Einführung. Wiesbaden: Springer VS.
- Baar, Robert/Budde, Jürgen/Kampshoff, Marita/Messerschmidt, Astrid (2019): Von der Frauen- und Geschlechterforschung in der Erziehungswissenschaft zur erziehungswissenschaftlichen Geschlechterforschung. In: Baar, Robert/Hartmann, Jutta/Kampshoff, Marita (Hrsg.): Jahrbuch erziehungswissenschaftliche Geschlechterforschung: Geschlechterreflektierende Professionalisierung – Geschlecht und

- Professionalität in pädagogischen Berufen. Opladen: Verlag Barbara Budrich, S. 11-15.
- Crenshaw, Kimberlé (1989): Demarginalizing the Intersection of Race and Sex: A Black Feminist Critique of Antidiscrimination Doctrine. In: The University of Chicago Legal Forum 1, 8, S. 139-167.
- Dietze, Gabriele (2016): Ethnosexismus. Sex-Mob-Narrative um die Kölner Sylvesternacht. In: movements. Journal for Critical Migration and Border Regime Studies 2, 1. <https://movements-journal.org/issues/03.rassismus/10.dietze--ethnosexismus.html>. [Zugriff: 20.02.2020].
- Dörner, Olaf/Humrich, Merle (2011): Auf der Suche nach dem Gegenstand. Methodologisch-methodische Probleme der empirischen Analyse pädagogischer Ordnungen. Einführung in den Themenschwerpunkt. In: Zeitschrift für Qualitative Forschung 12, 2, S. 171-175.
- Emmerich, Marcus/Hormel, Ulrike (2013): Heterogenität – Diversity – Intersektionalität. Zur Logik sozialer Unterscheidungen in pädagogischen Semantiken der Differenz. Wiesbaden: Springer VS.
- Garnett, Robert/Olsen, Erik K./Starr, Martha (Hrsg.) (2012): Economic Pluralism. New York/London: Routledge.
- Hark, Sabine (2005): Dissidente Partizipation. Eine Diskursgeschichte des Feminismus. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Hark, Sabine/Villa, Paula-Irene (2015): Anti-Genderismus: Sexualität und Geschlecht als Schauplätze aktueller politischer Auseinandersetzungen. Bielefeld: transcript.
- Heckhausen, Heinz (1972): Discipline and Interdisciplinarity. In: Apostel, Leo/Berger, Guy/Briggs, Asa/Michaud, Guy (Hrsg.): Interdisciplinarity. Problems of Teaching and Research in Universities. Report of the Centre for Educational Research and Innovation (CERI). Paris: OECD, S. 83-89.
- Heckhausen, Heinz (1987): ‚Interdisziplinäre Forschung‘ zwischen Intra-, Multi und Chimären-Disziplinarität. In: Kocka, Jürgen (Hrsg.): Interdisziplinarität. Praxis – Herausforderung – Ideologie. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 129-145.
- Heintz, Bettina (2018): Ohne Ansehen des Geschlechts? Bewertungsverfahren in Universität und Wissenschaft. In: Hark, Sabine/Hofbauer, Johanna (Hrsg.): Vermessene Räume, gespannte Beziehungen. Unternehmerische Universitäten und Geschlechterdynamiken. Berlin: Suhrkamp, S. 159-187.
- hornscheidt, lann (2014): Entkomplexisierung von Diskriminierungsstrukturen durch Intersektionalität. http://portal-intersektionalitaet.de/uploads/media/Hornscheidt_Lann_Intersektionalita%CC%88t_Entkomplexisierung.pdf. [Zugriff: 20.02.2020].
- Kahlert, Heike (2018): Exzellente Wissenschaft? Das strukturelle Scheitern von Koordinierter Frauen- und Geschlechterforschung im Wettbewerb. In: Hark, Sabine/Hofbauer, Johanna (Hrsg.): Vermessene Räume, gespannte Beziehungen. Unternehmerische Universitäten und Geschlechterdynamiken. Berlin: Suhrkamp, S. 128-156.
- Kahlert, Heike (2019a): Geschlechterwissen: zur Vielfalt epistemischer Perspektiven auf Geschlechterdifferenz und -hierarchie in der sozialen Praxis. In: Kortendiek, Beate/Riegraf, Birgit/Sabisch, Katja (Hrsg.): Handbuch Interdisziplinäre Geschlechterforschung, Geschlecht und Gesellschaft. Wiesbaden: VS Springer, S. 179-189.

- Kahlert, Heike (2019b): Soziologie: eine Leitwissenschaft der Frauen- und Geschlechterforschung mit fragmentarisch entnaturalisiertem Geschlechterwissen. In: Kortendiek, Beate/Riegraf, Birgit/Sabisch, Katja (Hrsg.): Handbuch Interdisziplinäre Geschlechterforschung. Wiesbaden: VS Springer, S. 651-661.
- Klika, Dorle (2000): Zur Einführung: Konturen divergenter Diskurse über die Kategorie Geschlecht. In: Lemmermöhle, Doris (Hrsg.): Lesarten des Geschlechts. Zur De-Konstruktionsdebatte in der erziehungswissenschaftlichen Geschlechterforschung. Leverkusen: Leske + Budrich Verlag, S. 8-19.
- Knapp, Gudrun-Axeli (2018): Warum nicht vermessen sein? Anmerkungen zur Dialektik feministischer Aufklärung. In: Hark, Sabine/Hofbauer, Johanna (Hrsg.): Vermessene Räume, gespannte Beziehungen. Unternehmerische Universitäten und Geschlechterdynamiken. Berlin: Suhrkamp, S. 39-70.
- Knobloch, Ulrike (Hrsg.) (2019): Ökonomie des Versorgens: Feministisch-kritische Wirtschaftstheorien im deutschsprachigen Raum. Weinheim: Beltz Juventa.
- Kortendiek, Beate/Riegraf, Birgit/Sabisch, Katja (Hrsg.) (2019): Handbuch Interdisziplinäre Geschlechterforschung. Wiesbaden: Springer VS.
- Kreissl, Katharina/Hofbauer, Johann/Sauer, Birgit/Striedinger, Angelika (2018): Subjektivierungen in vermessenen Räumen. Wissenschaftsnachwuchs zwischen Fremd- und Selbstführung. In: Hark, Sabine/Hofbauer, Johanna (Hrsg.): Vermessene Räume, gespannte Beziehungen. Unternehmerische Universitäten und Geschlechterdynamiken. Berlin: Suhrkamp, S. 188-213.
- Maier, Friederike (2006): Wirtschaftswissenschaft. In: Von Braun, Christina/Stephan, Inge (Hrsg.): Gender-Studien: Eine Einführung. Stuttgart: Metzler, S. 136-148.
- Meseth, Wolfgang (2011): Erziehungswissenschaft – Systemtheorie – Empirische Forschung. Methodologische Überlegungen zur empirischen Rekonstruktion pädagogischer Ordnungen. In: Zeitschrift für Qualitative Forschung 12, 2, S. 177-197.
- Murray, Susan B. (1996): "We all love Charles". Men in Child Care and the Social Construction of Gender. In: Gender & Society 10, 4, S. 368-385.
- Oloff, Aline/Rozwandowicz, Anja/Sackl-Sharif, Susanne (2018): Ambivalente Disziplinierung. Die Institutionalisierung von Gender-Studies-Studiengängen unter den Bedingungen der Vermessung. In: Hark, Sabine/Hofbauer, Johanna (Hrsg.): Vermessene Räume, gespannte Beziehungen. Unternehmerische Universitäten und Geschlechterdynamiken. Berlin: Suhrkamp, S. 101-127.
- Riegraf, Birgit (2010): Soziologische Geschlechterforschung: Umrisse eines Forschungsprogramms. In: Aulenbacher, Brigitte/Meuser, Michael/Riegraf, Birgit (2010): Soziologische Geschlechterforschung. Eine Einführung. Wiesbaden: Springer VS, S. 15-32.
- Walgenbach, Katharina (2014): Heterogenität – Intersektionalität – Diversity in der Erziehungswissenschaft. Opladen: Verlag Barbara Budrich.
- Yollu-Tok, Aysel/Rodríguez Garza n, Fabiola (2018): Feministische Ökonomik als Gegenprogramm zur Standardökonomik. In: List Forum für Wirtschafts- und Finanzpolitik 44, 4, S. 725-762.

Geschlecht im Fokus der Soziologie und in den
Erziehungswissenschaften

Soziologische Feminismen: Ein Plädoyer für die Stärkung herrschaftskritischer Perspektiven am Beispiel der Alter(n)ssoziologie

Julia Hahmann

1 Einleitung

Die Soziologie als reflexive Wissenschaft, die also in Kontakt zu und Austausch mit gesellschaftlicher Realität steht, ist eine der Disziplinen, die eine starke Verknüpfung zu Frauen¹- und Geschlechterforschung aufweist, weswegen Kahlert, selbst Soziologin, sie als eine der Leitwissenschaften der Frauen- und Geschlechterforschung bezeichnet (Kahlert 2019: 652). Dabei war die Einbindung von feministischen Fragestellungen, Perspektiven, Theorien, Kritiken und Methodologien kein „Marsch durch die Institutionen“, auch in der Soziologie nicht, sondern lässt sich in verschiedene Phasen und Bewegungslinien aufteilen, spezifizieren und auch verorten. Dabei lässt sich in dieser historischen Abfolge nicht nur darstellen, dass Frauen- und Geschlechterforschung seit Beginn an einen „umbrella term“ für eine sehr diverse Bewegung darstellte, die sich also nicht nur in der Etablierung innerhalb soziologischer Forschung unterscheidet, sondern auch hinsichtlich thematischer Schwerpunkte innerhalb des soziologisch bearbeiteten Themenfelds, sowie bezüglich der wissenschaftstheoretischen Rahmung. Die wissen-

1 Das in diesem Beitrag verwendete Konstrukt von „Frauen“ ist nicht eindeutig definierbar. Während sich in vielen Bereichen der (akademischen wie aktivistischen) Feminismen das Verständnis vergeschlechtlichter Identitäten dank queerer Interventionen erweitert hat, also Frauen nicht cis Frauen oder als cis Frauen gelesene Personen meint, sondern sowieso trans Frauen, aber auch trans Männer und nicht-binäre Personen inkludiert, beispielsweise über den präziseren Terminus FLINT* (Frauen, Lesben, Inter, Nonbinär, Trans) sind in anderen Perspektiven, wie beispielsweise Teilen der differenzfeministischen Positionen, mit Frauen ausschließlich cis Frauen gemeint. Damit drücken sich einerseits historische Setzungen aus, die sich zwischen den verschiedenen feministischen Phasen (insbesondere der sogenannten Zweiten und der Dritten Welle, vgl. zum Beispiel von Borgen 2018) unterscheiden, damit kann auf bestimmte Problemlagen aufmerksam gemacht werden, darüber kann sich aber auch Transfeindlichkeit ausdrücken. Insbesondere die Beiträge der 1960er und 1970er Jahre leisten keine Begriffsbestimmung, daher ist eine Rekonstruktion zur Klärung, wer denn jetzt mit „Frauen“ eigentlich gemeint sei, nicht zu leisten. Aus diesem Grund werde ich nicht mit dem Konzept „Frauen**“ arbeiten. Zudem wird der Terminus „Frauen**“ von Aktivist*innen kritisiert, weil er unpräzise und unpolitisch ist sowie Personen mitdenkt (beispielsweise nicht-binäre Individuen), die sich der Binarität und damit auch der Idee einer Kategorie „Frau“ nicht unterwerfen wollen (vgl. Yaghoobifarah 2018).

schaftstheoretische Rahmung der einzelnen Strömungen der Frauen- und Geschlechterforschung wird zudem ergänzt durch ein den Konzepten, Argumenten, etc. zugrundeliegendes Gesellschaftsmodell, das die Strukturierung existierender Feminismen ermöglicht.

Im vorliegenden Beitrag werde ich mich diesen sehr unterschiedlichen geschlechtertheoretischen Perspektiven widmen und darlegen, dass die herrschaftskritischen Feminismen einerseits für die historische Entwicklung feministischer Theoriepositionen relevant sind und andererseits auch in aktuellen Analysen genutzt werden sollten, weil das ihnen zugrundeliegende Verständnis von Gesellschaften als asymmetrisch und hierarchisch nicht nur geeignet ist, in aktivistische Praxis überführt zu werden, sondern darüber hinaus auch einen einzigartigen analytischen Zugang ermöglicht. Hierzu erarbeite ich zunächst die historischen Linien und möglichen Strukturierungen, um im weiteren Verlauf wissenschaftstheoretisch zu verdeutlichen, inwiefern die feministische Wissenschaftskritik thematisiert, dass die von Teilen soziologischer Wissenschaft in Anspruch genommene Neutralität und Objektivität ihrer Forschung aus der Perspektive der Frauen- und Geschlechterforschung, aber auch aus der Perspektive aller emanzipatorischen Forschungszugänge, zu kritisieren ist. In einem letzten Punkt verdeutliche ich anhand der Alter(n)ssoziologie die Notwendigkeit der Stärkung eines dezidiert herrschaftskritischen Feminismus.

2 Die soziologische Frauen- und Geschlechterforschung in Auseinandersetzung zwischen Macht und Herrschaft

Historisch betrachtet hat insbesondere die Zweite Welle der Frauenbewegung die Geschlechterforschung in die Universitäten gebracht und damit einen feministischen Kanon etabliert.² Vor der Institutionalisierung der Frauen- und Geschlechterforschung liegen häufig jahrzehntelange Auseinandersetzungen und Kämpfe um Anerkennung, die die Wissenschaft ebenso wie die Gesellschaft zu einem „sozialen Kampffeld“ (Heitzmann 2010: 13) machen, das zu Befreiung und Gleichberechtigung führen möge (Brand/Sabisch 2019; Hark 2005).

Dabei sind feministische Strömungen immer geprägt von Auseinandersetzungen um Macht und Herrschaft, die sich beispielsweise in Forderungen

2 Dabei ist die Kritik bestehender Strukturen und Systeme durch die Institutionalisierung der Frauen- und Geschlechterforschung längst nicht abgeschlossen. Queere Gruppierungen, Black Feminism, Disability Studies, Critical Whiteness, Men Studies und viele weitere Bewegungen und Analyseperspektiven fordern die akademische Beschäftigung mit Macht- und Herrschaftsverhältnissen weiterhin heraus und formen sie.

nach der rechtlichen Gleichstellung von Männern und Frauen während des 19. und frühen 20. Jahrhunderts nachweisen lassen. Ziel feministischer Politiken ist die Transformation von Gesellschaft, die Frauen unterdrückt, ausbeutet und ausgrenzt, weil sie Frauen³ sind (vgl. Sauer 2012: 329). Der illegitime Ausschluss von Frauen aus grundlegenden Bereichen der bürgerlichen Lebensführung – Bildung, Wahlrecht, autonome Lebensführung, etc. – wird je nach Gruppierung aber unterschiedlich verhandelt. So unterscheidet unter anderem Maltry (1998: 301ff.) zwischen jenen Feministinnen, die ein „dualistisches Emanzipationskonzept“ vertreten und solchen, die ein „egalitäres Emanzipationskonzept“ propagieren. Ein dualistisches Emanzipationskonzept, so führt sie aus, zeichnet sich durch eine letztlich essentialistische Deutung von Männlichkeit und Weiblichkeit aus:

„Das männliche Prinzip, welches das Leben der Individuen, Staat und Gesellschaft beherrsche, sei durch die Grundsätze der Gewalt, Autorität, des Kampfes aller gegen alle und der Furcht des einen vor dem andern bestimmt“ (ebd.: 301f.).

Entgegengesetzt zu diesem zerstörerischen Profil bietet die weibliche Perspektive Hilfe, Güte, Entgegenkommen und Verstehen. Ziel feministischer Kämpfe sei daher die Etablierung rein weiblicher Organisationsformen. Hingegen gehen Anhänger*innen des egalitären Konzepts nicht davon aus, dass Frauen per se die besseren Menschen seien, weswegen sie eine Zusammenarbeit mit Männern fordern. Während Maltry verdeutlicht, dass dieser Haltung auch sozialistische Feministinnen zustimmen, fokussiert Sauer in ihrer Auseinandersetzung mit feministischen Macht- und Herrschaftskonzeptionen die Debatte der 1960er und 1970er Jahre, die sie in zwei Hauptpositionen unterteilt: marxistische und radikalfeministische Herrschaftskritiken auf der einen Seite und liberalen Gleichheitsfeminismus auf der anderen Seite (vgl. Sauer 2012: 383f.). Marxistische bzw. radikalfeministische Positionen verstehen das Patriarchat in Gleichsetzung zum Kapitalismus als grundlegend herrschaftsförmiges Gesellschaftsprinzip, das Frauen „unentrinnbar“ männlicher Unterdrückung aussetzt:

„Das Geschlechterverhältnis wurde als asymmetrisches, hierarchisches und vor allem gewaltförmiges Verhältnis konzipiert, in dem Männer [...] ihren Willen ‚Gegen das Widerstreben‘ von Frauen durchsetzen“ (ebd.: 383).

Während marxistische Feminist*innen die Verwobenheit von Kapitalismus und Patriarchat thematisieren, wenden sich andere radikalfeministische Positionen auch gegen diese Lesart von Herrschaft und Ausbeutung und benennen heterosexuelle Beziehungen als dominanten Mechanismus vergeschlecht-

3 An dieser Stelle wird beispielsweise deutlich, dass die vergeschlechtlichte Unterdrückung, Ausbeutung und Ausgrenzung zahlreiche Gruppierungen trifft, die sich sowohl über den Terminus FLINT (Frauen, Lesen, Inter, Trans) als auch den Begriff LGBTQIA+ (Lesbian, Gay, Bisexual, Trans, Queer, Inter, Asexual) bezeichnen lassen, also nicht nur Frauen oder Frauen*.

lichter Machtverhältnisse (für einen Überblick siehe zum Beispiel Willis 1984). Laut beider Positionen ist die Befreiung nur über die Überwindung herrschender Verhältnisse möglich. Eine Reform oder Kooperation mit bestehenden Akteur*innen der Herrschaft ist nicht denkbar. Demgegenüber sind liberalfeministische Positionen an der Gleichstellung unabhängig von Geschlechteridentität bei Beibehaltung herrschender Verhältnisse interessiert, wie sie in zahlreichen Gender Mainstreaming-Politiken zum Tragen kommt. Über rechtliche Änderungen und beispielsweise Quotenregelungen soll Macht gleichermaßen von Frauen ausgeübt werden, die so an relevanten gesellschaftlichen Ressourcen teilhaben: an Einkommen und Vermögen, politischen Entscheidungen sowie im Rahmen von Anerkennungsstrukturen an symbolischer Macht (vgl. hierzu beispielsweise Wendell 1987).

Gender Mainstreaming und liberalfeministische Positionen sind Teil unseres gesellschaftlichen Alltags. Wir debattieren über die Repräsentation von Frauen in popkulturellen Darstellungen, wie beispielsweise in Musik und Film, ihre Rolle in der Gestaltung dieser Angebote als Regisseur*in oder Produzent*in sowie die Formen symbolischer wie ökonomischer Anerkennung, die Frauen in diesen Feldern erlangen können. Stellenausschreibungen enden in vielen Bereichen mit der Aussage, dass eine Erhöhung des Frauenanteils von der jeweiligen Organisation erwünscht sei, wir diskutieren geschlechtergerechte Sprachregelungen, vergeschlechtlichte Lebensläufe, die Aufgabenteilung zwischen Erwerbs- und Sorgearbeiten und weibliche Altersarmut. All jene Debatten werden von diversen Akteur*innen als selbstverständliche Fortentwicklung moderner Gesellschaften betrachtet, eingefordert und institutionell unterstützt. Dabei richtet sich der Fokus – neben der rechtlichen Gleichstellung – insbesondere auf arbeitsmarktpolitische Maßnahmen. Primär diskutiert und politisch durchgesetzt wird insbesondere die Beteiligung an Erwerbsarbeit, die dann auch für Gleichstellung in anderen Bereichen sorgen soll, also beispielsweise in Fragen der Fürsorgearbeiten, in Repräsentationen auf verschiedenen Ebenen der Macht (zum Beispiel im Unternehmertum, in der Politik, in der Wissenschaft, etc.), beispielsweise im Rahmen der Strategie der Europäischen Union für die Gleichstellung von Frauen und Männern (BMFSFJ 2018). Grundlage der Idee von ökonomischer Unabhängigkeit ist dabei das „adult worker model“ (oder Doppelpersorgermodell), welches das Alleinverdiener- und Zuverdienermodell normativ abgelöst hat. Konkret bedeutet dies, dass jede erwerbsfähige Person auch möglichst umfassend (Vollzeit) erwerbstätig sein soll, um für den eigenen Lebensunterhalt aufkommen zu können. Studien ebenso wie alltägliche Berichte und Initiativen weisen darauf hin, dass der paradigmatische Wandel weitreichende Konsequenzen hat (zum Beispiel Winker 2015), da er nicht die Gleichheit von Einkommen fokussiert, sondern die gleiche Einbindung in Erwerbstätigkeit. Dies hat nicht nur massive Konsequenzen für Fragen der Vereinbarkeit von entlohnter Erwerbsarbeit und Fürsorgetätigkeiten, sondern missachtet grund-

legende Prinzipien herrschender Verhältnisse. Insbesondere feministisch-marxistischen Autor*innen sowie post- und dekolonialen Theoretiker*innen ist es zu verdanken, dass sie immer wieder darauf hinweisen, dass eine Fokussierung auf ökonomische Verhältnisse einerseits relevante weitere Herrschaftslinien außer Acht lässt und andererseits nicht einmal vergeschlechtlichte Ungleichheiten angemessen adressiert, wie im Folgenden kurz dargestellt werden soll: Der Gender Pay Gap beschreibt die Differenz des durchschnittlichen Bruttostundenverdiensts von Männern und Frauen im Verhältnis des Bruttostundenverdiensts von Männern. Er ermöglicht somit die Veranschaulichung vergeschlechtlichter Ungleichbehandlung in der Einkommensverteilung und den internationalen Vergleich dieses Phänomens. In Deutschland liegt der Gender Pay Gap (unbereinigt) derzeit bei ca. 21 Prozent und damit deutlich über dem europäischen Mittel von ca. 16%. Nachgeschoben folgt in der gesellschaftlichen, politischen und auch wissenschaftlichen Debatte um Einkommensunterschiede regelmäßig der Hinweis, dass der bereinigte Pay Gap – je nach Berechnung – nur bei zwei bis sechs Prozent läge. Dabei wird außer Acht gelassen, dass genau diese Differenz zwischen bereinigter und unbereinigter Form für Ungleichheitstheoretische Betrachtungen von besonderem Interesse sein muss, denn der bereinigte Gender Pay Gap berechnet nicht einfach die Lohnlücke, sondern zieht strukturelle Differenzen ab, die Einfluss auf das Einkommen haben (können), beispielsweise

„Unterschiede bei Berufen, Beschäftigungsumfang, Bildungsstand, Berufserfahrung oder der geringere Anteil von Frauen in Führungspositionen“ (Statistisches Bundesamt 2020).

Genau in diesen Bereichen sind jedoch herrschaftskritische Ansätze notwendig, denn sie thematisieren und skandalisieren, warum beispielsweise frauendominierte Berufsgruppen (zum Beispiel im Care Sektor, Winker 2015) so viel schlechter bezahlt werden als vergleichbare männlich geprägte Berufsgruppen. Eine radikalfeministische Sichtweise befasst sich also nicht allein mit vergeschlechtlichter Ungleichheit, sondern nimmt auch andere Mechanismen herrschender Verhältnisse in den Blick, die mit der Ausbeutung von Frauen verwoben sind.

Eine weitere Möglichkeit der Strukturierung von Geschlechterforschung weist Kahlert (2019) auf, die in ihrer Analyse der soziologischen Geschlechterforschung zwischen drei Linien der (empirischen) Bearbeitung differenziert, indem sie Geschlecht als Stratifikations-, als Struktur- oder als Prozessvariable soziologischer Forschung herausarbeitet, wie bereits in der Einleitung des vorliegenden Bandes skizziert wurde.

Kahlert (2019) attestiert der soziologischen Frauen- und Geschlechterforschung kein revolutionäres Potential, das dafür Sorge getragen hätte, dass kritisch-reflexiv soziologische Theorien, Methodologien, Konzepte und Kategorien weiterentwickelt werden. Diese kritisch-reflexive Beschäftigung mit vergeschlechtlichten Herrschaftsverhältnissen innerhalb von Wissensproduk-

tion wie Wissenschaft als Berufsfeld, findet sich ausgeprägt in der Beschäftigung mit feministischer Erkenntnistheorie, wie ich im Folgenden ausführen werde.

3 Feministische Wissenschaftskritik: Was ist politisch, was nicht?

Emanzipatorische Wissenschaftsperspektiven⁴ sehen sich regelmäßig dem Vorwurf ausgesetzt, nicht neutral und/oder objektiv in ihrer Forschung zu sein (vgl. hierzu beispielsweise die Beiträge zur Debatte zwischen Deutscher Gesellschaft für Soziologie und der Akademie für Soziologie seit Mitte 2018 oder die dauerhaft anhaltende Debatte um Werturteilsfreiheit). Dies gilt in besonderem Maße für Forschung, die anschlussfähig an politische Initiativen ist oder für Wissenschaftler*innen, die sich auch politisch äußern oder aktivistisch betätigen. Dort wo Wissenschaft die herrschenden Verhältnisse nicht nur beschreibt und analysiert, sondern sie kritisch in den Blick nimmt, evtl. sogar ändern möchte, ist der Vorwurf nicht weit – auch wenn eine Beibehaltung des Status Quo streng genommen nicht weniger politisch ist, dies aber nicht (offen) thematisiert wird. In einer positivistischen Wissenschaftsperspektive sind diese Vorwürfe gleichbedeutend mit der Aberkennung von Wissenschaftlichkeit und damit auch für die nicht-positivistischen Wissenschaftler*innen ernst zu nehmen bzw. ein Vorwurf, zu dem sie sich positionieren (müssen).

Feministische Wissenschaftler*innen, die sich mit Wissensproduktion und Erkenntnisgewinn auseinandersetzen, kritisieren die Debatte um Objektivität und Neutralität ihrerseits als prinzipiell problematisch. Wissensproduktion, so weisen sie theoretisch wie empirisch auf, erfolgt nicht kontextlos. Erkenntnisgewinn ist eng verknüpft mit den Forschenden, die sich beispielsweise im Rahmen des Entdeckungszusammenhangs für bestimmte zu erforschende Themen entscheiden und andere womöglich übersehen. Damit erfolgt Wissensproduktion eingebunden in den Kontext von Raum und Zeit, aber auch aus einer sozialen Position heraus. Forschen ist nach Haraway (1988) eine verkörperte Praxis, sie verweist hier auf den Zusammenhang von Erkenntnis, Erkennen und Sehen. Eine Praxis des Sehens ist gebunden an den Körper und damit abhängig vom Subjekt, das diese Praxis betreibt. Das Konzept der Objektivität verweist hingegen auf die Unabhängigkeit vom Subjekt, die Intersubjektivität. Hier liegt wissenschaftliche Erkenntnis also außerhalb der körperlichen Erfahrung. Damit, so verdeutlicht Harding (1990), werden Sozialwissenschaftler*innen als losgelöst von ihrer Umgebung verstanden,

4 In ähnlichem Maße gilt dies für interpretative oder allgemeiner qualitative Verfahren.

als seien sie nicht Teil gesellschaftlicher Strukturen innerhalb von Macht- und Herrschaftsbeziehungen. Forschungsperspektiven, die diese Eingebundenheit nicht mitdenken, spricht Harding (1992) daher „schwache Objektivität“ zu. Eine demgegenüber „starke Objektivität“ verlangt von Forscher*innen die Anerkennung der eigenen Positionierung als Wissensproduzent*in, die innerhalb des Forschungsprozesses mitzudenken, kritisch zu reflektieren, zu prüfen und zu dekonstruieren sei (ebd.: 581ff.). Einhergehend damit ist, dass die eigene Verortung die Erkenntnismöglichkeit räumlich begrenzt. Wissensproduktion ist aufgrund dieser Begrenzung immer lokal und kollektiv zu denken, verliert damit konsequenterweise ihren Universalismusanspruch. Diese Haltung und Vorgehensweise ist bezüglich der Frage von Objektivität aber eben kein Defizit feministischer Forschung. Im Gegenteil hebt Harding hervor:

„Aus der Perspektive feministischer Theorie und Forschung ist das *traditionelle* Denken subjektivistisch, weil es androzentrisch entstellt ist“ (Harding 1990: 147, Hervorhebung im Original).

Die Debatte um die Situiertheit des Wissens ist dabei anschlussfähig an Fragen der Repräsentation. Gefragt wird hier unter anderem in post- und dekolonialen Zusammenhängen, unter welchen Bedingungen Forschungsergebnisse entstanden sind, wer forschen darf, wer sprechen darf und wer als ernstzunehmende Sprecher*innen im Diskurs wahrgenommen wird und dabei die Unterwerfung des globalen Südens durch den globalen Norden in historischer Kontinuität thematisiert, analysiert und kritisiert (Shohat 1985; Spivak 1988). Beide Debatten, Situiertheit des Wissens und Repräsentation, thematisieren Auswirkungen einer historisch wie aktuell wenig heterogenen wissenschaftlichen Gemeinschaft. Wissenschaftliche Erkenntnis ist in ihrer historischen Einseitigkeit vornehmlich von weißen europäischen Männern erbracht worden. Die Eingebundenheit in die jeweiligen Herrschaftsverhältnisse produziert – wie das obige Zitat von Harding verdeutlicht – einen ausgewählten Einblick in soziale Phänomene. Dieser Mangel an Repräsentation innerhalb der wissenschaftlichen Gemeinschaft, also beispielsweise an Wissenschaftler*innen aus Arbeiter*innenhaushalten, Individuen mit Behinderung, Personen mit Migrationserfahrung, People of Color, etc., resultiert in eingeschränktem situiertem Wissen, das aufgrund seiner historischen Dauer und Dominanz weitreichende Konsequenzen für Gesellschaften hat. Denn nicht nur die Perspektive und Wahrnehmung auf Gesellschaft ist weiß und männlich, auch das Bild des idealen Wissenschaftlers [sic!] und Experten [sic!] ist das des weißen Mannes – und zunehmend auch das der weißen Frau⁵. Für all jene benannten Gruppen, die von diesen Bildern abweichen, ist der wissen-

5 Für eine kritische Thematisierung der Aneignung des Intersektionalitätskonzeptes durch weiße Frauen in der deutschen Universitätslandschaft und die Exklusion migrantischer Wissenschaftlicher*innen und People of Color siehe Erel et al. (2010).

schaftliche Alltag mit dem ihm innewohnenden Kampf um Anerkennung und Ressourcen damit deutlich schwieriger, weichen sie doch vom gewohnten Bild (scheinbarer) wissenschaftlicher Expertise ab.

Fraglich ist für viele feministische Wissenschaftstheoretiker*innen jedoch, ob Repräsentation das feministische Projekt – die „Beseitigung von Unterdrückung, Ausbeutung und Ausgrenzung“ (Sauer 2012: 379) von Frauen oder aber allgemeiner aus vergeschlechtlichen Herrschaftsverhältnissen im Rahmen aktueller Systeme von Wissensproduktion oder gesellschaftlicher Verhältnisse – zum Erfolg führen kann. Wie bereits dargelegt, gehen hier feministische Positionen in ihren Einschätzungen weit auseinander, es ist notwendig, die Ziele von Feminist*innen differenziert zu betrachten.

So kritisieren radikal-feministische Ansätze, dass Wissenschaft selbst vergeschlechtlichte Herrschaft ko-konstruiert und somit reproduziert (Harding 1990: 143f.). Innerhalb herrschender Unterdrückungsverhältnisse führt die Einbindung von Frauen aber natürlich auch anderer (mehrfach) strukturell marginalisierter Individuen in Erwerbsarbeit bzw. in diesem Fall in Wissenschaft also nicht automatisch zur angestrebten Emanzipation und dem Übergang in ein herrschaftsfreies Leben, sondern vor allem dazu, dass Frauen sich in das männlich geprägte Umfeld einpassen müssen (Hartsock 1983: 302). Dies zeigt sich auch am genannten „adult worker model“: Statt Vollerwerbstätigkeit an einem geringeren Arbeitsumfang auszurichten (etwa der 32-Stunden-Woche) oder eine Grundsicherung einzurichten, wird die vormals vor allem androzentrisch gedachte „Normalbiographie“ zur konkret praktizierten bzw. normativ imaginierten Normalbiographie aller Erwerbsfähigen. Für Wissensproduzent*innen würde das in der Konsequenz bedeuten, dass auch ihre Erkenntnisse herrschende Verhältnisse reproduzieren. Eine wahrhaft feministische Epistemologie sowie die daraus folgende Befreiung der Gesellschaft, so beispielsweise Fee (1981), ist über die Einbindung von Frauen und ihrer Perspektiven nicht möglich. Wissenschaft innerhalb sexistischer Strukturen erlaube nur „feministische Kritik an der real existierenden Wissenschaft“ (Fee 1981: 22, zitiert nach Harding 1990: 148). Die Überwindung der herrschenden Verhältnisse sei hingegen an feministische Praxis gebunden.

4 Zur Notwendigkeit eines herrschaftskritischen Feminismus am Beispiel der Alter(n)ssoziologie

Alter(n)ssoziologische Forschung befasst sich in vielen Themenfeldern mit geschlechterspezifischen Perspektiven, wie beispielsweise dem Eintritt ins Rentenalter, Rentenanwartschaften und Altersarmut von Frauen, Verwitwung als eher Frauen betreffendes Phänomen, soziale Unterstützung und Pflegeverantwortung. Dennoch weisen Autor*innen aus der Alterssoziologie im-

mer wieder darauf hin, dass es wenig dezidiert feministische Beiträge gibt (für einen Überblick siehe beispielsweise McFadden 2001). Calasanti und Slevin (2006) argumentieren in ihrer Einführung zum Sammelband „Age Matters. Realigning Feminist Thinking“, dass der „Bias of Middle Age“, also eine Fokussierung auf das mittlere Lebensalter, dazu führe, dass das höhere Alter oder Hochaltrigkeit nicht als politische Kategorie bzw. Positionierung wahrgenommen werde. Alterserscheinungen werden bei denjenigen in den Blick genommen, die zu den sogenannten „jungen Alten“ zählen. Das hohe Alter ist sozusagen eine Residualkategorie, die feministisch nicht selbst inhaltlich befüllt werde, sondern Leerstelle bleibe (vgl. ebd.: 2f.).

Geschlechterverhältnisse werden oftmals nicht in ihrer Verwobenheit mit der *Ungleichheitskategorie* Alter verstanden und vergeschlechtlichtes Altern nicht mit anderen bekannten Struktur- und Differenzkategorien zusammengedacht.⁶ Altersarmut wird so zum Beispiel als „Gender Pension Gap“ als Problem fehlender Erwerbstätigkeit diskutiert, das sich in nachfolgenden Kohorten aufgrund des genannten „adult worker model“ verringern könnte. Zwei Dinge scheinen dabei besonders problematisch: Einerseits wird davon ausgegangen, dass sich gesellschaftliche Verhältnisse der Ungleichheit bei Durchsetzung des „adult worker model“ automatisch verändern. Eine solche Perspektive, die daraufsetzt, dass die Probleme sich mit nachkommenden Kohorten quasi von selbst lösen, ist weder hilfreich für die derzeit betroffenen Kohorten noch wirklich zufriedenstellend evaluierbar. Denn: Wie viel Zeit ist ausreichend Zeit, damit Frauen in einem Maße in Erwerbstätigkeit eingebunden sind, dass sie sich tatsächlich eigenständig versorgen und Vorsorge betreiben können? Wie verhalten und verändern sich die sozialpolitischen Rahmenbedingungen, also beispielsweise die Rentenversicherungssysteme? Oder ganz konkret: Wann reicht es nicht mehr aus, auf die Zukunft zu vertrauen, sondern bedarf es Maßnahmen? Andererseits scheinen die Analysen die Verwobenheit von Ungleichheitskategorien auszublenden, so als existierten segregierte Arbeitsmärkte, Gender Pay Gap und Vereinbarkeitsproblematiken nicht, die neben traditionellen Familienmodellen und der Bereitschaft von Frauen, erwerbstätig zu sein, noch auf weitere Einflussfaktoren zur Entstehung von Altersarmut hinweisen (zum Beispiel Simonson/Vogel 2019: 181f.). Ein Blick auf aktuelle Statistiken zu Stundenumfang und Einkommensverhältnissen von Frauen verdeutlicht die Problematiken: Die repräsentative „Mitten im Leben“-Studie des Bundesministeriums für Familien, Seni-

6 Dabei ist bedeutsam, dass Alter(n) eine „Doppelstruktur als Differenzmarker (alt/jung) und lebenslange[r] Prozess die Forschung zudem vor besondere Herausforderungen stellt“ (van Dyk 2017: 26). Alter(n) ist insofern eine außergewöhnliche Ungleichheitskategorie, als dass Alterungsprozesse nahezu alle gesellschaftlichen Subjekte gleichermaßen durchlaufen. Altersgrenzen, die beispielsweise für Formen von Ungleichheit sorgen (zum Beispiel das Wahlrecht) sind somit auch für alle Gesellschaftsmitglieder relevant (vgl. zum Beispiel Künemund/Hahmann 2017). Helfferich (2017) weist jedoch darauf hin, dass Altern und Geschlecht sich in ihrer Konstruiertheit auch ähneln (ebd.: 92ff.).

oren, Frauen und Jugend erhebt Daten zu Einstellungen zur „Einkommensgerechtigkeit im Lebenslauf“ und fokussiert hier Männer und Frauen zwischen 30 und 50 Jahren. Betrachtet man die Daten zum Nettoeinkommen, so wird deutlich, dass die Rentenversicherungsansprüche der derzeit 30- bis 50-jährigen Frauen zumindest aus der gesetzlichen Vorsorge kaum ausreichend sein werden, um Altersarmut zu vermeiden: So sind Frauen zu 39% in Vollzeit erwerbstätig (Männer zu 88%), 10 Prozent haben ein eigenes Nettoeinkommen von über 2000 Euro (Männer zu 42%), bei 63 Prozent liegt das Einkommen unter 1000 Euro, 19% haben in dieser Zeit kein eigenes Einkommen. Dabei sind die Frauen keineswegs schlechter ausgebildet als Männer:

„Hier zeigt sich, dass die vorhandenen beruflichen Qualifikationen von Frauen nicht in gleicher Weise zum Einsatz kommen wie jene von Männern. Die fachlichen Voraussetzungen für eine eigene Existenz- und Alterssicherung sind bei Frauen und Männern in etwa gleichem Maße vorhanden – von Männern werden diese mehrheitlich genutzt, aber nur von einem Teil der Frauen. Insofern sind Frauen der Generation 30 bis 50 Jahre zwar qualifizierte Fachkräfte, doch haben Rahmenbedingungen, Geschlechterrollenbilder und traditionsorientierte Anreize dazu geführt, dass nur 68% der Frauen, aber 91% der Männer dieser Generation mehr als 20 Stunden pro Woche erwerbstätig sind und dadurch die Chance haben, durch eigene Erwerbstätigkeit ihren Lebensunterhalt finanzieren zu können. Die Differenz von 23% lässt sich interpretieren als Indikator für eine strukturelle Benachteiligung und partielle Exklusion von Frauen vom Arbeitsmarkt: Betroffen ist davon mehr als jede fünfte Frau dieser Lebensphase und Generation [...] Für sehr viele Frauen in der Mitte des Lebens stellen sich konkret erhebliche Schwierigkeiten, gar ‚Unmöglichkeiten‘ der aktuellen eigenen Existenzsicherung, Risikoversicherung und Alterssicherung: Bei geringem Einkommen müssen sie sich entscheiden, ihr Budget zu verteilen oder zu konzentrieren, Prioritäten setzen zum Beispiel nach Dringlichkeit – und damit einen Aspekt oder mehrere unterversorgen. Insgesamt haben 77% der Frauen ein eigenes Nettoeinkommen unter 1.500 Euro“ (BMFSFJ 2016: 18 und 19f.).

Dies gilt, wie Studien immer wieder nachweisen, in besonderem Maße für alleinerziehende Frauen. Ein Abwarten auf bessere Zeiten über die Durchsetzung des „adult worker model“ scheint den Lebensrealitäten von aktuell erwerbstätigen Frauen also ebenso wenig zu helfen, wie denen derzeitiger Rentnerinnen.

Anknüpfend an die durch Heike Kahlert vorgenommenen Kategorisierungen in Kapitel 2 möchte ich daher dafür plädieren, neben stratifikatorischen und (de-)konstruktivistischen sowie liberalfeministischen Positionen stärker strukturtheoretische sowie herrschaftskritische Perspektiven in die Alterssoziologie zu integrieren oder wie Hooymann und Kolleginnen ausführen, wenn sie ihr „feminist gerontological framework“ formulieren:

„We begin by acknowledging that women’s place in the social structure is fundamentally different from men’s because of their daily experiences with inequality and oppression. This assumption of women’s oppression differentiates a feminist approach from other progressive social welfare views [...]“ (Hooymann et al. 2002: 6f.).

Wichtig erscheint mir zudem, die Variable „Alter“ als eigene Struktur- oder Differenzvariable zu betrachten, die in ihrer Verwobenheit mit anderen ungleichheitsrelevanten Konstrukten – und in diesem Beitrag insbesondere mit Geschlecht – zu spezifischen Marginalisierungserfahrungen führen, die wir als Ergebnis herrschender Verhältnisse, als Herrschaftsbeziehungen, analytisch in den Blick nehmen müssen (Calasanti/Slevin 2006; Denninger/Schütze 2017: 9; Hooyman et al. 2002; King 2006). Erneut rückt dann das mittlere Erwachsenenalter in den Fokus, das den Standard setzt und von dem sich das höhere bis hohe Alter abgrenzen lässt:

„The focus on age requires theorizing the obligations to reproduce and/or take paid work and the expropriation of labor from those who do not: both the very young and most of the old” (King 2006: 49).

In dieser Perspektive versteht Neal King das mittlere Erwachsenenalter nicht als das Alter, das soziologisch genutzt werden soll, um höheres Alter zu verstehen und/oder erklären, sondern als soziale Normalitätsfolie und damit ungleichheitsstiftendes bzw. herrschaftsförmiges Ordnungsprinzip von kapitalistischen Gesellschaften, die alte Individuen als passive und abhängige Konsument*innen wohlfahrtsstaatlicher wie familialer Transfers ko-konstruieren (vgl. hierzu auch Denninger/Schütze 2017: 11).

Genannte Abhängigkeiten gelten für Frauen in besonderem Maße (Götz/Lehnert 2016), die aufgrund reproduktiver Tätigkeiten und herrschender Geschlechterregimes nicht nur – wie genannt – in geringerem Maße für die eigene Existenzsicherung aufkommen können und unter geringen Rentenzahlungen leiden, sondern die auch in anderen Bereichen unter Ausschluss und Unterdrückung litten und leiden, zum Beispiel in Bereichen öffentlicher Meinungsbildung, und Teile ihres Lebens rechtlich marginalisiert wurden, zum Beispiel bei Vergewaltigung in der Ehe (strafbar seit 1997), der Frage nach gesetzlich vorgeschriebener Arbeitsteilung in der Ehe, die der Frau nur dann Erwerbsarbeit erlaubte, wenn dies „mit ihren Pflichten in Ehe und Familie vereinbar“ war (in der BRD 1977 abgeschafft) oder den weiterhin geführten Debatten um die „Abtreibungs-Paragrafen“ §218 und §219a im Strafgesetzbuch (vgl. zur durchgängigen Privilegierung von Männern auch Beer 1990). Insbesondere die in den letzten Jahren geführten politischen Diskussionen, die aufgrund der Verurteilung einzelner Ärzt*innen zu einer Neuverhandlung des §219a geführt haben, zeigen, wie sehr der weibliche Körper weiterhin als gesellschaftlicher Körper gedacht wird (vgl. hierzu auch grundlegend Federici 2012). All die beschriebenen Verhältnisse formen die Lebensverläufe von Frauen, sie strukturieren ihre Lebensrealitäten, ordnen Handlungsspielräume, Subjektivierung und wahrgenommene Handlungsmacht (vgl. Rau 2017). Während wir hierüber also Altern als Lebensverlaufsperspektive mitdenken können, gilt es gleichzeitig Alter als Pol der Dichotomie alt/jung (van Dyk 2017) zu denken, beispielsweise in der Betrachtung des alten, weiblichen Körpers:

„Durch den Prozess des *Othering*, das heißt des Rasterns und Kategorisierens (zum Beispiel nach ‚Alter(n)‘ und ‚Geschlecht‘) und letztlich Hierarchisierens werden prekäre Körper durch soziale Bedingungen in Ungleichheitsverhältnisse angeordnet“ (Rau 2017: 73, Hervorhebung im Original).

Die Perspektive verändert sich, je nachdem, ob wir den alternden Körper samt seiner diskursiven Aufladung und der Verhandlung von Attraktivität in den Fokus rücken oder aber die positionale Verortung des (in diesem Moment) statischen alten, weiblichen Körpers in gesellschaftlichen Machthierarchien beispielsweise der Verwertungslogik (als erwerbstätig, reproduktiv, attraktiv, etc.) analytisch fassen wollen (vgl. Aulenbacher et al. 2015; van Dyk 2017: 29).

Hooyman et al. (2002: 6) formulieren daher sehr konkrete Forderungen an eine feministische Gerontologie, die in den von den Autorinnen thematisierten Schwerpunktsetzungen deutliche strukturtheoretische Verbindungen aufweisen:

„Feminist gerontology in general points to the gaps in our knowledge of topics such as economic and health status, caregiving responsibilities, and retirement and calls for a more critical, socially attuned analyses of the historical, political, and economic forces across men and women. Such analysis obviously has policy implications: identifying power differentials necessitates social change; correcting those power differentials requires not only personal action, but change in social and economic policies and the distribution of resources. From our perspective as change agents, we take a critical stance on policy-making and consider the following interconnected elements to be critical to social reformation from a feminist gerontological framework. Individually and collectively, researchers and practitioners need to: (1) document inequality and oppression by gender, race, and class across the life course and the added oppression by age; (2) identify the sociocultural, historical, and political forces that shape aging among diverse groups; (3) analyze the interactions between production and reproduction within a western capitalistic marketplace; (4) critique the ideologies of separate spheres and of familism; (5) advocate for gender justice via political and structural change; (6) reconceptualize power and empowerment; (7) adopt a holistic ecological perspective; (8) seek opportunities for solidarity within and across genders; and (9) search for new and alternate methods for gerontological practice, policy, research and education. These elements are offered as heuristics – areas of inquiry intended to provoke new thinking – rather than points of argument or debate“.

Für eine dezidiert feministische Perspektive bieten sich insbesondere Teile der Intersektionalitätsforschung an, sind doch genau die von Feminist*innen geforderten Ideen von Mehrdimensionalität, Verwobenheit, Überlagerung, Verschränkung von Strukturierungs- und Differenzierungskategorien Anliegen für diese theoretisch wie methodologisch sehr breit aufgestellten Ansätze typisch (Denninger/Schütze 2017: 9). In den Auseinandersetzungen, wie viele und welche Kategorien Aufmerksamkeit erhalten sollen, wird Alter jedoch ausgespart oder wie bei Winker und Degeles Konzept der Mehrebenenanalyse als Teil der Kategorie Körper verstanden (van Dyk 2017; Winker/ Degele 2008). Dies ist insofern verwunderlich, als sich die Intersektionen empirisch

zeigen lassen, worauf beispielsweise Borscheid und Zimmermann im Sechsten Bericht zur Lage der älteren Generation hinweisen:

„Alters- und Altersprobleme von Menschen mit Migrationshintergrund werden ethno-gerontologisch oft mit der ‚Double-Jeopardy-These‘ gekennzeichnet. Ihr zufolge ist diese Bevölkerungsgruppe doppelter Gefährdung beziehungsweise kumulativer Diskriminierung ausgesetzt: einerseits ethnischen, andererseits altersbezogenen Exklusionen [...]. Diese Benachteiligung weitet sich zur drei- und vierfachen aus, wenn Altersunterschiede zwischen Frauen und Männern sowie zwischen verschiedenen sozialen Schichten mitbedacht werden. Aufgrund der genannten Aspekte kann geradezu von einem ‚grey triangle of structural agism‘ gesprochen werden: In der schwierigsten Alterssituation befinden sich in unserer Gesellschaft Frauen mit nichtwestlichen Migrationshintergründen aus unteren Bevölkerungsschichten“ (BMFSFJ 2010: 9ff.).

Dabei knüpft der von den Autoren benannte „structural agism“ an das in diesem Beitrag als politische Positionierung von Alter benannte Verständnis an, das Alter, Lebenslauf (Kohli 1985) oder generationale Ordnung (Alanen 2009) als Strukturierung von Gesellschaft versteht.

Aber auch die Fortführung eines materialistischen Feminismus im Rahmen einer Material Gerontology (Höppner/Urban 2018) eröffnet die Möglichkeit, die Überlagerungen von Alter und Geschlecht neu zu denken. So wird der Körper in der Alterssoziologie wie auch in der Geschlechterforschung oftmals negiert (vgl. hierzu zum Beispiel Artnr et al. 2017; Laz 2003; Twigg 2007), stattdessen dominier(t)en in beiden Forschungsperspektiven sozialkonstruktivistisch und poststrukturalistische Ansätze. Der Körper ist für eine herrschaftskritische Betrachtung jedoch relevant, werden doch Attraktivität und Jugendlichkeit nicht allein diskursiv gefordert (Höppner 2011). In Fragen gesundheitlicher Ungleichheit wird zum Beispiel deutlich, dass der alternde Körper je nach sozialer Positionierung unterschiedlich stark von (Multi-) Morbidität und Mortalität bedroht ist (Denninger/Schütz 2017: 11). Dies ist insofern auch für eine Geschlechteranalyse relevant, weil sich die Lebenserwartung von Männern und Frauen weiterhin stark unterscheidet und Frauen somit deutlich länger

„altersdiskriminierenden und -stereotypisierenden Strukturen, Zuschreibungen und Verhaltensweisen ausgesetzt sind“ (van Dyk 2017: 29).

Frauenkörper, die als alt markiert sind, gelten als unattraktiv. Frauen berichten in Interviews von einer sozialen Unsichtbarkeit, die ihre Geschlechteridentität bedroht. Die Dopplung des vermeintlich ungeschlechtlichen, nicht-attraktiven Körpers mit einer Zuschreibung von Gebrechlichkeit bedeutet für alte Frauen den Ausschluss aus Öffentlichkeit und damit einen erschwerten Zugang zu Ressourcen. So schlussfolgern Calasanti und Slevin:

„Age categories have real consequences, and bodies – old bodies – matter. They have a material reality along with their social interpretation [...]. Old people are not, in fact, just like middle-aged persons but only older. They are different. And as is the case with other

forms of oppression, we must acknowledge these differences, even see them as valuable” (2006: 5).

Eine herrschaftskritische, feministische Alter(n)ssoziologie, welche die bereits benannte „Beseitigung von Unterdrückung, Ausbeutung und Ausgrenzung“ (Sauer 2012: 37) anstrebt, muss also neben der Analyse von patriarchaler und kapitalistischer Ordnung auch die des Alter(n)s anerkennen und einbeziehen (vgl. zum Beispiel Denninger/Schütze 2017; Helfferich 2017).

5 Fazit

Feminismen sind vielfältig. Ihre akademische wie aktivistische Perspektive auf Gesellschaft(en), ihr Verständnis von (global-)gesellschaftlichen Zusammenhängen und sozialer Ordnung differiert nicht nur nach wissenschaftstheoretischer Ausrichtung, sondern auch danach, welches emanzipatorische Modell der feministischen Arbeit zugrunde liegt, beispielsweise unterscheidbar in egalitär und dualistisch, wie von Maltry (1998) vorgeschlagen. In diesem Aufsatz plädiere ich anhand des Beispiels der Alter(n)ssoziologie für eine stärkere Einbindung herrschaftskritischer Zugänge in Forschung, welche Geschlecht als relevantes Strukturierungsmerkmal der Welt anerkennen und annehmen, dass Gender Mainstreaming-Maßnahmen und Gleichstellung von Frauen im Erwerbsleben nicht ausreichen, um vergeschlechtliche Ungleichheit zu analysieren (und auch zu bekämpfen), sondern dafür plädieren, weitere Herrschaftslinien mitzudenken. Dazu gehören konkret Klasse und „race“, wie schon Crenshaw (1989) in ihrem Intersektionalitätsansatz gefordert hat. Bezogen auf Alter und Altern erscheinen mir zwei Gedanken wichtig: Zum einen muss Forschung zu vergeschlechtlicher Ungleichheit im Alter ebenfalls die genannten Strukturkategorien sowie weitere am Erkenntnisinteresse ausgerichtete Struktur- und Differenzlinien in theoretische wie empirische Konzepte aufnehmen. Zum anderen sollte Alter selbst stärker als Ungleichheitskategorie in den Blick genommen werden. Hierzu ist es meines Erachtens notwendig, die gesellschaftliche Strukturierung nach Alter und die als hegemonial zu bezeichnende Lebensphase des mittleren Erwachsenenalters in den Blick zu nehmen, um zu fragen, welche Konsequenzen diese Normalitätsfolie in kapitalistischer, sexistischer, rassistischer Ordnung für alte Subjekte hat.

Dabei ist eine stärker auf Strukturebenen angelegte Perspektive auf die Verwobenheit von Alter(n) und Geschlecht (Klasse und „race“) nicht gleichbedeutend mit einer strukturalistischen Determiniertheit, denn, wie Rau (2017: 87) formuliert, gilt es

„[...] im Spiegel feministischer Kapitalismuskritik nachzuspüren, [...] wie die Hierarchisierung der als alt und weiblich konstruierten prekären Körper subjektiv erfahren und verhandelt wird, wie diese Hierarchisierung in und durch Alltagspraxen reproduziert und potenziell durchbrochen wird und wie dadurch neue Machtverhältnisse entstehen, die möglicherweise auch kapitalistische Logiken herausfordern“.

Eine Perspektive auf Alter(n) als politische Positionierung in einem mehrdimensionalen Herrschaftsgefüge sollte daher eben nicht dazu führen, ältere Frauen als Kumulation von Marginalisierung zu verstehen, sondern die komplexe Verwobenheit von Ungleichheitskategorien analytisch zu fassen und geschlechterspezifische Ressourcen und subjektive Handlungsmacht anzuerkennen (Backes 2007; Hahmann 2013; Krekula 2007). Eine solche Perspektive würde es zudem ermöglichen, Fragen von Empowerment und Aktivismus auch für die Gruppe älterer, migrantischer, queerer Frauen zu entwickeln und sie selbst in ihren politischen Forderungen in den Vordergrund zu stellen, also für (politische) Repräsentation zu sorgen.

Literatur

- Alanen, Leena (2009): Generational Order. In: Qvortrup, Jens/Corsaro, William A./Honig, Michael-Sebastian (Hrsg.): *The Palgrave Handbook of Childhood Studies*. London: Palgrave Macmillan, S. 159-174.
- Artner, Lucia/Atzl Isabel/Deppner, Anamaria/Heitmann-Möller, André/Kollewe, Carolin (Hrsg.) (2017): *Pflegedinge. Materialität in Pflege und Care*. Bielefeld: transcript.
- Aulenbacher, Brigitte/Riegraf, Birgit/Völker, Susanne (2015): *Feministische Kapitalismuskritik*. Münster: Westfälisches Dampfboot.
- Backes, Gertrud M. (2007): Geschlechter – Lebenslagen – Altern. In: Pasero, Ursula/ Gertrud M. Backes/Klaus R. Schroeter (Hrsg.): *Altern in Gesellschaft: Ageing – Diversität – Inclusion*. Wiesbaden: VS Verlag, S. 151-183.
- Bargen, Henning von (2018): Von Welle zu Welle. In: böll thema 2/2018. <https://www.boell.de/de/2018/07/03/von-welle-zu-welle>. [Zugriff: 09.03.2020].
- Beer, Ursula (1990): *Geschlecht, Struktur, Geschichte. Soziale Konstituierung des Geschlechterverhältnisses*. Frankfurt a.M.: Campus.
- Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (BMFSFJ) (2010): *Sechster Bericht zur Lage der älteren Generation in der Bundesrepublik Deutschland. Altersbilder in der Gesellschaft*. <https://www.bmfsfj.de/blob/101922/b6e54a742b2e84808af68b8947d10ad4/sechssec-altenbericht-data.pdf>. [Zugriff: 27.02.2020].
- BMFSFJ (2016): *Mitten im Leben. Wünsche und Lebenswirklichkeiten von Frauen zwischen 30 und 50 Jahren*. <https://www.bmfsfj.de/blob/94354/4c4555e44cdd10f2b6654df80c982c29/mitten-im-leben-wuensche-und-lebenswirklichkeiten-von-frauen-zwischen-30-und-50-jahren-data.pdf>. [Zugriff: 20.02.2020].

- BMFSFJ (2018): Gleichstellungspolitik in Europa. <https://www.bmfsfj.de/bmfsfj/themen/gleichstellung/internationale-gleichstellungspolitik/gleichstellungspolitik-in-europa>. [Zugriff: 20.02.2020].
- Calasanti, Toni M./Slevin Kathleen F. (2006): Introduction. *Age Matters*. In: Calasanti, Toni M./Slevin Kathleen F. (Hrsg.): *Age Matters. Realigning Feminist Thinking*. New York: Routledge, S. 1-17.
- Crenshaw, Kimberlé (1989): Demarginalizing the Intersection of Race and Sex: A Black Feminist Critique of Antidiscrimination Doctrine. In: *The University of Chicago Legal Forum* 1, 8, S. 139-167.
- Denninger, Tina/Schütze, Lea (2017): Einleitung. *Alte und neue Verhandlungen zu Alter(n) und Geschlecht*. In: Denninger, Tina/Schütze, Lea (Hrsg.): *Alter(n) und Geschlecht. Neuerhandlungen eines sozialen Zusammenhangs*. Münster: Westfälisches Dampfboot, S. 7-22.
- Erel, Umut/Haritaworn, Jin/Encarnación Gutiérrez, Rodríguez/Klesse, Christian (2010): On the Depoliticisation of Intersectionality Talk: Conceptualising Multiple Oppressions in Critical Sexuality Studies. In: Taylor, Yvette/Hines, Sally/Casey, Mark E. (Hrsg.): *Theorizing Intersectionality and Sexuality*. London: Palgrave Macmillan, S. 56-77.
- Fee, Elizabeth (1981): Is feminism a threat to scientific objectivity? In: *International Journal of Women's Studies* 4, 4, 378-392.
- Federici, Silvia (2012): *Caliban und die Hexe. Frauen, der Körper und die ursprüngliche Akkumulation*. Wien: Mandelbaum.
- Götz, Irene/Lehnert, Katrin (2016): Präventive Vermeidung von Altersarmut. In: Pohlmann, Stefan (Hrsg.): *Alter und Prävention*. Wiesbaden: Springer VS, S. 85-106.
- Hahmann, Julia (2013): *Freundschaftstypen älterer Menschen: Von der individuellen Konstruktion der Freundschaftsrolle zum Unterstützungsnetzwerk*. Wiesbaden: Springer VS.
- Haraway, Donna (1988): Situated Knowledges: The Science Question in Feminism and the Privilege of Partial Perspective. In: *Feminist Studies* 14, 3, S. 575-599.
- Harding, Sandra (1990): *Feministische Wissenschaftstheorie. Zum Verhältnis von Wissenschaft und sozialem Geschlecht*. Hamburg: Argument.
- Harding, Sandra (1992): Rethinking Standpoint Epistemology: What is "Strong Objectivity"? In: *The Centennial Review* 3, 36, S. 437-470.
- Hark, Sabine (2005): *Dissidente Partizipation. Eine Diskursgeschichte des Feminismus*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Hartsock, Nancy C. M. (1983): The Feminist Standpoint: Developing the Ground for a Specifically Feminist Historical Materialism. In: Harding, Sandra/Hintikka, Merrill B. (Hrsg.): *Discovering Reality: Feminist Perspectives on Epistemology, Metaphysics, Methodology, and Philosophy of Science*. Dordrecht: Springer Netherlands, S. 283-310.
- Heitzmann, Daniela (2010): Zwei Schritte vor, einer zurück. Zur Institutionalisierung der Frauen- und Geschlechterforschung. In: *Sozialwissenschaftlicher Fachinformationsdienst: Frauen- und Geschlechterforschung* 27, 1, S. 11-22.
- Helfferich, Cornelia (2017): Alter vollendet Männlichkeit und tilgt Weiblichkeit: Sozialtheoretische Betrachtungen zur Überlagerung von Geschlechter- und Altershierarchie. In: Denninger, Tina/Schütze, Lea (Hrsg.): *Alter(n) und Ge-*

- schlecht. Neuverhandlungen eines sozialen Zusammenhangs. Münster: Westfälisches Dampfboot, S. 90-106.
- Hooyman, Nancy/Browne, Colette V./Ray, Ruth/Richardson, Virginia (2002): Feminist Gerontology and the Life Course. In: *Gerontology & Geriatrics Education* 4, 22, S. 3-26.
- Höppner, Grit (2011): *Alt und schön*. Wiesbaden: VS Verlag.
- Höppner, Grit/Urban, Monika (2018): Where and How Do Aging Processes Take Place in Everyday Life? Answers From a New Materialist Perspective. In: *Frontiers in Sociology* 7, 3.
- Kahlert, Heike (2019): Soziologie: eine Leitwissenschaft der Frauen- und Geschlechterforschung mit fragmentarisch entnaturalisiertem Geschlechterwissen. In: Kortendiek, Beate/Riegraf, Birgit/Sabisch, Katja (Hrsg.): *Handbuch Interdisziplinäre Geschlechterforschung*. Wiesbaden: Springer VS, S. 651-661.
- King, Neal (2006): The Lengthening List of Oppressions. Age Relations and the Feminist Study of Inequality. In: Calasanti, Toni M./Slevin Kathleen F. (Hrsg.): *Age Matters. Realigning Feminist Thinking*. New York: Routledge, S. 47-74.
- Kohli, Martin (1985): Die Institutionalisierung des Lebenslaufs. Historische Befunde und theoretische Argumente. In: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 37, 1, S. 1-29.
- Krekula, Clary (2007): The Intersection of Age and Gender: Reworking Gender Theory and Social Gerontology. In: *Current Sociology* 2, 55, S. 155-171.
- Künemund, Harald/Hahmann, Julia (2017): Soziale Institutionen als Problem und als Problemlösung – Thesen zur Veränderung von Altersgrenzen. In: Lessenich, Stephan (Hrsg.): *Geschlossene Gesellschaften. Verhandlungen des 38. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in Bamberg 2016*.
- Laz, Cheryl (2003): Age embodied. In: *Journal of Aging Studies* 4, 17, S. 503-519.
- Maltry, Karola (1998): Machtdiskurs und Herrschaftskritik im Feminismus. In: Imbusch, Peter (Hrsg.): *Macht und Herrschaft: Sozialwissenschaftliche Konzeptionen und Theorien*. Wiesbaden: VS Verlag, S. 299-316.
- McFadden, Susan H. (2001): Feminist Scholarship as a Meeting Ground for Age and Disability Studies. In: *The Gerontologist* 1, 41, S. 133-137.
- Rau, Alex (2017): Alter(n) und Geschlecht im Spiegel feministischer Kapitalismuskritik. Eine prekarisierungstheoretische Analyse. In: Denninger, Tina/Schütze, Lea (Hrsg.): *Alter(n) und Geschlecht. Neuverhandlungen eines sozialen Zusammenhangs*. Münster: Westfälisches Dampfboot, S. 71-89.
- Sauer, Birgit (2012): „Die hypnotische Macht der Herrschaft“ – Feministische Perspektiven. In: Imbusch, Peter (Hrsg.): *Macht und Herrschaft*. Wiesbaden: Springer VS, S. 380-398.
- Shohat, Ella (1985): The Struggle over Representation: Casting, Coalitions, and the Politics of Identification. In: de la Campa, Roman/Kaplan, Ann E./Sprinkler, Michael (Hrsg.): *Late Imperial Culture*. New York: verso, S. 173-190.
- Simonson, Julia/Vogel, Claudia (2019): Aspekte sozialer Ungleichheit im Alter. In: Hank, Karsten/Schulz-Nieswandt, Frank/Wagner, Michael/Zank, Susanne (Hrsg.): *Altersforschung: Handbuch für Wissenschaft und Praxis*. Baden-Baden: nomos, S. 171-195.
- Spivak, Gayatri Chakravorty (1988): Can the Subaltern Speak. In: Nelso, Cary/Grossberg, Lawrence (Hrsg.): *Marxism and the Interpretation of Culture*. Basingstoke, UK: Macmillan Education, S. 271-313.

- Statistisches Bundesamt (2020): Gender Pay Gap. <https://www.destatis.de/DE/Themen/Arbeit/Arbeitsmarkt/Qualitaet-Arbeit/Dimension-1/gender-pay-gap.html>. [Zugriff: 17.02.2020].
- Twigg, Julia (2007): Clothing, age and the body: a critical review. In: *Ageing & Society* 2, 27, S. 285-305.
- van Dyk, Silke (2017): Zur Interdependenz und Analyse von Alter(n) und Geschlecht. Theoretische Erkrankungen und zeitdiagnostische Überlegungen. In: Denninger, Tina/Schütze, Lea (Hrsg.): *Alter(n) und Geschlecht. Neuverhandlungen eines sozialen Zusammenhangs*. Münster: Westfälisches Dampfboot, S. 24-50.
- Wendell, Susan (1987): A (Qualified) Defense of Liberal Feminism. In: *Hypatia* 2, 2, S. 65-93.
- Winker, Gabriele (2015): *Care Revolution. Schritte in eine solidarische Gesellschaft*. Bielefeld: transcript.
- Winker, Gabriele/Degele, Nina (2008): *Intersektionalität. Zur Analyse sozialer Ungleichheiten*. Bielefeld: transcript.
- Yaghoobifarah, Hengameh (2018): Stars und Sternchen. *Missy Magazine*. <https://missy-magazine.de/blog/2018/05/11/stars-und-sternchen/>. [Zugriff: 28.02.2020].

Männliche Legitimationsstrategien zur ungleichen vergeschlechtlichten Arbeitsteilung in Familie und Erwerbsarbeit

Jenny Ebert

1 Einleitung

Dieser Aufsatz untersucht die Genese, Selbstbeschreibung und -bewertung von Vereinbarkeitsstrategien durch Väter. Als empirische Grundlage dient eine im August 2018 geführte Gruppendiskussion mit fünf Vätern. Ziel des Beitrages ist es, männliche Deutungsmuster zur Vereinbarkeit von Familie und Beruf herauszuarbeiten. Strategien zur Legitimation ungleicher vergeschlechtlichter Arbeitsteilung in Familien- und Erwerbsarbeit sollen aufgedeckt und tentativ mit theoretischen Konzepten verbunden werden. Als zentrales Theorem soll das Konzept der *caring masculinities* eingeführt werden.

2 Status quo – Väter und Arbeitsteilung in Deutschland

Als Visionäre im Diskurs um die geschlechtergerechte Verteilung von Arbeit innerhalb und außerhalb der Familie gelten jene Männer und Väter, die sich den traditionellen Rollenzuweisungen entziehen und versuchen, Beruf und einen weiteren, nicht der Erwerbsarbeit dienenden, Bereich zu vereinbaren (Vgl. BMFSFJ 2014: 6).

Hier sollen insbesondere Väter im Fokus stehen, die ihre Erwerbsarbeit mit Familienaufgaben zu vereinbaren versuchen. Das Selbstverständnis vieler deutscher Väter hat sich gewandelt. Der Väterreport 2018 des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend bestätigt, dass rund 70 Prozent der Väter sich in stärkerem Umfang an Erziehung und Betreuung beteiligen möchten, als sie es von ihren Vätern erfahren haben. Was dies genau bedeutet, bleibt jedoch offen. Wenigstens 50 Prozent der Väter, deren Kinder jünger als sechs Jahre alt sind, würden gerne die Hälfte der Betreuung und Erziehung übernehmen – ein Indiz, dass „mehr“ nicht für alle Befragten auch ein „gleich viel wie“ bedeutet (ebd.: 6). Dass ihre Partnerin selbst für ihren Lebensunterhalt sorgt, wünschen sich 76 Prozent der Väter (Allmendinger/Haarbrücker 2013: 27). Sie selbst sehen sich also nicht in der Verantwortung

des alleinigen Familienernährers. Betrachtet man beide Elternteile, finden drei Fünftel der Väter und Mütter mit Kindern unter drei Jahren eine partnerschaftliche Verteilung der Aufgaben erstrebenswert, nur eine Minderheit von 14 Prozent verwirklicht diese Einstellung (BMFSFJ 2015: 27).

Obwohl sich die gesellschaftlichen Erwartungen an Väter dahingehend geändert haben, dass zum Vatersein heute mehr gehört, als die Familie finanziell zu unterstützen (vgl. Allmendinger/Haarbrücker 2013), ist der Rückfall in traditionelle Verhaltensmuster die Regel, auch bei Paaren, die vor der Familiengründung egalitär eingestellt waren (u.a. Grunow 2013; Kraus et al. 2009; Peukert 2015). Obwohl ein Drittel der Väter gern in Teilzeit arbeiten würde, zeigt der Mikrozensus des Jahres 2017, dass tatsächlich nur 6 Prozent einer Teilzeitbeschäftigung nachgehen. Es wird also deutlich, dass Eltern und im Fokus des Beitrags insbesondere Väter andere Vereinbarkeitsmodelle präferieren, als sie praktizieren. Die aktuellen Lebensmodelle entsprechen trotz egalitärer Einstellungen dem Zuverdienermodell, in dem der Mann vollzeitnah arbeitet und die Frau neben der Teilzeitbeschäftigung hauptverantwortlich Care-Arbeiten leistet.

Im folgenden Text sollen erste Ergebnisse aus der empirischen Forschung meiner Dissertation diskutiert werden. Im Text zentral ist die Frage danach, wie Väter ihre eigene Strategie zur Vereinbarkeit von Familie und Beruf beschreiben und bewerten. Theoretisch orientiert sich der Beitrag an der Integration zweier Männlichkeitskonzeptionen: den hegemonialen Männlichkeiten (Carrigan et al. 1985) und den caring masculinities (Elliott 2015).

Als Grundlage dient ein Gruppeninterview mit fünf Vätern, welches im August 2018 geführt wurde. Während der Auswertung entstandene erste Verknüpfungen zu bestehenden theoretischen Mustern, aber auch zu neuen Entwicklungen sollen kurz dargestellt werden. Zentral ist hierbei die Betrachtung des Phänomens der ungleichen vergeschlechtlichten Arbeitsteilung aus männlicher Perspektive. Die erhobenen Daten unterstreichen, dass Väter Strategien entwickeln, mit deren Hilfe sie Ungleichheiten legitimieren, die im Kontrast zu vorherigen Generationen und unter den aktuellen Rahmenbedingungen als geringere Ungleichheiten gewertet werden (sollen).

3 Methodische und empirische Grundlage

Das Gruppendiskussionsverfahren ermöglicht es milieu-, geschlechter- und generationengebundene Deutungsmuster zu rekonstruieren (vgl. Kruse 2015: 192). In Anlehnung an Ralf Bohnsack (2000, 2010; Bohnsack et al. 2006)

können mit dem Konzept der kollektiven Orientierungsmuster¹ sozial geteilte Sinnstiftungsmuster herausgearbeitet werden. Diese ermöglichen intuitives (Fremd-)Verstehen und beruhen auf sozial geteilten Erfahrungen.

An der durchgeführten Gruppendiskussion beteiligten sich fünf Väter. Jeder Vater hatte wenigstens ein Kind im Alter zwischen null und sechs Jahren, lebte in einer Paarbeziehung mit der Kindesmutter und hatte bis zu einem Jahr Elternzeit genommen. In allen Fällen waren beide Eltern berufstätig oder befanden sich gerade in Elternzeit. Die untersuchten Väter kennen sich über einen langen Zeitraum durch gemeinsame christliche Jugendarbeit. Nach den Kriterien Bohnsacks handelt es sich hierbei um eine peer group, also eine stark kohäsive Realgruppe. Es kann davon ausgegangen werden, dass die beteiligten Personen über ein übergeordnetes System von kohärenten Kollektivvorstellungen verfügen (vgl. Kruse 2015: 197).

4 „... es ist an bestimmten Punkten einfach so passiert“

Um der Gruppendiskussion den nötigen geschützten Raum zu geben und Antworten nach sozialer Erwünschtheit vorzubeugen, wurde ein geschulter Interviewer männlichen Geschlechts eingesetzt. Die Einstiegsfrage lautete: „Warum ist Vereinbarkeit von Familie und Beruf etwas, an dem wir täglich scheitern?“ Diese wurde sofort und ohne die begriffliche Vorlage des „Scheiterns“ zu hinterfragen beantwortet.

„Also, was mir direkt dazu einfällt ... Also, wir scheitern daran insofern, also was heißt tagtäglich? Ich glaube es ist an bestimmten Punkten einfach so passiert, aber das hat jetzt natürlich Auswirkungen auf das tägliche Leben.“ (A #00:01:40-2#)

Den Austausch mit den Müttern der Kinder, beschreiben die Väter als zentrales Moment in der Entwicklung und Umsetzung von Vereinbarkeitsstrategien. Die Aushandlungen werden als immer wiederkehrende Prozesse beschrieben, die schon vor der Geburt der Kinder beginnen, sich im Laufe der Zeit aber verändern. Die gemeinsame Aushandlung legt den Grundstein für eine Reihe von Legitimationen der ungleichen geschlechtlichen Aufteilung von Erwerbs- und Sorgearbeiten innerhalb der Familie.

„...dass wir eigentlich die Vorstellung hatten, meine Frau und ich, als wir mal so gesprochen haben, also als das erste Kind sich ankündigte, wie wir das so beruflich regeln ...“ (A #00:01:52#)

1 Das Konzept ist von Ralf Bohnsack in enger Anlehnung an die Wissenssoziologie Karl Mannheims entwickelt.

Die eigenen Väter dienen dabei als Beispiel, wie Mann es nicht machen möchte. Gleichzeitig bieten sie eine Projektionsfläche, die eigene Aktivität hervorzuheben und existierendes Ungleichgewicht zu legitimieren.

„Auch wenn das glaube ich jetzt schon mehr ist als damals bei meinem Vater, auch wenn ich ihm das jetzt nicht vorwerfe, aber genau. Man wünscht sich eben doch da noch mehr mitzumachen.“ (A #00:08:25#)

Sie wollen „eben genauso stark eine Beziehung“ zu den Kindern aufbauen „sofern das eben möglich ist, wie meine Frau“ (A #00:02:01#). Das was im Haushalt anfällt, soll „gleicher“ (ebd.) verteilt werden. Die Abgrenzung vom erinnerten Vater führt zur Wahrnehmung der eigenen väterlichen Praxis als eine gesteigerte Aktivität. Der Idealzustand der Gleichheit wird von vornherein durch ein „gleicher“ ersetzt. Die eigene Vaterschaft wird zur aktiven, weil sie sich aktiver als die eigenen Väter einschätzen bzw. den Drang verspüren, aktiver sein zu wollen.

In den Interviews wird deutlich, dass die Vorstellungen vor der Geburt egalitärer sind, als die Praxis nach der Geburt. Änderungen ihrer Pläne erfahren die Väter nach der Geburt. Hierbei benennen die Interviewten die biologischen Grenzen des Mann-Seins in Bezug auf das Stillen², Entwicklungsphasen und damit einhergehende Bedürfnisse der Kinder als ursächlich für die Ungleichverteilung innerhalb der Elternbeziehung.

„Und durch das Stillen, natürlich bringt einen das in Rollen, die man sich vorher nicht vorstellen konnte. Nämlich dass ihm [dem Sohn (JE)] dann klar ist: Das eine ist die Mama und das andere der Papa. Selbst wenn man sich vorher noch dachte wir wären so gleich, aber ... An dem Punkt, irgendwie, da geht dann nur Mama, da geht dann nicht Papa, auch wenn der bereit wäre, es ist dann egal.“ (D #00:18:44#)

Aber auch Ansprüche, die von außen an Vater und Familie gestellt werden, beeinflussen die Aushandlungsprozesse und schließlich auch die Entscheidung der Arbeitsaufteilung.

„Meine Vorstellung war eigentlich eine dreiviertel Stelle zu machen, aber dann hat mich im weitesten Sinne meine Chefin so lange belatschert, bis ich dann halt doch auf die volle Stelle eingestiegen bin.“ (A #00:04:32#)

Die eigene Vorstellung Familie und Beruf durch eine Reduktion der Arbeitszeit zu ermöglichen wird durch die Vorgaben der Vorgesetzten untergraben. Der Vater fügt sich in die volle Erwerbstätigkeit, die als männliche Norm betrachtet wird.

„Ja und halt so hat es sich ergeben, dass das normale Muster da irgendwie reingekommen ist.“ (A #00:04:35#)

Obwohl die Väter Versuche machen, sich von ihrer Elterngeneration und anderen äußeren Ansprüchen frei zu machen, ist die klassische Rollenaufteilung

2 Interessant hierzu: Rülting (2008).

die Lebensform, die als Norm fungiert. Der Weg in die traditionelle Praxis wird auch als „*schlicht eine finanzielle Entscheidung*“ (B #00:05:16#) beschrieben, die sich gegen eigene Vorstellungen und Wünsche durchsetzt.

„Ich hätte gern auch einen längeren Zeitraum Elternzeit genommen, also wahrscheinlich jetzt nicht ein ganzes Jahr lang oder so aber vielleicht mal ein halbes Jahr. Am Stück. Das wäre durchaus mal eine Option gewesen, aber das war halt nicht drin.“ (B #00:06:44#)

Die Väter zeigen deutlich, dass ihre Praktiken im Familien- und Erwerbsleben fremdbestimmt sind. Die unterschiedlichen Causae der Fremdbestimmung werden als Legitimationsgründe für Ungleichheiten in der vergeschlechtlichten Arbeitsteilung herangezogen. Konkret wird auch die Flexibilisierung der Arbeitswelt als Vor-, aber auch als Nachteil genannt.

„Leben und Arbeit ist bei uns eben keine getrennte Sache. ... Also es ist schön, wir können die Kinder zu Aktionen mitnehmen, aber es ist auch belastend.“ (C #00:08:46#)

Als hilfreich werden Aushandlungsprozesse und die Terminierung von Familie empfunden. Feste Vereinbarungen über Kinderbetreuungszeiten durch die Eltern, aber auch für Zeiten als Paar werden getroffen, damit sich der familiäre an den beruflichen Alltag anpassen kann. Vereinbarkeit scheint eine fragile, von vielen Parametern abhängige Konstruktion zu sein.

Keine Rolle spielen in den Gesprächen der Väter Zeit für sich selbst, Freunde oder Hobbys. Die Väter versuchen aus dem Erwerbsleben in den Familienalltag hinein zu wirken und präsent zu sein. Sie streben verbal eine paritätische Aufteilung der Kinderbetreuung und Hausarbeit an, sehen diese aber nicht verwirklicht. Weniger Erwerbsarbeit zu Gunsten der Familie wäre für sie vorstellbar, ist aus den aufgeführten Gründen für sie aber nicht umzusetzen. Sie legitimieren die Imbalance, indem sie sich als fremdbestimmte Akteure inszenieren, die den Rahmenbedingungen ausgesetzt sind und kaum eine bis keine Handhabe dagegen haben.

Es zeigte sich aber auch eine andere Situation durch die Priorisierung von Familie an erster Stelle und Beruf an zweiter Stelle.

„Also das mit der Vereinbarkeit von Familie und Beruf habe ich erst ganz in die andere Richtung gedacht, das bei mir oft gefühlt der Beruf leidet. Weil ich sehr flexibel bin auch in dem wie stark bereite ich etwas vor.“ (D #00:12:01#)

Auch hier wird ein Versuch deutlich, das eigene Ungleichgewicht zwischen Familie und Beruf zu legitimieren. Auffällig ist, dass die Flexibilität nicht als Mittel zur eigenen Macht über die Imbalance anerkannt und genutzt wird.

Ein weiteres Paradoxon: Trotz der Nennung der äußeren Einflüsse empfinden die Väter ihr Lebensmodell als weitgehend freiwillig gewählt und inszenieren es auch als solches. Verbal stehen sie zwischen den eigens gesetzten Prioritäten und den sie bestimmenden äußeren Einflüssen.

„Seitdem ich zwei bis drei Kinder habe, seitdem ist es eher so, dass ich denke, ich wäre gern noch ein, ich würde gern meinen Beruf noch besser machen. Aber ich setze die Priorität bei meinen Kindern.“ (D #00:12:30#)

Die Priorisierung von Kindern und Familie führt zur Hemmung der eigenen Karriereentwicklung. Bestehende Rahmenbedingungen werden von den Vätern nicht in Frage gestellt. Sie arrangieren sich mit den Gegebenheiten und nehmen dabei in Kauf, Familie und Beruf nicht gleichermaßen zufriedenstellend ausfüllen zu können. Die Entscheidung für die Familie bedeutet eine geringere berufliche Entwicklung, wohingegen eine Priorisierung des Berufs die Vernachlässigung familiärer Verpflichtungen nach sich zöge.

„Also ich wäre karrieremäßig, stünde ich sicherlich besser da, wenn ich keine Familie hätte oder wir keine oder weniger Kinder hätten. Und, also klar, das ärgert mich auch.“ (A #00:14:05#)

Zu Gunsten bzw. wegen der Familie werden sogar mögliche Weiterqualifikationen aufgeschoben bzw. gänzlich aufgegeben.

„Was ich eigentlich schonmal vorhatte war ein Masterstudium nochmal dran zu legen, so als Fernstudium. Aber da habe ich einfach realisiert, das ähm, da habe ich, liegt auch zum Teil an mir selber ... Da habe ich einfach nicht den Biss, das nach der Arbeit auch noch zu machen. Und jetzt seitdem unser Kind da ist sowieso nicht mehr.“ (B #00:34:25#)

Zusätzliche Belastungen durch die Beteiligung am Geschehen rund um Haushalt, Kindererziehung und -betreuung wirken sich auf Väter und deren Zeit neben der Erwerbsarbeit aus. Eine Realisierung des Vorhabens der Weiterbildung wurde daher nicht an eine Reduktion der aufgewandten Zeit für Familie und Haushalt, sondern an die Reduktion von Erwerbsarbeitszeit geknüpft. Die Umsetzung des formulierten Wunsches wird nicht in Betracht gezogen, sondern stillschweigend als unmöglich angenommen.

„Also wenn ich jetzt nur die halbe Zeit arbeiten müsste, dann hätte ich noch die Zeit für sowas wie ein Fernstudium.“ (B #00:34:31#)

Innerhalb der Familien gibt es ein Bewusstsein für die ungleiche Verteilung und Ausführung von Aufgaben, Lösungsstrategien werden nicht verbalisiert.

„Also meine Frau sagt schon oft, dass sie den Eindruck hat, dass wenn sie zu Hause ist, also wenn klar ist, das jetzt gerade ist ihre zu Hause Zeit, dass irgendwie noch mehr gemacht wird. Und wenn ich zu Hause bin dann eben noch mehr liegen bleibt, was sie dann auch noch machen muss.“ (D #00:17:20#)

Hier zeigt sich deutlich, dass in Familien Zeiteilung nicht mit Arbeitsteilung gleichgesetzt werden kann. Ob fehlende konkrete Absprachen, ein fehlendes Bewusstsein für das zu Erledigende oder aber eine unterschiedliche Bewertung der Art des zu Erledigenden zu dieser Diskrepanz führt, bleibt offen. Mit dem Begriff des *Mental Load* (Emma 2018) lässt sich die Problematik in Teilen so erklären: Aufgaben werden von Vätern oft nur mit konkretem Auftrag, nicht aber selbstständig erledigt, während Mütter viele Aufgaben mit- und

vorausdenken. Die Schwierigkeit der hier betrachteten Väter liegt weniger darin, als im Versuch die so genannte *rush hour des Lebens* zu entzerren. In der Wahrnehmung der Betroffenen müssen Familie, Kinder und Karriere gleichzeitig optimiert werden. In vielen Bereichen erscheint eine spätere Karriere kaum möglich.

„Also wenn ich das trennen könnte, also wenn ich sagen könnte jetzt bin ich für meine Familie da, in fünf Jahren, zehn Jahren, wenn die ein bisschen mehr auf eigenen Beinen stehen, dann habe ich noch ein bisschen mehr Energie für meinen Beruf, und kann da nochmal bisschen was machen, dann würde ich das gern so regeln.“ (A #00:15:41#)

Die Väter beschreiben den Wunsch nach einem Lebensmodell, welches in Phasen aufgebaut ist und Bereiche nacheinander abgehandelt werden. Das entspricht einem Leben nach dem *Nacheinander-Prinzip* (Corino 2018): Nach einer fundierten Ausbildung und dem Start in das Berufsleben könne man sich gelassener ein paar Jahre um die Familie kümmern, um im Anschluss in die Karriere zu starten. Das Gefühl der ständigen Zerrissenheit könne so überkommen werden. Gerade mit Blick auf die gestiegene Lebenserwartung kann eine Karriere, für Männer und Frauen gleichermaßen, auch erst mit 40 oder 50 beginnen bzw. wieder aufgenommen werden. Oft stehen dem Wunsch nach einer sequentiellen Lebensführung finanzielle Mängel im Weg. Strategien zur Umsetzung des Wunsches nach der Ungleichzeitigkeit von Familie und Beruf werden von den Vätern nicht formuliert. Vielmehr zeigt sich eine generelle Akzeptanz der Situation.

Gezeigt wurde bisher, dass der auf Geschlechtsunterschieden basierenden Arbeitsteilung „latente Geschlechtnormen“ (Koppetsch/Burkhart 1999: 7) zugrunde liegen, die beispielsweise biologisiert adressiert werden, wenn die Befragten die Schwangerschaft selbst oder das Stillen als Initiationspunkt für unterschiedliche Arbeitsarrangements benennen. Wie sie wirken, wurde nicht gezeigt. Bekannt ist aus dem Material, dass zwischen gewünschter und tatsächlicher Teilung eine Diskrepanz liegt. Nicht nur werden unterschiedliche Tätigkeitsfelder geschlechtsspezifisch aufgeteilt. Darin verübte Tätigkeiten, das zeigen andere Studien (u.a. Ferrant et al. 2014; Hobler et al. 2017; OECD 2016; Schwarz/Schwahn 2016), werden unterschiedlich gewertet und gewichtet, woraus häufig ein Unterschied in der Vergütung und Anerkennung von Leistungen entsteht. Ebenso sei in Familien eine emotionale Arbeitsteilung erkennbar. Tietge (2019) fasst dies so zusammen:

„Demnach ist bspw. der männlich sozialisierte Partner für die Verwirklichung von Autonomiewünschen zuständig, während die Partnerin ihre Bindungswünsche einfordert.“ (ebd.: 136).

5 Theoretische Verortung und Deutungen

Sollen die Praktiken und Strategien väterlichen Handelns verstanden werden, kann dies nicht ohne einen Blick auf die theoretische Konzeption von Vaterschaft erfolgen. Im folgenden Abschnitt zeigt sich eine konzeptionelle Spannung zwischen Männlichkeit und Vaterschaft, die sich auch in den Alltagspraktiken erkennen lässt. Die Anordnung mag ungewöhnlich sein, veranschaulicht aber plakativ die Relevanz des Alltäglichen im Theoretischen und umgekehrt.

Das Konzept der hegemonialen Männlichkeit (Carrigan et al. 1985) beschreibt alltägliche Praktiken, die vergeschlechtlichte Herrschaftsverhältnisse reproduzieren, indem ein bestimmter Typus Männlichkeit als Normalität definiert wird. Es ist ein idealtypisches Orientierungsmuster, welches nur von den wenigsten Männern im vollen Umfang realisiert werden kann. Dennoch ist es zu einem normativen Status gelangt, der nach Meuser (2006: 845f.)

„die sozial anerkannte Weise des Mannseins definiert, von allen Männern verlangt, sich in Relation dazu zu positionieren.“

Hegemoniale Männlichkeit definiert sich immer in Abgrenzung zu nichthege-
monialen Männlichkeiten (Connell 1987: 183). Diese sind von Connell unterteilt in marginalisierte, unterdrückte und Komplizenhafte Männlichkeiten und werden als „historisch bewegliche Relation“ (Connell 1999: 98) verstanden. Männlichkeit umfasst

„die Praktiken, durch die Männer und Frauen diese Positionen einnehmen, und die Auswirkungen dieser Praktiken auf körperliche Erfahrung, auf Persönlichkeit und Kultur“ (Connell 1999: 105).

Männlichkeit umfasst also mindestens eine soziale Position, verschiedene zusammen und aufeinander wirkende Praktiken, das Produkt dieser Praktiken mit seinen Auswirkungen auf die Akteur*innen und letztlich auch die Wirkung dieser Praktiken auf Institutionen. Connell begreift männliche Hegemonie damit nicht als Eigenschaften individueller Personen, sondern als „(re-)produzierte und in Institutionen verfestigte Handlungspraxis“ (Meuser 2006: 162), die zwischen Männern und Frauen und unter Männern stattfindet.

Im Ideal der hegemonialen Männlichkeit haben fürsorgliche Praktiken keinen Platz. Fürsorge ist per se weiblich und damit nichthege-
monial besetzt. Hingegen ist das Vater-werden eine klassische Komponente der hegemonialen Männlichkeit, unterstreicht es doch die sehr männlich besetzte Zeugungsfähigkeit. Spätestens zur Familiengründung ändern sich jedoch die gesellschaftlichen Ansprüche an die männliche Verhaltensweise, die im und mit dem Konzept aber nicht verhandelt werden (vgl. Baur 2007: 80). Ein Mann, der Vater ist, soll nun auch sorgend und pflegend tätig sein. Klassischerweise fallen dem Vater die Aufgaben des Beschützers, des Erziehers im Sinne des

Disziplinierers und des finanziellen Versorgers zu (vgl. ebd.: 81). Dies sind sehr traditionelle Aufgaben und Ansprüche, die sich um das Bild des sorgenden Vaters erweitern, nicht aber abgelöst werden.

Die hegemoniale Konzeption von Männlichkeit lässt in ihrem Ideal keinen Raum für Fürsorglichkeit. Die untersuchten Väter hingegen verbinden Männlichkeit mit Fürsorglichkeit. Es wurde gezeigt, dass damit ein Spannungsverhältnis entsteht, welches individuelle, familiäre, aber auch darüber hinausgehende Konsequenzen und Fragen aufwirft. Institutionelle Strukturen sind häufig auf den Ernährermann und -vater ausgelegt und wirken somit auf die männliche Identität. Weitere Faktoren, wie etwa *maternal gatekeeping* (Allen/Hawkins 1999) erschweren zusätzlich die Etablierung einer starken Vaterrolle im familiären Bereich.

Mit dem Konzept der *caring masculinities* (u.a. Elliot 2015; Heilmann/Scholz 2017; Scambor et al. 2016) bietet sich eine Erweiterung des theoretischen Rahmens an, die für das Lösen der Spannungen hilfreich sein kann. Es handelt sich hier um

„masculine identities that reject domination and its associated traits and embrace values of care such as positive emotion, interdependence, and relationality“ (Elliott 2015: 240).

Es ist „fachliches Konzept, strategische Perspektive und politisches Leitbild“ (Scambor et al. 2016: 2), dessen normatives Ziel die faire Verteilung bezahlter und unbezahlter Arbeit zwischen den Geschlechtern ist.³

Im Konzept von Elliott (2015) können drei Hauptmerkmale identifiziert werden: Erstens die Ablehnung von Dominanz, da diese zu Ungleichheiten in Beziehungen führt. Die untersuchten Väter zeigen dies durch die verbale Ablehnung der reinen Ernährerrolle und die Priorisierung der Familie über dem Beruf. Gleichzeitig ist die Erwerbsarbeit für sie weiterhin dominanter Bestandteil ihrer Identität, deren Rahmenbedingungen zur Legitimation von Verhaltensweisen dienen, die dem Modell hegemonialer Männlichkeit entsprechen. An zweiter Stelle steht die positive Einstellung gegenüber Emotionen sowie fürsorglichen Qualitäten und Praktiken. Die Väter haben, wenigstens in der Elternzeit, Phasen der alleinigen Verantwortung für die Kinder durchlebt und sind auch nach dieser Zeit weiter eingebunden. Zur Legitimation der geringeren Übernahme von voller Verantwortung werden Funktionen wie Stillen oder die Bedarfe des Kindes angeführt. Der dritte Punkt behandelt die Umwandlung traditioneller männlicher Verhaltensweisen und Werte in auf andere bezogene und sorgorientierte Werte und Haltungen. Im Gespräch mit den Vätern zeigte sich dies deutlich anhand der Abgrenzung zu den eigenen Vätern bzw. zu den Arrangements innerhalb der Herkunftsfamilie. Akti-

3 Theunert (2015) setzt fair mit paritätisch gleich, wovon hier Abstand genommen werden soll, da es das Konzept zu sehr verengt. Theunert klärt nicht eindeutig, wann eine paritätische Aufteilung erreicht ist. Ebenso bleibt unbeachtet, dass familieninterne Aufteilungen nach außen unfair wirken, nach innen aber beidseitig als fair empfunden werden können.

ver als der eigene Vater und egalitärer als die eigenen Eltern zu sein, genügt zur Selbsteinschätzung und gegenseitigen Anerkennung des Anderen als aktiver Vater. Das Bewusstsein für Ungleichheiten innerhalb der Familien ist vorhanden, wird aber unter Anführung der oben gezeigten Legitimationsgründe nicht weiter angegangen. Durch die entschuldigende Anführung von Rahmenbedingungen, die die aktivere Haltung als Vater hemmen und die gleichzeitige bewusste Priorisierung der Familie über der Erwerbsarbeit zeigen die Väter deutliche Versuche, die traditionellen Verhaltensweisen abzuliegen, wenigstens jedoch ihre männliche Identität gegenüber dem Modell hegemonialer Männlichkeitsentwürfe zu erweitern.

Entgegen Elliotts Einführung des Konzeptes als eine gegenhegemoniale Männlichkeitskonstruktion, kann das Konzept der *caring masculinities* somit als eine Erweiterung des hegemonialen Männlichkeitsbildes verstanden werden. Dies verhindert nicht nur die Entwicklung eines konkurrierenden Konzeptes, innerhalb dessen sich unerreichbare Idealtypen bilden. Es erlaubt die Erweiterung der Bandbreite der hegemonialen Männlichkeiten um eine realistische Komponente. Männlichkeit und aktive Vaterschaft schließen einander nicht aus. Die Integration der Fürsorglichkeit hält die gesellschaftliche Entwicklung, hin zu einer stärkeren Einbindung von Vätern in die Familie, auch theoretisch fest. Darüber hinaus hilft es, den Care-Begriff aus seiner geschlechtlichen Zuschreibung zu lösen. Tätigkeiten egal welcher Art müssen im Rahmen der geschlechtergerechten Verteilung von Arbeit als geschlechtsneutrale Aufgaben anerkannt werden. Gleichzeitig wird die ideologische Verbindung von Männlichkeit und Erwerbsarbeit und damit der Ernährerrolle aufgebrochen, die durch die vermehrte und akzeptierte Erwerbstätigkeit von Frauen und Müttern praktisch bereits überholt ist, sich aber weiterhin fest in die männliche Identität einschreibt (Thébaud 2010; Tichenor 2005). Hanlon (2012) bestätigt in seiner Studie, dass von Männern ausgeübte Sorgearbeit zu einer erweiterten (Selbst)Definition von Männlichkeit führt. Sensibilität gegenüber anderer und gesteigerter Anerkennung von Sorgearbeit sind dann ein Teil männlicher Identität. Elliott (2015) bestätigt, dass die Ausübung von Sorge zur Entwicklung sorgender Männlichkeiten beiträgt.

6 Zusammenführung und Fazit

Die Auswertung der Gruppendiskussion hat gezeigt, dass sich die Väter gemeinsam einer Reihe von Legitimationsmustern bedienen, anhand derer sie sich, trotz der ihnen bewussten ungleichen Verteilung von Erwerbs- und familienbezogenen Sorgearbeiten, als aktive Väter inszenieren.

Die Aushandlungsprozesse mit der Partnerin, die bereits vor der Geburt beginnen und im Verlauf der Familienwerdung und -erweiterung punktuell

weitergeführt werden, sind der erste Legitimationspunkt. Die ausgehandelten Abstimmungen ändern sich nach der Geburt, die Praxis stimmt mit den Vorstellungen nicht mehr überein. Dass dies „einfach so passiert“, suggeriert eine entschuldigende Ohnmacht gegenüber den Dingen, die eine Neuaushandlung bestehender Praktiken erfordern. Dass der eigene Vater weniger aktiv und die eigenen Eltern weniger egalitär agiert haben als man selbst, sind weitere Punkte zur Legitimation, die in der Gruppe auf Konsens stießen. Mit der Abgrenzung von den eigenen Eltern inszenieren sich die Väter als aktiv, weil sie aktiver als die vorherige Generation sind. Gehemmt wird die Aktivität durch die biologisierten Grenzen des Mann-seins: Stillen, aber auch der als natürlich betrachtete Drang des Kindes, bei und mit der Mutter zu sein, legitimieren weitere Ungleichheiten. Weitere äußere Einflüsse, wie die strukturelle Benachteiligung am Arbeitsplatz, bedingt durch dort verankerte traditionelle Vorstellungen von männlicher Erwerbstätigkeit sowie Flexibilitäts- und Mobilitätsansprüchen, und die häufig angeführten finanziellen Gründe, werden als Punkte angeführt, warum Vereinbarkeit scheitert. Paradox ist die von ihnen dargestellte Gleichzeitigkeit von Selbstbestimmung, durch die Setzung der Priorität auf der Familie, und Fremdbestimmung, durch die von ihnen angeführten hemmenden Rahmenbedingungen, die hier als Legitimationspunkte angeführt sind.

Wir haben gesehen, dass Väter mit der Vereinbarkeit von Familie und Beruf ringen. Sie sehen sich eigenen und äußeren Anforderungen ausgesetzt und legitimieren sich selbst und anderen gegenüber damit Rückgriffe auf traditionelles Rollenverhalten, auch wenn sie sich in ihren Hierarchisierungsprozessen, die Familie über den Beruf zu stellen, vom traditionellen Muster unterscheiden. Sie empfinden ihre Entscheidung, Familie über den Beruf zu stellen als freiwillig und selbst getroffen. Kinder und Familie sowie ein ökonomisches Auskommen bilden die zentralen Achsen im Leben der untersuchten Väter. Selbstverwirklichung und -sorge oder Freizeit spielen dem gegenüber eine geringere Rolle. Zu Gunsten der Familie verzichten Väter in Teilen auf Karriereentwicklungen oder karrierefördernde Schritte. Väter, die sich aktiv in ihre Familien einbringen, versuchen den Spagat zwischen Arbeits- und Familienwelt zu schaffen, ohne die Ernährerrolle abzulegen. Dieser Umstand ist hier als die Erweiterung der hegemonialen männlichen Identität um Aspekte der *caring masculinities* dargestellt worden.

Um die Zusammenhänge von Männlichkeit, Vaterschaft und Sorgearbeit weiter herauszuarbeiten, sollen weitere Interviews geführt und ausgewertet, aber auch wissenschaftliche Diskurse um Männlichkeit, Fürsorge und Vaterschaft nachgezeichnet werden. Es soll gezeigt werden, dass bestehende Männlichkeitskonzeptionen um fürsorgliche Männlichkeiten, zu denen Väter gezählt werden, erweitert werden müssen. Dadurch soll kein konkurrierendes Konzept, sondern eine bereichernde Variation entstehen. So können die Ab-

bildung der Wirklichkeit sowie ein besseres Verständnis von männlichen und in diesem Fall väterlichen Praktiken ermöglicht werden.

Literatur

- Allen, Sarah M./Hawkins, Alan J. (1999): Maternal Gatekeeping: Mother's Beliefs and Behaviors That Inhibit Greater Father Involvement in Family Work. In: *Journal of Marriage and the Family* 61, S. 199-212.
- Allmendinger, Jutta/Haarbücker, Julia (2013): Lebentwürfe heute. Wie junge Frauen und Männer in Deutschland leben wollen. Kommentierte Ergebnisse der Befragung 2012. In: Discussion Paper P 2013-002, Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung.
- Baur, Nina (2007): Der perfekte Vater. Männer im Konflikt zwischen eigenen Vorstellungen und institutionellem Rahmen. In: *Freiburger GeschlechterStudien* 13, 21, S. 79-113.
- Bohnsack, Ralf (2000): *Rekonstruktive Sozialforschung. Einführung in Methodologie und Praxis qualitativer Forschung*. Opladen: Leske + Budrich.
- Bohnsack, Ralf (2010): *Rekonstruktive Sozialforschung. Einführung in qualitative Methoden*. Opladen/Farmington Hills: Verlag Barbara Budrich.
- Bohnsack, Ralf/Przyborski, Aglaja/Schäffer, Burkhard (Hrsg.) (2006): *Das Gruppendiskussionsverfahren in der Forschungspraxis*. Opladen: Verlag Barbara Budrich.
- Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (BMFSFJ) (2014): *Jungen und Männer im Spagat: Zwischen Rollenbildern und Alltagspraxis. Eine sozialwissenschaftliche Untersuchung zu Einstellungen und Verhalten*. <https://www.bmfsfj.de/blob/94088/100b89250f16a96e2100074fc7455e7c/jungen-und-maenner-im-spagat-zwischen-rollenbildern-und-alltagspraxis-data.pdf>. [Zugriff: 25.11.2019].
- BMFSFJ (2015): *Geht doch! So gelingt die Vereinbarkeit von Familie und Beruf*. https://www.erfolgsweg-familie.de/fileadmin/ef/data/mediathek/GehtDoch_Ausgabe_04_barrierefrei_Doppelseiten_bf.pdf. [Zugriff: 25.11.2019].
- BMFSFJ (2018): *Väterreport. Vater sein in Deutschland heute*. <https://www.bmfsfj.de/blob/127268/2098ed4343ad836b2f0534146ce59028/vaeterreport-2018data.pdf>. [Zugriff: 02.08.2019].
- Carrigan, Tim/Connell, Bob/Lee, John (1985): Toward a New Sociology of Masculinity. In: *Theory and Society* 14, 5, S. 551-604.
- Connell, Raewyn (1987): *Gender and Power: Society, the Person and Sexual Politics*. Stanford: Stanford University Press.
- Connell, Raewyn (1999): *Der gemachte Mann. Konstruktion und Krise von Männlichkeit*. Wiesbaden: Springer VS.
- Corino, Eva (2018): *Das Nacheinander-Prinzip. Vom gelasseneren Umgang mit Familie und Beruf*. Berlin: Suhrkamp.
- Elliott, Karla (2015): *Caring Masculinities: Theorizing an Emerging Concept*. In: *Men and Masculinities* 19, 3, S. 240-259.
- Emma (2018): *The Mental Load: A Feminist Comic*. New York: Seven Stories Press.

- Ferrant, Ga lle/Pesando, Luca/Nowacka, Keiko (2014): Unpaid Care Work: The missing link in the analysis of gender gaps in the labour outcomes. https://www.oecd.org/dev/development-gender/Unpaid_care_work.pdf. [Zugriff: 03.12.2019].
- Grunow, Daniela (2013): Zwei Schritte vor, eineinhalb Schritte zurück. Geschlechtsspezifische Arbeitsteilung und Sozialisation aus Perspektive des Lebensverlaufs. In: Zeitschrift für Soziologie der Erziehung und Sozialisation 33, 4, S. 384-398.
- Hanlon, Niall (2012): Masculinities, care and equality: Identity and nurture in men's lives. Basingstoke: Palgrave Macmillan.
- Heilmann, Andreas/Scholz, Sylka (2017): Caring Masculinities – gesellschaftliche Transformationspotentiale fürsorglicher Männlichkeiten? In: Feministische Studien 35, 2, S. 345-352.
- Hobler, Dietmar/Klenner, Christina/Pfahl, Svenja/Sopp, Peter/Wagner, Alexandra (2017): Wer leistet unbezahlte Arbeit? Hausarbeit, Kindererziehung und Pflege im Geschlechtervergleich. Aktuelle Auswertungen aus dem WSI GenderDaten-Portal. https://www.boeckler.de/pdf/p_wsi_report_35_2017.pdf. [Zugriff: 02.04.2020].
- Koppetsch, Cornelia/Burkhart, Günter (1999): Die Illusion der Emanzipation. Zur Wirksamkeit latenter Geschlechtnormen im Milieuvvergleich. München: C.H. Beck.
- Kraus, Ute/Stöbel-Richter, Yve/Brähler, Elmar (2009): Vereinbarkeit von Elternschaft und Beruf bei Paaren – Wunsch und Wirklichkeit. In: Sozialwissenschaftlicher Fachinformationsdienst soFid, Frauen- und Geschlechterforschung 2, S. 11-25.
- Kruse, Jan (2015): Qualitative Interviewforschung. Ein integrativer Ansatz. Weinheim/Basel: Beltz Juventa.
- Lück, Detlev (2015): Vaterleitbilder: Ernährer und Erzieher? In: Schneider, Norbert F./Diabaté, Sabine/Ruckdeschel, Kerstin (Hrsg.): Familienleitbilder in Deutschland. Beiträge zur Bevölkerungswissenschaft, Band (48). Opladen/Berlin/Toronto: Barbara Budrich, S. 227-245.
- Meuser, Michael (2006): Geschlecht und Männlichkeit. Soziologische Theorie und kulturelle Deutungsmuster. Wiesbaden: VS Verlag.
- OECD (2016): Dare to Share – Deutschlands Weg zur Partnerschaftlichkeit in Familie und Beruf. Paris: OECD Publishing.
- Peukert, Almut (2015): Aushandlungen von Paaren zur Elternzeit. Wiesbaden: Springer VS.
- Rüling, Anneli (2008): Das Stillen: Traditionalisierung der Arbeitsteilung durch naturalisierende Deutungen von Geschlecht? In: Rehberg, Karl-Siegbert (Hrsg.): Die Natur der Gesellschaft: Verhandlungen des 33. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in Kassel 2006. Teilband (1 u. 2). Frankfurt a. M.: Campus, S. 4774-4786.
- Scambor, Elli/Holter, Øystein, G./Theunert, Markus (2016): Caring Masculinities – Men as Actors and Beneficiaries of Gender Equality. In: Documentation of the 3rd International Conference on Men and Equal Opportunities in Luxemburg 2016, S. 27-37.
- Schwarz, Norbert/Schwahn, Florian (2016): Entwicklung der unbezahlten Arbeit privater Haushalte. Bewertung und Vergleich mit gesamtwirtschaftlichen Größen. In: Wirtschaft und Statistik 2, S. 35-51.

- Th baud, Sarah (2010): Masculinity, bargaining, and breadwinning: Understanding men's housework in the cultural context of paid work. In: *Gender & Society* 24, 3, S. 330-354.
- Theunert, Markus (2015): Männerpolitische Perspektiven auf Arbeit. Redebeitrag für die Tagung «...auf Arbeit. Männerpolitische Perspektiven» des Bundesforums Männer vom 21. September 2015 in Berlin. https://bundesforum-maenner.de/wp-content/uploads/2015/09/Theunert_MaennerpolitischePerspektivenArbeit.pdf. [Zugriff: 24.10.2019].
- Tichenor, Veroniaca J. (2005): *Earning more and getting less: Why successful wives can't buy equality*. Rutgers: Rutgers University Press.
- Tietge, Ann-Madeleine (2019): *Make Love, Don't Gender!? Heteronormativitätskritik und Männlichkeit in heterosexuell definierten Paarbeziehungen*. Wiesbaden: Springer VS.

Die gemiedene Kategorie der Psyche in der intersektionalen Diskriminierungskritik – Psychismus als Diskriminierungsform denken wagen

Sonja Lauff¹

„I came to theory because I was hurting –the pain within me was so intense that I could not go on living. I came to theory desperate, wanting to comprehend –to grasp what was happening around me and within me. Most importantly, I wanted to make the hurt go away.“
bell hooks, 1991

1 Die Diskriminierung „Psychisch Kranker“² und Intersektionalität in den Gender Studies

Ich sitze in einem kleinen, mit Büchern und Aktenordnern überladenen Büro, meinem Dozenten gegenüber, der in einem ethnologischen Psychiatrieforschungsprojekt arbeitet. Ich hatte mich gerade von meiner eigenen Psychiatisierung³ zumindest soweit erholt, dass ich mein Studium wiederaufnehmen konnte. Ich frage ihn, ob auch Menschen mit psychiatrischen Diagnosen als Forschende in dem Projekt mitwirken. Er antwortet mir, dass diese leider die „Stellenanforderungen“ nicht erfüllen könnten.

Eine Professorin der Gender Studies – ich orientiere mich nun an emanzipatorischen Studienrichtungen⁴ – gibt mir die Rückmeldung, dass eine Ar-

- 1 Vielen Dank an die vielen kritischen Menschen, die ich in der Selbsthilfe kennenlernen durfte, und an alle Wegbegleiter*innen, ohne die ich diese Worte nicht hätte schreiben können.
- 2 Oftmals wird mit der Bezeichnung „psychisch Kranke“, der Begriff Mensch weggelassen. Zum einen wird damit deutlich, dass die „psychische Krankheit“ stigmatisierend als ein den ganzen Menschen einnehmendes Merkmal gesehen wird, andererseits ergibt sich daraus die Frage, inwiefern „psychisch Kranke“ gesellschaftlich überhaupt noch als Menschen angesehen werden (siehe hierzu Kapitel 5.2).
- 3 Prozess, der Menschen unter das psychiatrische System unterwirft und in dessen Folge Menschen geformt und bestimmt sind durch die psychiatrische Behandlung.
- 4 Darunter verstehe ich Wissenschaftsgebiete, die unter einem diskriminierungskritischen Paradigma forschen und durch wissenschaftliche Erkenntnisse zu sozialer Gerechtigkeit und Befreiung aus unterdrückerischen Verhältnissen beitragen, wie Feminist, Gender, Queer, Black, Disability und Deaf Studies.

beit aus der von Psychdiskriminierung⁵ betroffenen Perspektive keinen zusätzlichen Erkenntnisgewinn bringen würde. Es gäbe schließlich bereits Wissenschaftler*innen, die „dicht mit Personen zusammengearbeitet [haben, S.L.], die als psychisch krank klassifiziert wurden“⁶. Sie erinnert sich nicht daran, dass es auch Forschung von Männern über Frauen gab, bevor feministische Forschungen durch Frauen betrieben wurden.

In einem offiziellen Bewertungsdokument wird mir (und den „Psychiatern“, die ich für meine Arbeit, u.a. zu psychiatrischer Gewalt, interviewt hatte) von einer feministischen Professorin schriftlich geraten, wir sollten uns doch einfach einer Psychoanalyse unterziehen, dann würden die Probleme schon gelöst werden.

Das Thema der Diskriminierung und Unterdrückung psychopathologischer⁷ und psychiatrisierter Menschen hat bisher nur inhaltlich in der (deutschsprachigen) Forschung und Theoriebildung kaum Eingang gefunden. Vielmehr zeigen meine geschilderten Erfahrungen, dass es auch in der alltäglichen (Lehr-)Praxis im universitären Raum an Sensibilität für diese Diskriminierungsform⁸ fehlt. Dadurch wird die Implementierung neuer Wissensproduktionen zu Psychismus zusätzlich erschwert.

Dies ist umso problematischer, wenn sich ein Studienfeld, wie die Gender Studies, emanzipatorischer Wissensproduktion widmet und darüber hinaus auch den Anspruch hat, unter dem Paradigma der Intersektionalität verschiedene Diskriminierungsformen mitzudenken (vgl. Walgenbach 2012: 2f.). So wird mit dem Konzept der Intersektionalität suggeriert, dass hier ein Verständnis auch gegenüber bisher weniger bekannten Diskriminierungsformen erwartet werden könne. Wie aber ist zu erklären, dass dies dennoch nicht der Fall ist?

Bei näherer Betrachtung weist Intersektionalität ein Paradox auf: Obwohl dieser Ansatz gerade dafür steht, dass verschiedene Diskriminierungsformen zusammengedacht werden, bewirkt er einen einseitigen Imperativ: Ich muss mich auf bereits im akademischen Raum denkbare Diskriminierungsformen, v.a. zur Kategorisierung Gender, beziehen, um meinem Anliegen der Psychdiskriminierung Gehör zu verschaffen. Andersherum finden jedoch Arbeiten

5 Die Begriffe Psychismus, Psychdiskriminierung und Psychodiskriminierung werden in Kapitel 4.2 tiefergehend erläutert. Vorgegriffen sei bereits, dass mit den hier synonym verwendeten Begriffen die Diskriminierungs- und Unterdrückungsform gemeint ist, die Menschen, die nicht den Normvorstellungen zu Erleben und Verhalten entsprechen, abwertet und benachteiligt.

6 aus einer Emailkorrespondenz

7 durch diagnostisches Zuschreiben als „psychisch krank“ hergestellt (vgl. weiterführend hierzu Hölling 1999)

8 Mit Diskriminierungsform bezeichne ich die Diskriminierung bezüglich einer spezifischen sozialen Kategorisierung, also bspw. Diskriminierung auf Grund des Geschlechts (Genderismus) oder Race (Rassismus). Die substantivierte Form Kategorisierung verdeutlicht, dass bereits die Kategorie selbst konstruiert, also gesellschaftlich hergestellt ist.

zum Thema Geschlecht akademischen Raum, obwohl sie – trotz der Verfügbarkeit bereits seit Längerem vorhandenen Wissens⁹ – bisher annähernd absolut ohne Berücksichtigung von Psychdiskriminierung auskommen. Damit befinde ich mich mit der vorliegenden Arbeit in einem schiefen Machtverhältnis, welches lann hornscheidt in ex Kritik an Intersektionalität beschreibt:

„intersektionalität ist damit also ein konzept, welches die hegemoniale übermächtige anrufung einer [...] trennbarkeit von diskriminierungsdimensionen annimmt, um sie dann produktiv-politisch und strategisch durch die einföhrung des konzepts zu wenden. der rahmen aber wird damit als weiß ableisieret hegemonial ungebrochen re _produziert.“ (hornscheidt 2014: 5)

Der ursprünglich aus der marginalisierten Perspektive Schwarzer¹⁰ Frauen entwickelte Begriff wurde – ob gezielt oder nicht – zur Sicherung von Privilegien, in diesem Fall der akademischen (Wissens-)Macht, vereinnahmt. So gerät aus dem Blick, wie unterschiedliche Diskriminierungsformen miteinander zusammenhängen. Oder anders gefragt, wenn die „Sektionen“, die sich in der Kreuzung treffen (vgl. Crenshaw 1989: 49), nach ihrer lateinischen Wortbedeutung „Teile des Ganzen“ sind, was ist dann „das Ganze“, das Allgemeine der Diskriminierung und Unterdrückung?

Mit dieser kurzen Einführung zur Intersektionalität möchte ich aufzeigen, dass das Konzept nicht ausreicht, um Psychismus als weitere, neue „intersektionale“ Kategorie zu denken. Außerdem möchte ich die Verantwortung hinsichtlich der Wissensproduktion zu neuen Diskriminierungsformen, die für die Gender Studies mit diesem Konzept und der privilegierten Stellung als weit verbreitete emanzipatorische Wissenschaft einhergeht, betonen.

Im Folgenden führe ich in meine Analyseperspektive der Kongruenzen und Inkongruenzen, Konvergenzen und Divergenzen ein (2). Diese Perspektive bietet die Möglichkeit, diskriminierungsformübergreifend an bereits vorhandenes emanzipatorisches Wissen anknüpfen zu können.

Für das bessere Verständnis von Psychismus zeige ich dies anschließend anhand der theoretischen Arbeiten Judith Butlers auf. So führe ich zunächst in ihre Konzeptionen von Intelligibilität und Subjektivität ein (3), da sie die hegemonialen Einwirkungen zwischen Gesellschaft und Individuum, zwischen Innerem und Äußerem auf umfassende Weise erklären.

Dann gewähre ich einen kurzen Einblick in die Entwicklung der Mad Studies und stelle Psychismus als Diskriminierungs- und Unterdrückungsform vor (4). Dabei lege ich jeweils den Schwerpunkt auf die begrifflichen Verständnisse, um für das Thema an dieser frühen Stelle einen bewussten Sprachgebrauch und scharfe begriffliche Praktiken für zukünftige Analysen zu ermöglichen.

9 Vgl. weiterführend hierzu Brügge/Wildwasser Bielefeld e.V (1999).

10 Die Großschreibung von Schwarz verweist hierbei nach Piesche auf die Strategie der Selbstermächtigung und zeigt das symbolische Kapital des Widerstandes gegen Rassismus an (vgl. Piesche 2012: 7, zitiert nach AG Feministisch Sprachhandeln 2014: 45).

Darauf aufbauend zeige ich Kongruenzen und Inkongruenzen zwischen Judith Butlers Konzeptionen, die von ihr in erster Linie auf Geschlecht bezogen sind, und meinem Verständnis von Psychismus auf. Außerdem diskutiere ich, wie die Psyche ebenso wie das Geschlecht als soziales Konstrukt gedacht werden kann (5).

Mit aufschließenden Bemerkungen (6) biete ich Hinweise zur Vermeidung von Aneignung und Umdeutung von Betroffenenwissen sowie Empfehlungen zum Drehen von Forschungsperspektiven an.

2 Kongruenzen und Inkongruenzen, Konvergenzen und Divergenzen – die Analyseperspektive

Im vorangegangenen Kapitel führte ich an, dass das in den Gender Studies gängige Konzept der Intersektionalität von den Unterschieden der verschiedenen Diskriminierungsformen ausgeht. Auch wenn herrschaftliche Machtverhältnisse jeweils spezifische Merkmale und die damit einhergehenden sozialen Kategorisierungen adressieren und durch sie wirken, schlage ich vor, Diskriminierungs- und Unterdrückungsformen nicht mehr nur vorrangig von den Differenzierungen bzw. Spezifizierungen, sondern von den Gemeinsamkeiten ihrer Wirkungsmechanismen aus zu untersuchen.

Ich erachte es als angebracht, *Kongruenzen*, also Übereinstimmungen in den Unterdrückungsmechanismen verschiedener Kategorisierungen herauszuarbeiten, wie es bspw. Christiane Riegel für *Otherring* bereits aufzeigt: Ausgehend von postkolonialen Theorien (v.a. Said, Spivak) zeigt sie, wie das „Prinzip der Unterscheidung von ‚Wir und die Anderen‘“ (Riegel 2016: 55) mittels Zuschreibungen eine Gruppe als Fremde herstellt und wie dieses Prinzip nicht nur in rassifizierenden, migrantisierenden Macht- und Herrschaftsverhältnissen wirksam wird, sondern

„[...] sich auch in der Organisation asymmetrischer Geschlechterverhältnisse oder in hegemonialen Vorstellungen über Körper und Gesundheit, über die die Zuweisung von Privilegien und Positionen im gesellschaftlichen Raum [findet] und damit verbundenem Zugang zu sozialen Ressourcen geregelt wird.“ (ebd.)

Von diesem Fokus der Parallelen von Prozessen der Differenzierung, Herabsetzung und Benachteiligung ausgehend, können *Konvergenzen*, d.h. übereinstimmende Ziele, die zu gemeinsamen werden können, herausgearbeitet oder entwickelt werden. Ebenso erscheint es mir sinnvoll, auch *Inkongruenzen* aufzudecken, die *Divergenzen*, also das Auseinandergehen von politischen Zielen, nach sich ziehen.

Auch Riegel konstatiert, es

„[...] zeigen sich Parallelen und Gemeinsamkeiten der Mechanismen von hierarchischen Differenzkonstruktionen und -ordnungen, die unterschiedliche Macht- und Herrschaftsverhältnisse stützen und aufrechterhalten, wenngleich diese in ihren Entstehungszusammenhängen und Ungleichheitsstabilisierenden Prinzipien und Funktionen nicht gleichzusetzen sind.“ (ebd.: 56)

Der Hinweis gegen diese Gleichsetzung basiert meines Erachtens auf der Gefahr, mit dem Postulieren von Universalien das Spezifische der einzelnen Diskriminierungsformen zu negieren. Dadurch verdecken Universalien hierarchische Verhältnisse und festigen bestehende Herrschaftsverhältnisse.

Dies wird mit der hier vorgeschlagenen Analyseperspektive dadurch umgangen, dass gerade auch die Konkretisierung der Inkongruenzen und Divergenzen gefördert wird. Damit ermöglicht das Konzept einerseits die Übertragung verbreiteter Unterdrückungsmechanismen auf verschiedene Diskriminierungsformen zu deren Analyse und Erklärung und nutzt andererseits gleichzeitig die Momente, in denen diese Übertragung eben nicht möglich ist, als Gelegenheit des zusätzlichen Erkenntnisgewinns.

Für das Einnehmen dieser Perspektive sprechen vor allem folgende drei Argumente: Erstens bricht der Fokus auf Kongruenzen mit dem auch in den Gender Studies bestehenden hegemonialen Denken, von Differenzen auszugehen, und ist dadurch in sich selbst widerständig. Das Spezifische oder das *GeAnderte* wird auch auf wissenschaftlich analytischer Ebene überbetont und festgeschrieben. Der Fokus auf Kongruenzen wirkt diesem *Othering* entgegen.

Zweitens eröffnet die Perspektive die Möglichkeit, an bereits vorhandenes emanzipatorisches Wissen anzuknüpfen sowie eine Bündelung emanzipatorischer Wissensbestände zu schaffen.

Drittens sprechen mögliche Wirkungen der Fokussierung der Kongruenzen und Konvergenzen, aber auch Divergenzen für diese Perspektive: Dies können Solidarisierungen und Verbündungen¹¹ auf gesellschaftlich-ideologischer und strukturell-institutioneller Ebene sein, die zu einer erkenntniserweiternden, politischen Kräftebündelung führen werden. Auf einer individuellen Ebene wird es ermöglicht, leichter Verständnis und Empathie über verschiedene Diskriminierungserfahrungen hinweg zu entwickeln. Im Falle von Divergenzen kann genau geprüft werden, inwiefern die unterschiedlichen Interessen notwendiger Weise die jeweiligen politischen Ziele blockieren müssen¹², oder ob es Wege gibt, eigene politische Interessen ohne die Einschränkung Anderer durchzusetzen.

11 Vgl. zu Verbündung/Allyship weiterführend Bishop (2015).

12 Vgl. hierzu weiterführend das Trilemma der De_Pathologisierung bei Boger (2015).

3 Subjektivierung, Intelligibilität und Wissenschaft: Wer darf Wissen schaffen?

Es bietet sich an, auf das theoretische Werk Judith Butlers zurückzugreifen, da ihre Konzeptionen von Intelligibilität und Subjektivierung die hegemonialen Einwirkungen zwischen Gesellschaft und Individuum, zwischen Innerem und Äußerem auf umfassende Weise erklären. Butler sucht Antworten auf Fragen, die auch für Psychismuskritik sehr entscheidend sind: „Wer zählt als Person?“ (Butler 2011: 97), „Wessen Welt gilt legitimer Weise als wirklich?“ (ebd.: 98) und „Durch welche Normen werde ich zwangsweise bestimmt, wenn ich frage, was ich werden kann?“ (ebd.). Übertragend können wir fragen: Sind psychisch Kranke gesellschaftlich anerkannte Personen? Ob ihre Welt als legitim und wirklich gilt, ist für die Forderung nach einer Wissenschaft aus ver*rückter Perspektive besonders relevant. Die Beispiele eingangs machen deutlich, dass gesellschaftlich stark präsente Normen darauf einwirken, was Menschen nach bestimmten psychiatrischen Diagnostizierungen werden können. Legitim (wissenschaftlich) Wissende zu sein, gehört nicht dazu.

Theoretische Antworten auf diese Fragen zeigt Butler auf, indem sie mit Bezug auf Foucault den Prozessen der *Subjektivierung* nachgeht. Gemeint ist damit die gleichzeitige Wechselwirkung zwischen Unterwerfung unter hegemoniale Normen sowie die Herstellung des Individuums als handlungsfähiges Subjekt (vgl. Butler 2001: 8).

An dieser Stelle kann dieser bei Butler komplex dargestellte Prozess nur grob umrissen werden. Würden wir der Einfachheit halber, anstatt von einer Wechselwirkung auszugehen, die Prozesse der Subjektivierung einseitig linear zu verstehen versuchen, könnten wir dieses Verständnis mit dem *Diskurs* beginnen: Dies ist der Rahmen, der reguliert, was denk-, sag- und lebbbar ist (vgl. Villa 2012: 22). Innerhalb dessen werden Bedeutungen, Bezeichnungen, Kategorisierungen geschaffen, für Butler von Interesse sind jene, die an Menschen gerichtet sind (vgl. ebd.). Durch Anrufungen, Anreden und Adressierungen, also durch *Interpellation* werden diese Kategorien als Zuschreibungen an die Menschen herangetragen (vgl. Butler 2001: 10f.). Butler entwirft für den Bereich des Geschlechts die Matrix der Heteronormativität bzw. Zwangsheterosexualität, innerhalb derer sie die binären Zuschreibungen zu körperlichem Geschlecht (sex), sozialer Geschlechtsidentität (gender) und dem Begehren (desire) auffächert (vgl. Butler 1991: 21). Die Zuordnung in das binäre Schema – entweder Mann oder Frau, einander heterosexuell begehend – ermöglicht sodann die *Intelligibilität*, also den Zustand des Subjektes als sozial verstehbar. Die Intelligibilität ist Voraussetzung für die soziale Existenz, die Existenz als Mensch (vgl. Butler 2001: 25). Denn der intel-

ligible Mensch ist aner kennbar, da sie sich innerhalb eines Wahrnehmungs- und Erfahrungsrahmens bewegt.

Dennoch ist es wichtig zu verstehen, dass Judith Butler die Subjektivation eben nicht als diesen linearen Prozess vorstellt. Denn mit der Intelligibilität gewinnt der Mensch gerade durch die Unterwerfung unter die Normen die eigene Handlungsfähigkeit und schafft als handelndes Subjekt den Diskurs, ist mit den eigenen Praktiken selbst Teil des Diskurses.

In Kapitel 5 werde ich die Kongruenzen und Inkongruenzen zwischen Butlers theoretischen Konzeptionen, mit denen sie vorrangig die Kategorie Geschlecht analysiert, und der Kategorie der Psyche vertiefend diskutieren. Zunächst möchte ich aber im folgenden Kapitel einen kurzen Einblick in die sich im englischsprachigen Raum entwickelnden „Mad Studies“ geben. Hier findet bereits eine akademische Diskursverschiebung statt: psychiatrisierte Menschen schaffen Wissen, präsentieren sich damit als legitim Wissende und kämpfen so für eine neue Anerkennbarkeit, eine Ausweitung von Intelligibilität.

4 Mad Studies und Psychismus

Mit dem folgenden kurzen Einblick in die Entwicklung der Mad Studies möchte ich zu deren Wahrnehmung in der Genderforschung beitragen (4.1) und anschließend Psychismus als intersektional zu berücksichtigende Diskriminierungsform vorstellen (4.2). Die vorwiegend begriffliche Arbeit erachte ich wie eingangs erwähnt als sinnvoll, um einen bewussten Sprachgebrauch und scharfe begriffliche Praktiken für zukünftige Analysen zu ermöglichen.

4.1 *Mad Studies*

Die Bezeichnung *Mad Studies* wurde 2008 von Richard Ingram geprägt, aus einem Netzwerk von ver*rückten Wissenschaftler*innen und Aktivist*innen in Toronto, Kanada (vgl. Gorman/LeFrançois 2018: 107). Die Mad Studies zeichnen sich nach Gorman und LeFrançois insbesondere durch die Perspektive¹³ aus, aus der heraus sie betrieben werden. Sie verstehen

„Mad Studies als Raum des sozialen Aktivismus und der Theoretisierung über Unterdrückung und Psych-Gewalt, die die Geschichte von psychiatrisierten Körpern in den Mittelpunkt stellt, insbesondere, weil diese psychiatrisierten Körper innerhalb anderer Diszipli-

13 Die eingangs geschilderten Erfahrungen verdeutlichen die Notwendigkeit und das Recht, aus deprivilegierter, unterdrückter Positionierung heraus wissenschaftlich zu arbeiten. Kongruent wurde dies für feministische Perspektiven bspw. durch das Konzept von Situiertem Wissen von Haraway (1995) erörtert.

nen und Wissensfelder unterdrückt und ausgelöscht wurden, auch in den Wissensfeldern, die psychiatrische Unterdrückung kritisieren.“ (ebd.: 107f., eigene Übersetzung)

Ingram beschreibt Mad Studies als *in/discipline*, um zu betonen, dass sie zugleich eine (akademische) Disziplin und eine Undiszipliniertheit, ein Ungehorsam mit widerständigem Potential bedeuten (vgl. Ingram 2016: 13).

Die Bezeichnung *Mad* geht aus der User-/Survivor- und der Mad Pride-Bewegung hervor, in der *Mad* als reaneignende Selbstbezeichnung verwendet wird. Dabei wird das *M* als Großbuchstabe verwendet, um die Abgrenzung von abwertenden, herabwürdigenden Verwendungen von „mad“ deutlich zu machen.

Eine Übersetzung von Mad Studies ins Deutsche ist bisher nicht erfolgt, da die Vielschichtigkeit des englischen Begriffs *mad* nicht mit einem einzelnen deutschen Wort treffend erfasst werden könnte: So wird darunter „verrückt, wahnsinnig, irre“, aber je nach Kontext auch „wütend, böse“ oder „ausgelassen“ verstanden. Um die Forschung und Theoriebildung aus ver*rückter Perspektive für den deutschsprachigen Raum in wechselseitiger Anbindung von (akademischer) Wissenschaft und politischer Selbsthilfebewegung Psychiatrie-Erfahrener zu gewährleisten, stelle ich zurzeit in aktivistischen Räumen die Übersetzung *Ver*rückte Wissenschaften*¹⁴ zur Diskussion.

*Ver*rückt* hat dabei für mich zwei Bedeutungen. Zum einen verwende ich Ver*rückt als widerständige, reaneignende Selbstbezeichnung (vgl. Hille 2019: 157; Lüthi 2015: 53), um damit einhergehende positive Aspekte zu betonen, die Lüthi wie folgt beschreibt:

„Darüber hinaus verstehe ich verRückt als Raum, Position und Bewegung mit großem transformativen Potential. Von der Norm verRückt eröffnen sich alternative Handlungs-, Denk- und Bezugsräume, welche normative Verständnisse, Wahrnehmungen und Verhältnisse grundlegend infrage zu stellen vermögen. Haben verRückte (T)räume vielleicht sogar das Potential, gesellschaftliche Verhältnisse zu bewegen, Normen zu stören, diese für flüchtige Momente zu ver_rücken?“ (Lüthi 2015: 53)

Die zweite Bedeutung von *ver_rückt*¹⁵ bezieht sich hingegen auf die diskriminierenden und unterdrückenden Praxen und Verhältnisse, die Menschen ver_rücken

„von einer Norm, welche im Prozess der Psychopathologisierung/des VerRückens nicht mehr benannt ist, aber die Position des VerRückt-Seins definiert“ (ebd.).

Dieses normative, unterdrückerisch gewaltvolle Ver_Rücken bezeichne ich als Psychismus.

14 Ich nutze hier bewusst die Adjektivform, um „die Zugehörigkeiten und politiken eher zu formen von handlungen [zu] machen und weniger [zu] essentialisieren“ (hornscheidt 2014: 2).

15 Ich verwende einen Unterstrich in dem Wort, um die Distanzherstellung und (Selbst-) Entfremdung, die mit dem Prozess des ver_rückt Werdens einhergehen, zu symbolisieren.

4.2 Psychismus

Im Folgenden widme ich mich vor allem der begrifflichen Entwicklung von Psychismus und deren Begründung, da sich daran auch inhaltliche Überlegungen gut zeigen lassen. Darüber hinaus biete ich einen Definitionsvorschlag und Beispiele zu Psych-Normen an, die zukünftige Forschungsarbeiten überprüfen können.

Für die Bezeichnung der Diskriminierung und Unterdrückung im Sinne der Normvorstellungen von Erleben und Verhalten wurden bereits viele verschiedene Begriffe vorgeschlagen, die in ihren Bedeutungen jeweils unterschiedliche Schwerpunkte legen: Sansim und Mentalism¹⁶, Neurodiversität, Psychoableismus¹⁷, verRückt werden und psychiatrisches BeHindern¹⁸.

Trotz dieser Begriffsvielfalt hat sich im deutschsprachigen Raum noch keine Terminologie bis in die politisch-aktivistische Selbsthilfebewegung durchgesetzt. Auch wenn Ausschluss- und Abwertungsprozesse von Menschen mit psychiatrischen Diagnosen kritisiert werden, werden diese größtenteils durch den „individuellen Makel“ bedingt und nicht als Diskriminierung und Unterdrückung auf gesellschaftlicher Ebene verstanden¹⁹.

Daraus ergibt sich meine Überlegung, für den deutschsprachigen Raum das Wort *Psychismus* zu verwenden. Dieser Begriff verspricht leichter zugänglich zu sein als Anglizismen²⁰ und verweist auf zwei Aspekte: Erstens zielt er auf die Diskriminierung durch die Vorstellung einer Psyche ab (siehe Kapitel 5.2) und geht damit über Kritik der Einteilung in „gesunde“ und „kranke“ Psychen, die der Terminus *Sansim* beinhaltet, hinaus.

Zweitens beziehe ich mich in Anschluss an Lüthi mit der Verwendung der Vorsilbe *Psych-* auf den Begriff *psy-complex*. Damit wird eine Gruppe von Wissenschaften und Professionen beschrieben (Psychologie, Psychoanalyse, Psychiatrie, aber auch angrenzende Berufsgruppen wie Sozialpädagogik, Ergotherapie etc.), die gemeinsam analysiert werden, da sich ihre Ansätze komplementieren, um das Soziale zu normalisieren, standardisieren und essentialisieren (vgl. Pulido-Martinez 2014). Dabei wirken nach Lüthi die im Psych-Komplex vorhandenen

„Psych-Verständnisse von Verhalten, Fühlen und Wahrnehmen [...] über („sozial“)-psychiatrische Institutionen hinaus. Sie finden sich in Alltagssprache, Gesetzen, Diagnosen, Selbstverständnissen und vielem mehr. Sie schaffen Psych-Normen und verRücken

16 Vgl. weiterführend hierzu Poole (2012).

17 Vgl. weiterführend hierzu Oppenländer (2015).

18 Vgl. weiterführend hierzu Lüthi (2015).

19 Zur Notwendigkeit, in Abgrenzung zum Begriff „Stigma“ eine Bezeichnung für Diskriminierung und Unterdrückung „psychisch Kranker“ zu finden, vgl. weiterführend Holley und Kolleg*innen (2012).

20 Sanism oder Mentalism ist im Deutschen kein Äquivalent zu finden. Für eine geringere Sprachbarriere nutze ich zusätzlich synonym die Begriffe Psychdiskriminierung und Psychodiskriminierung.

diejenigen von diesen Normen, die ihnen nicht entsprechen. Dabei werden Psych-Verständnisse oftmals als einzige und allgemeingültige Definition von verRücktem Verhalten, Fühlen und Wahrnehmen hergestellt.“ (Lüthi 2019: 215).

Dies nennt Lüthi *Psychzentrismus* (ebd.: 216). Psychzentrisch, also aus der Perspektive von Wissenschaften und Berufsgruppen aus dem Psych-Komplex, sind auch die Normvorstellungen geprägt, die ich im folgenden Definitionsvorschlag mit weiteren Facetten von Psychdiskriminierung kombiniere:

Psychismus ist die Diskriminierung und Unterdrückung von Menschen, die von Normvorstellungen über Wahrnehmen, Fühlen, Denken und Verhalten abweichen. Sie ist insbesondere an Menschen gerichtet, die von angenommenem oder tatsächlich empfundenem seelisches Leid²¹, Psychopathologisierung und Psychiatrisierung (in Form von psychiatrischen Diagnosen und/oder von Behandlungserfahrungen im psychosozialen “Hilfe”system) in Betroffenheit gebracht wurden. Diese Betroffenheit individualisierend werden die Menschen als anders hergestellt, also von der Norm ver rückt und abgewertet und somit das seelische Leiden verursacht oder verstärkt. Psychdiskriminierung basiert auf einer weit verbreiteten und meist in tiefe „psychische“ Strukturen verinnerlichten Ideologie über eine psychische Normkonstitution. Dabei ist auch die Annahme einer Psyche, in die Diskriminierung verinnerlicht werden kann, Teil der Ideologie.

Die beschriebenen Unterdrückungsmechanismen wirken, in Kongruenz zu anderen Diskriminierungsformen, auf individueller/zwischenmenschlicher, institutioneller/struktureller und ideologischer/diskursiver Ebene²² (vgl. Schmidt 2009: 83-88).

Psych-Normvorstellungen beinhalten die Erwartungen, dass Menschen in ihren Wahrnehmungen ähnliche Sensibilitäten aufweisen und bspw. Reize bei Bedarf ausblenden, dass sie ähnlich intensiv fühlen und ihre Gefühle regulieren und dass ihr Denken gleichmäßig abläuft. Wird dem nicht entsprochen, drohen Psychopathologisierung und Psychiatrisierung und damit einhergehende gravierende Folgen: In Psychiatrien geschehen Menschenrechtsverletzungen, rechtlich legalisiert durch Sondergesetze für „Psychische Kranke“ (PsychKGs). In den Medien werden „Psychisch Kranke“ als Gewalttäter*innen dargestellt. Die negative Sicht auf „Psychisch Kranke“ wird auch im alltäglichen Sprachgebrauch²³ reproduziert.

21 Auch wenn sich mit der Selbstbezeichnung Psychiatrie-Betroffen berechtigter Weise davon abgegrenzt wird, Menschen seien von „psychischer Krankheit“ betroffen (vgl. Hille 2019: 157), schließe ich tatsächlich empfundenen seelisches Leid in dieser Definition mit ein. Dieses beruht allerdings meines Verständnisses nach nicht auf der Existenz von „psychischen Krankheiten“, sondern ist Folge von Diskriminierungs- und Gewalterfahrungen und stellt somit eine Interdependenz zwischen diesen und Psychdiskriminierung dar.

22 Dies erklärt Lüthi in ex Konzeption unterschiedlicher Formen von PsychGewalt, vgl. weiterführend Lüthi (2019).

23 Psychdiskriminierende Worte werden in Sätzen wie „Das ist ja völlig verrückt!“, „Ich werde noch wahnsinnig!“, „Das ist doch irre!“ reproduziert. Die gemeinte Bedeutung, oft „ext-

Dies alles hat Auswirkungen auf unser individuelles Erleben und Verhalten. Gesellschaftliche Gefühls- und Ausdrucksnormen wirken begrenzend, auch auf Menschen, die nicht psychopathologisiert werden. Darüber hinaus prägen psychdiskriminierende Ideologien unseren zwischenmenschlichen Umgang miteinander und die Art und Weise, wie wir soziale und emotionale Fürsorge leisten. Um nicht als „psychisch krank“ zu gelten, werden eigene Wahrnehmungs-, Fühl-, Denk- und Verhaltensweisen, auch innerhalb sozialer (Fürsorge)Beziehungen, der Norm entsprechend angepasst und reguliert.

Im akademischen Kontext wird Psychdiskriminierung insbesondere durch epistemische Gewalt²⁴ ausgeübt: Psychiatrisierte Menschen werden als „legitim Wissende“ disqualifiziert (vgl. Liegghio 2013: 123) und als vermeintlich inkompetent und gefährlich finden ihre Erfahrungen und Perspektiven keinen Raum in wissenschaftlichen Institutionen. Dass die Erste-Person-Perspektive der psychiatrisierten Menschen und die Art und Weise, wie gewusst wird, keine legitimen Wissensformen darstellen, nennt Jasna Russo nach Fricker epistemische Ungerechtigkeit (vgl. Russo/Beresford 2014). Damit einher geht auch die fehlende akademische Berücksichtigung der Analyse und Kritik von Psychismus.

5 Psychismus mit Butler denken wagen

In diesem Kapitel stelle ich vor, wie Psychismus vertiefend mit Butlers theoretischen Konzeptionen durchdacht werden kann. Butlers inhaltliche Weitsicht hinsichtlich der Psychologisierung der Unterdrückung erweisen sich als hilfreich, um auf die Schwierigkeiten, Psychismus als Diskriminierungsform anzunehmen, einzugehen.

5.1 *Interpellation, Binarität und Intelligibilität: In_Kongruenzen von Psychismus und der Theorie Butlers*

Neben den in der Alltagssprache impliziten Zuschreibungen von Psych-Normen (vgl. Fußnote 23) stellen vor allem die psychopathologisierenden Diagnostizierungen die Interpellationen in Bezug auf die Psyche dar. So wird ein Mensch in der Regel erst auf ihre Psyche angesprochen, wenn diese auffällig

rem“, „unmöglich“, „außergewöhnlich“ führt auch dazu, dass auch als „verrückt“, „wahn-sinnig“ hergestellte Personen als „extrem“, „unmöglich“ etc. zugeschrieben werden (vgl. Lüthi 2019: 219). Auch werden mitunter die diagnostischen Labels von Menschen direkt alltagssprachlich abwertend verwendet, wie: „Das ist doch schizophoren!“.

24 Der Begriff epistemische Gewalt kommt ursprünglich aus der rassismuskritischen Theorie-tradition und wurde von Liegghio (2013) auf Psychiatrisierung übertragen.

erscheint, d.h. den impliziten Psych-Normen nicht entspricht. Oft geschieht die Anrufung als „psychisch krank“ aber auch durch eine Person an sich selbst: Wenn Ursachen von Leid durch herrschende Unterdrückungsstrukturen nicht wahrgenommen, nicht gedacht werden können, da sie sich außerhalb des Diskurses befinden, fällt die Suche danach auf das Individuum bzw. seine innerste Struktur, die Psyche, zurück.

Ebenso wie bei Geschlecht muss sich der Mensch nun in eine binäre Zwangsordnung einordnen: Psychisch gesund oder psychisch krank. Als „psychisch gesunder“ Mensch hat diese den psychischen Normvorstellungen nicht nur bezüglich ihres Verhaltens, sondern auch zu ihren innersten Prozessen des Wahrnehmens, Fühlens und Denkens zu entsprechen. Entspricht sie dem nicht, kann sie nicht als intelligibler Mensch existieren, ohne sich der Anrede „psychisch krank“ zu unterwerfen. Damit einher gehen aber nicht nur das oft erhoffte und selbst dann meist nicht zu erhaltende Verständnis, Unterstützung oder Lösung von Leid, sondern Begrenzungen. Eine davon, und für die Berücksichtigung von Psychismus in der Wissenschaft besonders relevant, ist, dass Psychisch Kranke keine legitim Wissenden sind.

Es ist zu überlegen, ob bei der Intelligibilität eine Inkongruenz zu Geschlecht auszumachen ist: Während Menschen durch Entsprechung einer der binären Geschlechternormen als Mann oder Frau intelligibel werden, stellt sich die Frage, ob die Zuordnung zu der Gruppe der „Psychisch Kranken“ nicht eben das Ende von Intelligibilität, das Ende der sozialen Anerkennbarkeit oder Verstehbarkeit als Mensch, und damit der sozialen Existenz darstellt. So wird bei „Psychisch Kranken“ oft nur verstanden, dass sie nicht (mehr) zu verstehen seien.

5.2 *Die Psyche als Konstrukt*

In Kongruenz zu Butlers Geschlecht als Konstrukt lässt sich zeigen, dass auch die Psyche ein solches Konstrukt ist²⁵. Die Psyche ist naturalisiert als etwas dem Menschen Innewohnendes, ganz Eigenes, eine der Gesellschaft vorgängige Entität.

Um dies mit Butler zu denken, muss nicht einmal eine Übertragungsleistung von ihrer Konzeption von Geschlecht auf Psyche aufgebracht werden. In ihren Texten findet sich ihre dekonstruktivierende Haltung zur Psyche explizit, wenn sie bezüglich der Verinnerlichung von Normen der Innerlichkeit nachgeht, in die eben diese Normen inkorporiert werden sollen:

„Ist die Norm zunächst ‚draußen‘, bevor sie in einen schon existierenden psychischen Raum eintritt, verstanden als inneres Theater der einen oder anderen Art? Oder trägt die Verinnerlichung der Norm zur Erzeugung von Innerlichkeit bei? Beinhaltet die psychisch gewordene Norm nicht nur die Verinnerlichung der Norm, sondern auch die Verinnerli-

25 Zur Dekonstruktion der Psyche vgl. auch Saase (2019: 202f).

chung der Psyche? Ich vertrete die Auffassung, daß dieser Prozeß der Verinnerlichung der Psyche die Unterscheidung zwischen innerem und äußerem Leben bewirkt, womit wir eine Unterscheidung zwischen dem Psychischen und dem Sozialen gewinnen, die sich deutlich von der Erklärung der psychischen Verinnerlichung von Normen unterscheidet.“ (Butler 2001: 24)

Butler positioniert sich in dieser vielschichtigen Passage ungewöhnlich direkt. In meinem Leseverständnis ist die Psyche ihr zufolge ein Konstrukt, das ein vom sozialen Äußeren getrenntes Inneres bezeichnet. Dabei ergeben sich besondere Schwierigkeiten – also Inkongruenzen zu Geschlecht – die Psyche als sozial hergestellt zu denken. Wir müssen dazu gedanklich eine *Schleife* vollziehen: Während durch Genderismus Normen zu Geschlecht verinnerlicht werden, werden bei Psychismus Normen zur „Innerlichkeit“ verinnerlicht. Die Verinnerlichung der Psyche stellt selbst einen „psychischen“ Prozess dar. Oder anders gesagt: Das Konstruieren (Verinnerlichen) ist gleichzeitig das Konstrukt (Innerlichkeit/Psyche). Bei Genderismus bewirkt das „Verinnerlichen“ ein anderes Konstrukt (Geschlecht). (Wobei beide Kategorisierungen miteinander verflochten sind und sich gegenseitig bedingen.)

Die zweite Schwierigkeit ist, dass die Psyche als innerer Kern des Menschen am weitesten von gesellschaftlichen Verwobenheiten entfernt gedacht wird. Es handelt sich um das Tiefe, das Eigene, von dem so gerne angenommen wird, es liege außer Reichweite eines äußeren Zugriffes, dem ich hier zumute, sich selbst in Frage zu stellen. Ich möchte dennoch dazu motivieren, diesen Weg zu gehen.

Denn das Dekonstruieren von Psyche und das Hinterfragen von Psychismus nimmt den Schleier, den die Normierungen auf das Selbst legen. Die eigenen Wahrnehmungs-, Fühl- und Denkmöglichkeiten nach außen und nach innen können freier oder vielfältiger werden, eben weniger durch die Normen begrenzt. Dies führt zum einen zu mehr Fühlen, reicherem Erleben von Leben, zum anderen ermöglicht es auch mehr Verbindung. Denn wenn Psychismus die Ideologie der Trennung von Innen und Außen ist, mit der Psyche als Endprodukt, kann sich durch das Hinterfragen von Psychismus geschmeidiger und bewusster, gezielter zwischen Innen und Außen bewegt werden.

6 Fazit – Aufschließende Bemerkungen

Mit dem Anschluss von emanzipatorischem Wissen in etablierte, universitäre Wissensräume geht die Gefahr von „co-optation“ (Beresford/Russo 2016: 2), also der Aneignung und Umdeutung von „Betroffenen“-Wissen um das bestehende System zu stützen, einher. Die eingangs geschilderte Wendung des Konzeptes der Intersektionalität zeigt, dass auch innerhalb der Genderforschung solche Aneignungen praktiziert werden. Die vor dem Hintergrund der

Vereinnahmungen von Betroffenenwissen in „psychiatrischen Wissensproduktion“ entstandenen, gemeinsamen Prinzipien des Mad Studies Netzwerkes bekräftigen die Notwendigkeit, genau zu durchdenken, wer von welchem Wissen profitieren soll:

„We aim to protect mad studies from co-option and appropriation as the new and fashionable thing to „do“, or something to make profit from. This involves not being too excited by its prospects ourselves and taking time to consider what will be most beneficial and for whom.” (Mad Studies Network 2014: o.S.)

Auch wenn es keinen Garanten gegen Aneignung geben kann, stellt der Perspektivenwechsel, den Lucy Costa vorschlägt, eine Umgangsmöglichkeit damit dar:

„Perhaps it’s time to flip the scope. Let’s stop studying mentally ill people and start studying sane people, normals, well-adjusted, balanced and secure people. [...] Let’s [...] instead, discuss, ‘psychiatrists as bad learners.’ Flip the questions. Question the questioners. How many times have you been asked to participate or give your feedback on how to make the system better? Flip the scope – maybe it’s time we stop answering those questions and have Mad Studies develop our own questions and research agendas.” (Costa 2014: o.S.)

Ein Beispiel für ein solches „flip the scope“ ist eine Forschungskonzeption, die ich in einem betroffenenkontrollierten Forschungsprojekt entwickelte, nachdem mir die Aufforderung zur „Selbsterforschung“ begegnete: Um der Instrumentalisierung und Ökonomisierung meines Erfahrungswissens im Sinne des Psych-Komplexes zu entgehen, entschied ich, der Frage nachzugehen, wie Behandler*innen von Menschen mit psychiatrischer Diagnose lernen können, ein diskriminierungskritisches Bewusstsein zu entwickeln. Dieser Perspektivenwechsel hin zur Erforschung der Behandler*innen stellt angesichts des Umstandes, dass

„Menschen, die als verrückt oder psychisch krank bezeichnet werden, [...] in der Forschung für gewöhnlich die Rolle der zu beforschenden Subjekte [haben, S.L.]“ (Russo 2016: 32)

etwas Besonderes dar.

Für die Genderforschung wird aber auch eine Auseinandersetzung mit dem Allyship- oder Verbündetenkonzept (vgl. Bishop 2015) nicht zu umgehen sein. Dies beinhaltet, sich aus der jeweils privilegierten Positionierung in jedem Moment neu mit unterdrückten Positionierungen (seien es einzelne Menschen, Gruppen oder Wissenschaftsgebiete) zu verbünden. Ohne das Konzept hier genügend vorstellen zu können, sei „power sharing“, das Teilen von Macht und Ressourcen, als wichtige verbündende Praktik genannt, ebenso wie das Einlassen auf neue Perspektiven.

Indem wir Kongruenzen, also Ähnlichkeiten der Mechanismen von Unterdrückung und Diskriminierung, erkennen, in dem wir Psyche (und damit „psychische Krankheit“) wie das Geschlecht dekonstruieren, indem wir uns mit unseren *sane privileges* (vgl. Wolframe 2013) wie mit *weißen* Privilegien

auseinandersetzen, werden Verbündungen auch im akademischen Kontext möglich. Dann würden vielleicht in

„so etwas wie anti-diskriminierungs studies [...] andere forschungs- und politikfragen gestellt, wie beispielsweise nach den coalitions unterschiedlicher bewegungen gegen diskriminierungen, nach der konstruktiven, politischen arbeit mit differenzen beispielsweise.“ (hornscheidt 2014: 10)

Das Potential von Solidarisierung und Verbündung hält noch viel Raum und Forschungsfragen bereit.

So wird in den Mad Studies neben dem Aufzeigen von Psychdiskriminierung ein Gegenkonzept entworfen: die Cognitive Liberty (Burstow 2019) – die Freiheit des Geistes. Die Forderung dahinter lässt sich gut mit dem – schon deutlich älteren – Zitat von Kate Millett erklären:

„Soll der Geist doch frei sein. [...] Der *conditio humana* geht es am besten, wenn sie respektiert wird. Laßt uns unsere Angst ablegen, vor unseren eigenen Gedanken, vor unserem Geist. Vor dem Wahnsinn, unserem eigenen und dem anderer“ (Millet 1993, zitiert nach Koch-Kanz/Pusch 1999: 95).

Literatur

- AG Feministisch Sprachhandeln der Humboldt-Universität zu Berlin (2014): Was tun? Sprachhandeln – aber wie? W_Ortungen statt Tatenlosigkeit. http://feministisch-sprachhandeln.org/wp-content/uploads/2014/03/onlineversion_sprachleit_faden_hu-berlin_2014_ag-feministisch-sprachhandeln.pdf. [Zugriff: 06.01.2018].
- Beresford, Peter/Russo, Jasna (2016): Supporting the sustainability of Mad Studies and preventing its co-option. In: *Disability & Society* 31, 2, S. 270-274.
- Bishop, Anne (2015): *Becoming an Ally: Breaking the Cycle of Oppression in People*. Halifax: Fernwood.
- Boger, Mai-Anh (2015): Das Trilemma der Depathologisierung. In: Schmechel, Cora et al. (Hrsg.): *Gegendiagnose. Beiträge zur radikalen Kritik an Psychiatrie und Psychologie*. Münster: edition assemblage, S. 268-288
- Brügge, Claudia/Wildwasser Bielefeld e.V. (Hrsg.) (1999): *Frauen in ver-rückten Lebenswelten*. Bern: eFeF-Verlag
- Burstow, Bonnie (2019): On Cognitive Liberty: A Principle to Rally Behind. <https://www.madinamerica.com/2019/07/cognitive-liberty-principle-rally-behind/>. [Zugriff: 30.07.2019].
- Butler, Judith (1991): *Das Unbehagen der Geschlechter*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Butler, Judith (2001): *Psyche der Macht. Das Subjekt der Unterwerfung*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Butler, Judith (2011): *Die Macht der Geschlechternormen und die Grenzen des Menschlichen*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.

- Costa, Lucy (2014): Mad Studies – What it is and why you should care. <https://madstudies2014.wordpress.com/2014/10/15/mad-studies-what-it-is-and-why-you-should-care-2/>. [Zugriff: 05.08.2019].
- Crenshaw, Kimberlé (1989): Demarginalizing the Intersection of Race and Sex: A Black Feminist Critique of Antidiscrimination Doctrine. In: The University of Chicago Legal Forum 1, 8, S. 139-167.
- Gorman, Rachel/LeFrançois, Brenda (2018): Mad Studies. In: Cohen, Bruce M. Z. (Hrsg.): Routledge International Handbook of Critical Mental Health. London: Routledge, S. 107-114.
- Haraway, Donna (1995): Die Neuerfindung der Natur – Primaten, Cyborgs und Frauen. Frankfurt a. M.: Campus.
- Hille, Franziska (2019): Auf dass Selbstfürsorge möglich(er) wird – und zugleich auch weniger nötig. Selbstfürsorge, ver_Rückte Zustände und Psychatriebetroffenheit im Kontext gegenwärtiger neoliberaler gesellschaftlicher Verhältnisse. In: Mader, Esto et al. (Hrsg.): Gegendiagnose II. Beiträge zur radikalen Kritik an Psychiatrie und Psychologie. Münster: edition assemblage, S. 157-167
- Hölling, Iris (1999): Die Diagnosebrille. Zur Funktion und Problematik psychiatrischer Diagnosen. In: Brügge, Claudia/Wildwasser Bielefeld e.V. (Hrsg.): Frauen in ver-rückten Lebenswelten. Bern: eFeF-Verlag, S. 220-230
- Holley, Lynn et. al. (2012): Reconceptualizing Stigma: Toward a Critical Anti-Oppression Paradigm. In: Stigma Research and Action 2, 2, S. 51-61.
- Hooks, bell (1991): Theory as Liberatory Practice. In: Yale Journal of Law and Feminism 4, 1, S. 1-12.
- hornscheidt, lann (2014): Entkomplexisierung von diskriminierungsstrukturen durch intersektionalität. http://portal-intersektionalitaet.de/uploads/media/Hornscheidt_Lann_Intersektionalita%CC%88t_Entkomplexisierung.pdf. [Zugriff: 5.8.2019].
- Ingram, Richard (2016): Doing Mad Studies: Making (Non)sense Together. In: Intersectionalities: A Global Journal of Social Work Analysis, Research, Polity, and Practice. Special Issue: Mad Studies: Intersections with Disability Studies, Social Work, and ‘Mental Health’ 5, 3, S. 11-17.
- Koch-Kanz, Swantje/Pusch, Luise F. (1999): Elizabeth Packard, Kate Millet und die mutwillige Einweisung von Frauen in Irrenanstalten. In: Brügge, Claudia/Wildwasser Bielefeld e.V. (Hrsg.): Frauen in ver-rückten Lebenswelten. Bern: eFeF-Verlag, S. 85-96.
- Lieghgio, Maria (2013): A Denial of Being. Psychiatrization as Epistemic Violence. In: LeFrançois, Brenda A. et. al. (Hrsg.): Mad matters. A critical reader in Canadian mad studies. Toronto: Canadian Scholars’ Press, S. 1-22.
- Lüthi, Eliah (2015): (De)Psychopathologisierung von Trans_Interdependenken: Abgrenzung, Ausschlüsse und Solidarität. In: AK ForschungsHandeln (Hrsg.): InterdepenDenken! Wie Positionierung und Intersektionalität forschend gestalten? Berlin: w_orten und meer. S. 48-71.
- Lüthi, Eliah (2019): PsychGewalt_ig: Psych(iatrische) Gewalt als Diskriminierungsstruktur verstehen. In: Mader, Esto et al. (Hrsg.): Gegendiagnose II. Beiträge zur radikalen Kritik an Psychiatrie und Psychologie. Münster: edition assemblage. S. 214-233.
- Mad Studies Network (2014): Shared Principles. <https://madstudies2014.wordpress.com/2014/10/24/mad-studies-network-shared-principles/>. [Zugriff: 05.08.2019].

- Oppenländer, Lio (2015): Verzweifeln in der dritten Person. Depression als Psychopathologisierung und internalisierte Diskriminierung interdepenDenken. In: AK Forschungshandeln (Hrsg.): InterdepenDenken! Wie Positionierung und Intersektionalität forschend gestalten? Berlin: w_orten und meer, S. 28-47.
- Poole, Jennifer et al. (2012): Sanism, 'mental health' and social work/education: A review and call to action. In: Intersectionalities: A Global Journal of Social Work Analysis, Research, Polity, and Practice 1, 1, S. 20-36.
- Pulido-Martinez, H. C. (2014). Psy-complex. In: Teo, Thomas (Hrsg.): Encyclopedia of Critical Psychology. New York: Springer, S. 1598–1599.
- Riegel, Christine (2016): Bildung – Intersektionalität – Othering. Pädagogisches Handeln in widersprüchlichen Verhältnissen. Bielefeld: transcript
- Russo, Jasna (2016): Betroffene in der psychiatrischen Forschung. Infragestellung oder Erweiterung des biomedizinischen Diskurses. In: Kerbe. Forum für soziale Psychiatrie 34, 2, S. 32-34.
- Russo, Jasna/Beresford, Peter (2014): Between exclusion and colonisation: seeking a place for mad people's knowledge in academia. In: Disability & Society 30, 1, S. 153-157.
- Saase, Sabrina (2019): Augen auf! – Zur historischen Ver(antw)ortung intersektional zu denken. In: Mader, Esto et al. (Hrsg.): Gegendiagnose II. Beiträge zur radikalen Kritik an Psychiatrie und Psychologie. Münster: edition assemblage, S. 201-213.
- Schmidt, Bettina (2009): Den Anti-Bias Ansatz zur Diskussion stellen. Beiträge zur Klärung theoretischer Grundlagen in der Anti-Bias-Arbeit. BIS-Verlag: Oldenburg.
- Villa, Paula- Irene (2012): Judith Butler. Eine Einführung. Frankfurt: Campus.
- Walgenbach, Katharina (2012): Intersektionalität – eine Einführung. [http://portal-intersektionalitaet.de/uploads/media/Hornscheidt_Lann_ Intersektionalita%CC%88t_Entkomplexisierung.pdf](http://portal-intersektionalitaet.de/uploads/media/Hornscheidt_Lann_Intersektionalita%CC%88t_Entkomplexisierung.pdf). [Zugriff: 5.8.2019].
- Wolframe, PhebeAnn Marjory (2013): The Madwoman in the Academy, or, Revealing the Invisible Straightjacket: Theorizing and Teaching Saneism and Sane Privilege. In: Disability Studies Quarterly 33, 1.

Digitalisierungsprozesse in Kindheit und Kindertagesstätten – Ein kritischer Diskurs zu „Big Data“ in kindlichen Lebenswelten am Beispiel von Geschlecht

Jaqueline Veenker

1 Frühe Kindheit im digitalen Zeitalter – Eine kritische Bestandsaufnahme mit dem Fokus auf Geschlecht

Rasant verändert die Digitalisierung aktuell sämtliche Lebensbereiche. Dabei lässt sich ein beschleunigter gesellschaftlicher Wandel konstatieren, welcher sich auf der globalen, nationalen und individuellen Ebene vollzieht und jedes Leben nachhaltig verändert (vgl. BMFSFJ 2017: 5). Auch die Lebenswelten von Kindern befinden sich im digitalen Wandel. Dabei spielen neben technischen Innovationen wie Tablets auch Algorithmen und Künstliche Intelligenz eine Rolle, die sich beispielsweise in digitalem Spielzeug finden (vgl. Eder/Roboom 2018: 123ff.). Dabei werden häufig nicht nur die kindliche Privatsphäre und rechtliche Bestimmungen zum Datenschutz missachtet, es werden auch geschlechtliche Zuschreibungen gemacht und Stereotype (re-) produziert, die zu einer Rückkehr konservativer Wertvorstellungen führen und ein binäres Wertesystem repräsentieren können (vgl. Götz 2013a). In pädagogischen, erziehungs- und bildungswissenschaftlichen Kontexten gilt es, kritisch zu reflektieren, welche Chancen und Herausforderungen im digitalen Wandel existieren, damit digitale Neuerungen aktiv, sinnvoll und insbesondere sicher für alle Konsument*innen nutzbar sind.

Innerhalb dieses Artikels werden geschlechterbezogene Entwicklungen in früher Kindheit im Zeitalter der Digitalisierung mithilfe eines theoretischen literaturgestützten Vorgehens thematisiert. Dabei liegt der Fokus auf den vielfältigen Bildungs-, Erziehungs- und Betreuungsprozessen in Kindheit, Familie und Kindertagesstätte.

Ziel ist es, für eine Verknüpfung und ein Zusammendenken der Themen Geschlecht und Digitalisierung in wissenschaftlichen Diskursen zu sensibilisieren, da es sich in aktuellen Diskussionen zu Digitalisierung um Desiderate handelt. Für den elementarpädagogischen Bereich entwickeln sich Unsicherheiten und offene Fragen, die aktuell unbeantwortet sind: Wo existieren soziale Konstruktionsprozesse von Geschlecht in Bezug auf neue digitale Spielzeuge, Medien und Geräte? Wo werden binäre Zuschreibungen durch welche

digitalen Medien realisiert? Welche Chancen und Herausforderungen des digitalen Wandels betreffen Kinder gegenwärtiger und zukünftiger Generationen?

Die erkenntnistheoretische Verortung zu Geschlecht erfolgt innerhalb dieses Artikels durch den Ansatz der sozialen Konstruktion von Geschlecht (vgl. Bereswill 2019: 100; Gildemeister 2008: 171). Dieser Ansatz ist bei Forschungen zum Thema Geschlecht und Digitalisierung mitzudenken, da er sichtbar macht, wie Geschlecht als Kategorie sozial konstruiert wird und somit als „sozialer Konstruktionsprozess von Geschlechtlichkeit“ (Kubandt 2016: 65) bezeichnet werden kann. Laut Gildemeister (2008) können aufgrund des biologischen Geschlechts keine Rückschlüsse zum sozialen Geschlecht gezogen werden. Eine strikte Trennung von Natur und Kultur sei daher „unmöglich“ (Gildemeister 2008: 171). Biologische Geschlechtszugehörigkeiten sollten nicht als Merkmale von Menschen betrachtet, sondern vielmehr als soziale Prozesse thematisiert werden,

„in denen ‚Geschlecht‘ als sozial folgenreiche Unterscheidung hervorgebracht und reproduziert wird“ (ebd.: 167).

Diese soziale Konstruktion kann zu jedem Zeitpunkt geschehen, verläuft prozesshaft und bildet häufig ein dichotomes Ordnungsschema von Zweigeschlechtlichkeit aus, das sich von der Kindheit bis ins Erwachsenenalter durchzieht und von der Herausbildung von Stereotypen, Idealen und Vorstellungen bis hin zu geschlechtsspezifischen Werten und Normen führen kann (vgl. Karsten 2015: 549). Dabei ist es problematisch, dass die Prozesse der Konstruktionen von Geschlecht unreflektiert verlaufen und Kindern zumeist ein binäres Bild von Geschlecht offerieren, an dem sie sich in der Ausbildung ihrer Geschlechtsidentität orientieren können (vgl. ebd.). Innerhalb der Erziehungswissenschaft gilt es daher, sich kritisch mit sozialen Konstruktionsprozessen zu befassen und zu reflektieren, mit welchen Bedeutungen Geschlecht verknüpft wird und welche Rolle die Nutzung von digitalen Medien in primären Sozialisations- und Bildungsprozessen sowie -institutionen einnimmt und eingenommen hat. Um dies exemplarisch zu veranschaulichen, wird im Folgenden zum einen die Reproduktion von Geschlechterstereotypen in Bezug auf digitales Fernsehen und digitales Spielzeug in den Blick genommen sowie zum anderen die Bedeutung von digitalen Medien und Geräten in der Bildungsinstitution Kindertageseinrichtung nachgezeichnet.

1.1 Digitales Fernsehen – Zur (Re-)Produktion von Geschlechterstereotypen in Film und Fernsehen

Der Fernseher spielt eine tragende Rolle im Alltag von Familien, da dieser das meistgenutzte Medium für Kinder und Erwachsene ist (vgl. mpfs 2015,

2017).¹ Die geschätzte tägliche Nutzungsdauer des Fernsehens bei zwei- bis dreijährigen Kindern liegt laut der aktuellsten Studie „Kleinkinder und Medien“ (miniKIM) aus dem Jahre 2014, die sich mit Kindern im Alter von zwei bis fünf Jahren befasst, bei 34 Minuten und steigt bei vier- bis fünfjährigen Kindern auf 52 Minuten pro Tag (vgl. mpfs 2015: 10). Dies geht mit Ergebnissen der Studie „Familie-Interaktion-Medien“ (FIM) aus dem Jahre 2016 einher, da Kinder zwischen drei und fünf Jahren zu 76% täglich oder mehrmals die Woche fernsehen (vgl. mpfs 2017: 56). Außerdem sehen viele Eltern (90 %) regelmäßig fern, was darauf verweist, dass sich dieser Konsum auch in Teilen passiv auf ihre Kinder auswirken kann (vgl. ebd.: 52). In der KIM-Studie 2018 wird darauf verwiesen, dass Abonnements für diverse Streamingdienste „in jedem fünften Haushalt“ (mpfs 2019: 8) abgeschlossen wurden, was auf ein verändertes digitales TV-Konsumverhalten verweist und sowohl die Ausstattung mit Streamingdiensten, die Nutzung von Tablets und ebenso Smart-TV im Vergleich zur KIM-Studie 2016 „dynamisch“ (ebd.) angestiegen sind (vgl. ebd.).

Zu problematisieren sind Geschlechterklischees und Stereotypisierungen von Weiblichkeiten und Männlichkeiten, die in Film und Fernsehen reproduziert werden (vgl. Götz 2014: 89). Dabei dient das Konzept der Zweigeschlechtlichkeit als Folie, mithilfe dessen Geschlechterhierarchien begünstigt werden können (vgl. Röser/Wischermann 2008: 732). Für Kinder stellen die im Fernsehen gezeigten Inhalte zentrale Orientierungshilfen dar, insbesondere im Hinblick auf Geschlechterrollen und -beziehungen, sodass die Darstellungen für sie real erscheinen, da sie oft, u.a. aufgrund ihres Alters, noch nicht reflektieren können, welche normativen binären Geschlechterrollen im Fernsehen gezeigt werden (vgl. ebd.).

Exemplarisch kann hier auf empirische Erkenntnisse der weltweit größten Medienanalyse zum Kinderfernsehen in 24 Ländern von Götz (2013a) verwiesen werden, die sich mit dem Thema Geschlecht und Fernsehheld*innen von Kindern befasst. Götz und Kolleg*innen haben im Internationalen Zentralinstitut für das Jugend- und Bildungsfernsehen (IZI) qualitative, quantitative und medienanalytische Studien durchgeführt und dabei ein Spannungsfeld zwischen Geschlecht und Fernsehen herausgestellt. Dabei muss darauf hingewiesen werden, dass die genannten Studien lediglich binäre Geschlechtsidentitäten thematisieren. Götz (2013a) und Kolleg*innen analysierten rund 26.500 Hauptfiguren aus dem fiktionalen Kinderprogramm und fanden heraus, dass 68% aller Hauptfiguren männlich und 32% weiblich sind. In Kinofilmen verschärft sich diese Tendenz, sodass weibliche Charaktere hier nur zu 28% vertreten sind (vgl. ebd.: 18). Ergebnisse einer Studie des Medi-

1 Weitere detaillierte Informationen zum veränderten TV-Konsumverhalten von Jugendlichen und Erwachsenen zwischen 14 und 70+ Jahren durch digitale Streamingdienste und Videoplattformen zeigt die Studie „Massenkommunikation-Trends 2019“ der Sender ARD und ZDF (vgl. ARD/ZDF 2019: o.S).

enstituts der Universität Rostock aus dem Jahre 2017, in der 3000 Stunden TV-Programm und 800 deutsche Kinofilme analysiert wurden, fanden vergleichbare Ergebnisse (vgl. Prommer/Linke 2017: 13). Sie ergänzen, dass das Verhältnis von weiblichen und männlichen Darsteller*innen bei Tierfiguren noch extremer ist. Dort ist eine von neun Tierfiguren als weiblich konstruiert (vgl. ebd.). Götz bezeichnet dies als „Verzerrung der Geschlechtertendenz“ (Götz 2014: 90), da das Verhältnis beider Geschlechter unter natürlichen Bedingungen in etwa ausgeglichen ist (vgl. ebd.). Zudem werden Mädchen und Frauen im Fernsehen „zurückhaltend, sich unterordnend, freundlich und hilflos inszeniert“ (ebd.: 19), Jungen und Männer nehmen „aktive, zupackende, auch aggressive Rollen in Funktionen mit hohem Status ein“ (ebd.). Insgesamt resümieren die Forscher*innen um Götz, dass das Geschlechterverhältnis hinsichtlich der Sichtbarkeit im Medium Fernsehen seit mindestens sechs Jahrzehnten unverändert geblieben ist, zugunsten männlicher Darsteller (vgl. ebd.). Auch die Forscher*innen der Universität Rostock schlussfolgern aufgrund ihrer Studienergebnisse: „The Future is equal? Nicht, wenn es nach dem Kinderfernsehen geht“ (Prommer/Linke 2017: 14), was auf ein unausgeglichenes, oft stereotyp dargestelltes Geschlechterverhältnis verweist (vgl. ebd.).

Bei fiktiven Rollen ist es laut Götz (2013b) auffällig, dass diese „selbstverständlich männlich“ (ebd.: 22) sind. Dabei stellen insbesondere „nicht sexualisierte Wesen“ (ebd.) häufig Männer dar, wie u.a. die Schlümpfe. Hier sind alle Darsteller männlich, außer Schlumpfine. Sie ist der einzig weibliche Charakter und wird mit bestimmten Merkmalen gekennzeichnet, wie Wimpern, einem Kleid, langen Haaren und Pumps. Diese und ähnliche Merkmale enden nach Götz (2013b) häufig in einer „Sexualisierung“ (ebd.: 22) und dienen dazu, Weiblichkeit als „Abweichung von Männlichkeit“ (Götz 2014: 91) zu charakterisieren. Das Aussehen vieler weiblicher Charaktere wird dementsprechend im Fernsehen inszeniert. Dabei werden die Haarlänge und -farbe als auch die Körperform und die Kleidung besonders eingesetzt. So sind viele der weiblichen Hauptfiguren „makellos schön und ausgesprochen schlank“ (ebd.: 24), was Götz (2013b) als „Hypersexualisierung“ (ebd.: 25) beschreibt, die durch „aufreizende Kleidung“ (ebd.) intensiviert wird. Drei von vier weiblichen Charakteren aus Film und Fernsehen haben Körpermaße, die so realitätsfern dargestellt sind, dass sie auf natürlichem Wege nicht erreichbar sind (vgl. ebd.: 71). Jede zweite weibliche Zeichentrickfigur unterschreitet so beispielsweise die Körpermaße von Barbie (vgl. Götz 2014: 92). Bei männlichen Figuren ist ein hypersexualisierter, besonders muskulöser Körper laut Götz (2014) bei 5,9% zu finden (vgl. ebd.).

Zusammenfassend resümiert Götz, dass es mittlerweile durchaus aktive und starke Protagonistinnen gibt, sie jedoch zahlenmäßig weit weniger auftreten als männliche Charaktere und häufiger „stereotype Merkmalskombinationen“ (Götz 2014: 95) aufweisen.

Auch innerhalb von Werbung finden sich viele geschlechterspezifische Inszenierungen. So werden Jungen häufig mit Spielzeugautos, Fußball- oder Actionspielen gezeigt, Mädchen hingegen sind vermehrt in Werbungen für Puppen, Barbies oder Tanzspiele zu finden. Holtz-Bacha (2011) beschreibt, dass insbesondere bei Werbungen mit Kindern eine „Sexualisierung von jungen Mädchen“ (Holtz-Bacha 2011: 18) stattfindet. So schreibt sie „Die Mädchen haben blonde, lange Haare, werden meist sensibel und passiv dargestellt“ (ebd.).²

Neben geschlechtsspezifischen Werbungen, wie u.a. für Spielzeug, gibt es weitere Werbungen, zum Beispiel für Nahrungsmittel oder Körperpflegeprodukte, die binär markiert werden (vgl. Hasel 2016: o.S.). So werden Nahrungsmittel vermehrt in zwei geschlechtsspezifischen Varianten vertrieben, wie exemplarisch eine in blau verpackte „Feuerwehr-Suppe“ für Jungen und eine in rosa gestaltete „Prinzessinnen-Suppe“ von Maggi oder auch „knackig-kraftige Gurken Bub“ für Männer und „knackig-liebliche Gurken Madl“ für Frauen von Kühne. Auch bei Körperpflegeprodukten existieren geschlechts-segregierende Varianten. So gibt es für Jungen von Bübchen das Shampoo und Duschgel „Sportsfreund“ in blau und für Mädchen Shampoo und Spülung „Prinzessin Rosalea mit Zauberglanz“ (vgl. ebd.).

Insgesamt wird deutlich, dass die Kategorie Geschlecht eine zentrale Rolle in Filmen und Werbungen spielt. Dabei stellen die Inszenierungen gesellschaftlich „akzeptiertes Mann- und Frausein“ (Götz 2013b: 12) dar und verkörpern dabei häufig „Ideales und Typisches“ (ebd.). Kritisch ist, dass Kinder und ihre Eltern diese medial vermittelten Stereotype oftmals nicht reflektieren, diese als reale und akzeptierte Darstellungen verinnerlichen und sie so das präsenste normative Bild von Mann und Frau reproduzieren.

1.2 *Digitales Spielzeug – Smart Toys als „Spitzel“ und Reproduzent*innen binärer Geschlechtervorstellungen*

Innerhalb aktueller Entwicklungstrends digitaler Vernetzungstechnologien ist unverkennbar, dass Innovationen im Bereich digitaler Spielzeuge und Überwachungstechniken in Kinderzimmern an Popularität gewinnen. Dabei stehen Smart Toys als mit dem Internet verbundene Spielzeuge an erster Stelle und bedürfen einer kritischen Betrachtung, da sie nicht nur Freude bringen, sondern, wie am folgenden Beispiel deutlich wird, auch die kindliche Privatsphäre missachten und personenbezogene Daten an Dritte übermitteln können (vgl. Eder/Roboom 2018).

„Hello Barbie“ des Herstellers Mattel ist ein solches internetfähiges Spielzeug in Form einer digitalen Puppe, die in den USA für 75 Dollar erworben

2 Holtz-Bacha verweist u.a. auf den „Lolita-Effekt in der Werbung“ (Holtz-Bacha 2011: 18) und bezieht sich dabei auf eine Untersuchung von Fadler (2009).

werden kann. „Hello Barbie“ sieht genauso aus wie die seit 1959 existierenden Barbiepuppen, durch die normative Schönheitsideale repräsentiert und Objektivierungstendenzen intensiviert werden. So ist sie eine langbeinige, vollbusige Frau mit langen, vollen Haaren und makellosem Gesicht. Im wahren Leben wäre sie mit ihren 99-46-84 Maßen nicht lebensfähig, da in ihrem Unterleib nicht alle Organe ausreichend Platz hätten. Ihre Kleidung ist figurbetont, sie ist in drei verschiedenen Haut- und Haartypen zu kaufen. Besonders neu sind die Accessoires und ihre Funktionen. An der Gürtelschnalle lässt sich die Barbie ein- und ausschalten. Sobald sie eingeschaltet ist, ist es den Besitzer*innen möglich, mit ihr zu kommunizieren (vgl. Bähr 2015: o.S.). Mattel beschreibt das Produkt diesbezüglich folgendermaßen: „Hello Barbie is the first fashion doll that can have a two-way conversation with girls“ (Mattel 2015: 1). Das Zitat verweist auf innovative Neuerungen im Spielzeugsegment, die mit dem Fortschritt smarter digitaler Technologien möglich werden: So ist „Hello Barbie“ als eine der ersten digitalen Puppen in der Lage, auf kindliche Gesprächsangebote bis zu einem gewissen Grad einzugehen, sodass nicht mehr nur eine einseitige, sondern eine reziproke Kommunikation ermöglicht wird. Dabei spricht nicht nur das Kind mit Barbie, sondern Barbie ist durch Algorithmen in der Lage, zu antworten, sodass eine extra entwickelte Spracherkennungs- und Konversations-Software es so wirken lässt, als ob sie auf Fragen und Aussagen der Kinder eingeht. Dabei helfen die eingebauten Mikrofone in ihrer Halskette. In ihrem Körperinneren befindet sich darüber hinaus ein Computersystem und auf ihrem Rücken ist eine W-LAN Schnittstelle angebracht (vgl. Eder/Roboom 2018: 127). Eder und Roboom fassen die Fähigkeiten von „Hello Barbie“ wie folgt zusammen:

„‘Hello Barbie‘ hört zu, lernt dazu, antwortet und entwickelt sich zu einer interaktiven Vertrauten, einer Freundin, der das Kind aus dem Alltag erzählt. Es sind banale, lustige, aber eben auch ganz persönliche Dinge, die Kinder ihrer Puppe anvertrauen. Die Konversations-Software lässt die Antworten der Puppe so wirken, als ginge ‚Hello Barbie‘ tatsächlich auf das Kind ein. Sie fragt nach der Familie, nach FreundInnen, aber auch nach Einkaufswünschen“ (Eder/Roboom 2018: 127).

Zu problematisieren ist, dass alle Gespräche, die Kinder mit der Puppe führen, per WLAN für zwei Jahre auf einer Datenbank in einer Cloud gespeichert und dort analysiert werden. Auch die Eltern bekommen ein Mal pro Woche einen Link mit einer Audiodatei, in der alle Gespräche gespeichert wurden (vgl. Köster 2016: o.S.). Darüber hinaus verletzt „Hello Barbie“ den gesetzlich festgelegten Schutz der Privatsphäre von Kindern, der in Artikel 16 der UN-Kinderrechtskonvention festgeschrieben ist (vgl. BMZ 2020: o.S.). „Hello Barbie“ wurden deshalb, vertreten durch die Firmen Mattel und Toytalk, 2015 von dem Bielefelder Verein Digitalcourage e.V. die Titel „Abhörbarbie“ (Digitalcourage e.V. 2015: 128) und „Spitzel“ (ebd.) verliehen

und sie wurde mit dem „Big Brother Award“³ ausgezeichnet. Da Mattel zudem für den Verstoß gegen das US-amerikanische Gesetz „Children’s Online Privacy Protection Act“ (COPPA) verurteilt wurde, musste der Hersteller 835.000 Dollar Strafe zahlen (vgl. Eder/Roboom 2018: 128).

Neben „Hello Barbie“ existieren weitere Smart Toys, wie das deutschsprachige Pendant „My friend Cayla“. Diese Spielzeuge sind nicht mehr alle in Deutschland erlaubt, da beispielsweise von „My friend Cayla“ 390.000 Elternkonten und 508.000 Kinderprofile gehackt wurden. Die Puppe wird mittlerweile als verbotenes Spionagegerät eingestuft und muss vernichtet werden (vgl. BMFSFJ 2016: 11).

2 Kindertagesstätten als potenzielle Orte der Nutzung digitaler Medien und Geräte

Kindertagesstätten sind eine der primären Sozialisationsinstanzen, die vom digitalen Wandel aktiv betroffen sind, sodass die pädagogische Arbeit durch diesen beeinflusst wird. Dies resultiert nicht nur daraus, dass die Kinder, die in der Einrichtung sind, in ihrer Familie und ihrem sozialen Umfeld mit digitalen Innovationen in Kontakt kommen, sondern ebenso daraus, dass digitale Bildung nicht mehr ausschließlich in Schulen gefordert ist, sondern der Ruf nach einer solchen auch in Kindertagesstätten immer lauter wird. Dabei werden Tablets für den Bildungseinsatz thematisiert, durch die eine frühe digitale Medienerziehung erfolgen soll (vgl. Aufenanger 2017: 17).

Auch die Entwicklung humanoider Roboter schreitet fort. Nicht nur in Pflegeberufen sollen sie als professionelle Pflegekräfte Einsatz finden, auch in Kindertagesstätten wird ihr Einsatz zur Unterstützung pädagogischer Fachkräfte diskutiert (vgl. nifbe 2017: o.S.). Dabei wird immer wieder das Spannungsfeld personenbezogener versus digitalisierter Arbeit sichtbar, sodass auf Besonderheiten personenbezogener Dienstleistungsberufe in der frühkindlichen Bildung, Betreuung und Erziehung verwiesen werden muss, die mit Herausforderungen an professionelles Handeln verbunden sind, da das Agieren im elementarpädagogischen Feld immer individuell und die Abläufe nicht vorhersehbar und somit von Ambiguitäten gekennzeichnet sind (vgl. Rabekleberg 1993). Ungeklärt ist, inwieweit Roboter für die Arbeit mit Menschen geeignet sind und ob sie durch Künstliche Intelligenz menschenähnlich interagieren können. Dabei fehlt es aktuell insbesondere an empirischen Erkenntnissen im Hinblick auf anthropologische, ethische und pädagogische Bedenken und Einwände.

3 Der „Big Brother Award“ wird seit 2000 jedes Jahr in 19 Ländern an Firmen, Vereine und Personen verliehen, die als Datensünder*innen gelten.

2.1 *Tablets als Multifunktionsgerät im frühkindlichen Bildungseinsatz*

Viele Kindertagesstätten haben konzeptionell festgeschrieben, einen lebensweltorientierten Ansatz zu realisieren. Die Implementierung digitaler Medien und Geräte wird daher vermehrt auch für Kindertagesstätten diskutiert. Dabei treten Tablets in Erscheinung, die als „Alleskönner“ (Friedrichs-Liesenkötter 2016: 81) bezeichnet werden, da sie nicht nur die Nutzung von Kreativ-, Lern- und Spiele-Apps und verschiedensten Suchmaschinen ermöglichen, sondern auch eine Foto-, Video- und Aufnahmefunktion beinhalten (vgl. ebd.). Im Tablet vereinen sich daher zahlreiche Medien, die in vielen Kindertagesstätten bereits Verwendung finden (vgl. Aufenanger 2017: 16). Es stellt sich die Frage, wie Tablets frühkindliche Bildungsprozesse verändern. Ebenso ist zu hinterfragen, ob die Nutzung digitaler Geräte oder die Realisierung von Angeboten mit digitalen Geräten je nach Geschlecht der pädagogischen Fachkräfte variiert. Diese Fragen sind bisher aufgrund fehlender empirischer Studien unzureichend beantwortet, sodass nachfolgend ein Versuch unternommen wird, sich der Thematik mithilfe verschiedener wissenschaftlicher Positionierungen anzunähern.

Zahlreiche Studien, wie exemplarisch die Studie „Kleinkinder und Medien 2014“ (miniKIM Studie) und die Studie „Familie, Interaktion, Medien 2016“ (FIM Studie) sind sich einig, dass Kinder von frühester Kindheit mit Medien konfrontiert und zumeist selbst Besitzer*innen digitaler Medien und Endgeräte sind (vgl. mpfs 2015, 2017). Sich dem Thema (digitale) Medien in Kindertagesstätten zu verschließen, scheint nicht sinnvoll, da gerade Kindertagesstätten ein geeigneter Ort sein können, an dem Kinder spielerisch den Umgang mit digitalen Medien erlernen, damit einem unreflektierten Konsumieren präventiv begegnet und ein kritisch-reflexiver Umgang erlernt werden kann (vgl. Eder/Roboom 2016: 26f.). Damit Tablets in Kindertagesstätten Verwendung finden, sind nicht nur finanzielle Mittel notwendig, sondern ebenso pädagogische Fachkräfte, die motiviert und kompetent sind, Kindern den Umgang mit einem digitalen Medium spielerisch zu erklären und eine differenzierte Auseinandersetzung zu fördern (vgl. Lepold/Ullmann 2018: 12). Ob pädagogische Fachkräfte digitale Medien in den Kita-Alltag implementieren, ist empirisch bisher wenig erforscht. Friedrichs-Liesenkötter (2016) verweist innerhalb ihrer qualitativen Studie zur Medienerziehung in Kindertagesstätten darauf, dass der überwiegende Anteil ihres Samples von zukünftigen Erzieher*innen den Einsatz digitaler Medien in Kindertagesstätten ablehnt und als nicht pädagogisch wertvoll einschätzt (vgl. Friedrichs-Liesenkötter 2016). Dies rechtfertigen die Auszubildenden dadurch, dass ihre Kindheiten ohne Medien ruhiger verlaufen seien und romantisieren dabei ihre eigene Kindheit, in der digitale Medien laut ihnen nicht existierten (vgl. Friedrichs-Liesenkötter 2018: 64ff.). Insgesamt identifiziert Friedrichs-

Liesenkötter (2018) zwei verschiedene Typen zukünftiger Erzieher*innen in ihrer empirischen Studie. Zum einen den Großteil der Auszubildenden, der „Kita als Schutzraum vor ‚schlechten‘ elektronischen Medien“ (ebd.: 69) ansieht und zum anderen einige wenige Auszubildende, die „Medienerziehung auch mit Einsatz digitaler Medien [...] als Aufgabe der Kita“ (ebd.) verknüpfen. Die zukünftigen Erzieher*innen des Typs II, die eine höhere Offenheit digitalen Medien gegenüber zeigen, sind dennoch in der pädagogischen Praxis kaum medienpädagogisch tätig, sodass eine höhere Akzeptanz diesem Thema gegenüber nicht automatisch in die pädagogische Praxis transferiert werden kann (vgl. ebd.: 70). Auch wird aus dieser Studie ersichtlich, dass ein jüngeres Alter der pädagogischen Fachkräfte nicht, wie oft angenommen, die Bereitschaft erhöht, sich dem Thema Digitalisierung in Kindertagesstätten zu öffnen (vgl. ebd.).

Friedrichs-Liesenkötter (2016) macht jedoch erste Vorschläge, wie medienpädagogische Arbeit in Form gezielter Angebote oder im Kita-Alltag stattfinden kann (vgl. ebd.: 80ff.). Dabei ist es laut ihr wichtig, dass das Medium gemeinsam mit den Kindern entdeckt wird. Digitale Geräte sollen dabei weder persönliche Beziehungen, das Lernen in der Natur noch reale Lebenserfahrungen ersetzen. Das bedeutet, dass das Tablet nur dann genutzt wird, wenn es einen Zweck erfüllt und zeitlich begrenzt ist. Es kann zum Beispiel bei einem Waldspaziergang genutzt werden, um Tiere zu fotografieren oder Tiergeräusche aufzunehmen. In der Kindertagesstätte kann im Nachgang allen Kindern über einen Beamer gezeigt werden, was im Wald entdeckt wurde (vgl. ebd.). Außerdem ist es sinnvoll, den Einsatz digitaler Geräte von pädagogischen Fachkräften zu begleiten. Insgesamt sollten digitale Geräte zum aktiven Konsumieren benutzt werden und pädagogische Ziele haben. Die Erzieher*innen wählen somit vor der Nutzung geeignete Apps, Spiele und Inhalte aus und achten auf den Schutz der kindlichen Privatsphäre (vgl. Kutscher/Schäfer-Biermann 2018: 173). Bei genutzten Apps ist darauf zu achten, dass weder altersunangemessene Werbung gezeigt noch kostenpflichtige Einkaufsoptionen enthalten sind. Sinnvoll ist es, wenn auf dem Tablet ein Kinderprofil eingerichtet wird, das alle altersunangemessenen Funktionen für die Kinder sperrt (vgl. Lepold/Ullmann 2018: 140). Außerdem ist es empfehlenswert, Gespräche über Erfahrungen und Gefahren im Internet mit Eltern und Kindern zu führen (vgl. Eder/Roboom 2016: 28ff.). Die KIM-Studie 2018 zeigt, dass insbesondere Eltern das Internet für ihre Kinder als gefährlich einstufen. Dabei beziehen sie sich auf den Kontakt mit gewalthaltigen Darstellungen (7 %), problematischen Werbeinhalten (5 %) und sexualisierten oder pornografischen Darstellungen (4 %). Grundsätzlich erscheint es sinnvoll, Aufklärungsgespräche zu führen und Möglichkeiten eines sicheren Internetumganges aufzuzeigen und Kinder in diesem Umgang zu begleiten (vgl. mpfs 2019: 66). Außerdem ist darauf zu achten, dass keine geschlechtsspezifischen Apps genutzt werden, die speziell nur an Jungen oder Mädchen

adressiert sind. Wenn das Internet nach geschlechtsspezifischen Apps durchsucht wird, werden diese häufig angepriesen, sodass für Mädchen beispielsweise Apps zum Thema Pferde und Prinzessinnen angeboten werden oder für Jungen Apps mit Piraten, Rittern oder Rennautos. In der Kindertagesstätte ist es sinnvoll, auf Apps zurückzugreifen, die für den Alltag nützlich sind. So gibt es Apps für den Morgenkreis, die vielfältige Spiel- und Gestaltungsideen für jede Jahreszeit bereithalten oder Apps, die Pflanzen und Tiere erkennen und genutzt werden können, wenn Kinder draußen Tiere oder Pflanzen sehen, die sie nicht identifizieren können. Dann kann ein Foto gemacht werden und die App analysiert die Tier- oder Pflanzenart (vgl. Lepold/Ullmann 2018: 83).

Insgesamt ist es wichtig, dass digitale Medien und Geräte als Teil der Lebenswelt der Kinder akzeptiert werden und ggf. auch in den Kita-Alltag implementiert werden, sodass Kinder einen reflektierten Umgang erlernen und in diesem Lernprozess von pädagogischen Fachkräften sicher begleitet werden. Sicher ist: „Kinder wachsen heute mit einem sehr breiten Medienrepertoire auf“ (mpfs 2019: 81) und daher sollte den Kindern die Chance offenbart werden, kompetent zu aktiven digitalen Nutzer*innen heranzuwachsen.

2.2 *Roboter im Kita-Alltag – ein zukunftsfähiges Konzept?*

In der Zeit technologischen Umbruchs sind viele Menschen davon überzeugt, dass das 21. Jahrhundert ein Zeitalter ist, in welchem humanoide Roboter Teilaspekte menschlicher Arbeit übernehmen werden und nicht nur in Produktion und Industrie arbeiten, sondern auch innerhalb personenbezogener sozialer Dienstleistungen. Im Gesundheitswesen werden robotische Operationen bereits durchgeführt (vgl. Kuhn et al. 2019: 7) und auch über den Einsatz von Pflegerobotern in Krankenhäusern, Pflege- und Altenheimen wird diskutiert (vgl. Remmers 2018: 161f.).

Auch Kindertagesstätten erhalten Aufmerksamkeit, wenn es um den Einsatz von Robotern geht. Hier wird das Augenmerk insbesondere auf die Begleitung und Intensivierung von Lernprozessen gerichtet, sodass sie u.a. als Unterstützer*innen in Sprachlernprozessen agieren sollen. Wissenschaftler*innen des Exzellenzclusters Kognitive Interaktionstechnologie (CITEC) der Universität Bielefeld erforschen seit 2016, ob und wie Sprachlernroboter für den Einsatz in Kindertagesstätten geeignet sind (vgl. nifbe 2017: o.S.). Dafür arbeiten sie mit Forscher*innen aus Erziehungs- und Sprachwissenschaften sowie der Informatik zusammen. Bei diesem Projekt ist der 30cm große Sprachlernroboter „Nao“, der mit Künstlicher Intelligenz (KI) ausgestattet ist, Hauptakteur. Er kann durch verschiedene Aufgaben und Fehlerquotienten den individuellen Kenntnisstand des Kindes ermitteln, sodass er plant, welche Sprachaufgabe als nächstes am besten für das jeweilige Kind

geeignet ist. Neben den Lernfortschritten wird auch der emotionale Zustand des Kindes über verschiedene Sensoren des Roboters erfasst. Dabei werden die einzelnen Sensordaten, wie das Blickverhalten, Gesichtsausdrücke, die Aktivität des Kindes und das Tippverhalten auf dem Tablet analysiert. Das Zwischenfazit der Forscher*innengruppe lautet, dass „Nao“ geeignet ist, Kinder beim Erlernen einer Zweitsprache zu unterstützen, da sie durch den Roboter motivierter sind und sich Vokabeln merken (vgl. ebd.). Kritisch darauf hinzuweisen ist an dieser Stelle, dass bei der Nutzung von „Nao“ Überwachungstendenzen sichtbar werden. An dieser Stelle steht exemplarisch für viele weitere vergleichbare Szenarien die kritische Diskussion noch aus, unter welchen Gesichtspunkten und ab welchem Mehrwert Risiken der Verletzung von Privatsphäre in Kauf genommen werden könnten - oder eben auch nicht.

Herausfordernd in der Arbeit mit Robotik, die mithilfe von Algorithmen und Künstlicher Intelligenz funktioniert, sind Vorgänge, die vermehrt geschlechtliche Stereotypisierungen und Diskriminierungen intensivieren können (vgl. Karsten et al. 2019: 346). Dies kann sich in binären Entwürfen von Weiblichkeit und Männlichkeit und der Ignoranz von Mehrgeschlechtlichkeit äußern. Außerdem zeigt sich eine binäre Logik der Programmiersprache, die zugunsten männlicher Sprachmuster gestaltet ist. Geschlechtervielfalt wird somit noch unzureichend erreicht, worauf zahlreiche Studien, wie u.a. die der UNESCO in Zusammenarbeit mit dem Bundesministerium für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung aus dem Jahre 2019 mit dem Titel „I'd blush if I could“ (UNESCO 2019) hinweist. Künstliche Intelligenz funktioniert laut UNESCO (2019) tendenziell klischeebehaftet und nutzt diese Denkweise als Entscheidungsmaßstab (vgl. ebd.).

Aktuell kaum vorstellbar sind Roboter, die als vollwertige pädagogische Fachkraft eingesetzt werden. Zu viele Ungewissheiten zeigen sich, sodass in den nächsten Jahren nicht mit Robotern als pädagogische Arbeitskraft zu rechnen ist. So ist beispielsweise ungeklärt, wer haftet, wenn ein Roboter ein Kind beim Wickeln fallen lässt, weil es sich anders bewegt, als der Algorithmus es eingespeichert hat oder ob ein Roboter einen Schrei von einem Kind als Kreischen vor Freude von einem Kreischen vor Schmerz unterscheiden könnte. Was bei einem Stromausfall oder bei technischen Pannen passiert, ist ebenso unklar. Wie sich die Technik in den nächsten Jahren entwickelt und welche Innovationen es bis dahin geben wird, ist zum aktuellen Zeitpunkt deshalb kaum einschätzbar.

3 Digitalisierungsprozesse in früher Kindheit und die Bedeutung für geschlechtliche Zuschreibungen – Zusammenfassende Darstellungen, offene Fragen und Ausblick

Der digitale Wandel ist allgegenwärtiger Bestandteil in Kindheiten und der Einsatz digitaler Medien wird nicht nur im familiären Umfeld, sondern auch in Kindertagesstätten thematisiert. Kinder sind sowohl passiv als auch aktiv Konsument*innen digitaler Neuerungen, da sie die Nutzung digitaler Medien nicht nur in ihrem familiären Umfeld durch Geschwister, Eltern und Erziehungsberechtigte wahrnehmen, sondern oft auch Besitzer*innen eigener digitaler Medien und Endgeräte sind (vgl. u.a. mpfs 2015, 2017, 2019).

Herausfordernd ist, dass die Themen Digitalisierung und Geschlecht in aktuellen Studien kaum gemeinsam wissenschaftlich argumentiert werden. Außerdem wird bisher nur zwischen zwei Geschlechtern differenziert, sodass Mehrgeschlechtlichkeit in den meisten Fällen keine Berücksichtigung findet (vgl. ebd.). Dass Geschlecht in Digitalisierungsprozessen jedoch eine relevante Kategorie ist, wurde in diesem Artikel erarbeitet.

Es kann resümiert werden, dass es insbesondere im erziehungs- und bildungswissenschaftlichen frühkindlichen Bereich im Kontext von Digitalisierung und Geschlecht Forschungsdesiderate gibt, sodass empirisch gehaltvolle Studien gefordert sind, um bestehenden Ambiguitäten bezüglich digitaler Medien und Geräte und deren Nutzung in Freizeit und Kindertagesstätte entgegenzuwirken, um allen Kindern, von frühester Kindheit an, ein kritisch-reflektiertes Partizipieren an digitalen Innovationen zu ermöglichen. Es sind somit mehrere Forschungsfragen offen, deren Erarbeitung erforderlich ist. Außerdem ist ein daran anschließender Praxistransfer der empirischen Ergebnisse in die schulische Ausbildung von pädagogischen Fachkräften angezeigt, der einen Kompetenzerwerb sowie eine -erweiterung im Bereich der individuellen und strukturellen Medienerziehung und -pädagogik ermöglicht. Ebenso ist es wichtig, auch die hochschulische Ausbildung pädagogischer Fachkräfte und (Berufs-)Fachschullehrer*innen in den Blick zu nehmen und in Studiengängen mögliche Herausforderungen und Chancen aktueller Digitalisierungsprozesse zu thematisieren und dabei Geschlecht als Querschnittsdimension aktiv mitzudenken. Nur so haben Pädagog*innen als Multiplikator*innen zukünftig die Möglichkeit, ihre Kompetenzen im mehrfachen Theorie-Praxis-Bezug nachhaltig weiterzugeben (vgl. Karsten im Erscheinen).

Interdisziplinär gedacht ist die soziologische Forschung ebenso in der Verantwortung, Digitalisierung und Geschlecht als gesellschaftlich relevante Themen zu begreifen, da sie sich mit dem Zusammenleben von Menschen und ebenso sozialem Wandel befasst, der aktuell durch die fortschreitende Digitalisierung erkennbar ist (vgl. Schäfers 2019: 1). Dabei könnte sie bei-

spielsweise thematisieren, wie sich das Zusammenleben zukünftig durch den Einsatz von Algorithmen, Künstlicher Intelligenz und Robotik verändern könnte und welche Rolle dabei Geschlecht einnehmen kann.

Das Zusammendenken der Themen Geschlecht und Digitalisierung hat auch für Ökonomie und Wirtschaft eine hohe Relevanz. Hier könnte u.a. unter dem Stichwort „Gender-Marketing“ (vgl. u.a. Kreienkamp 2007) reflektiert werden, welche konsumorientierten Interessen an Kinder und ihre Eltern und Erziehungsberechtigten herangetragen werden. Gerade in Bezug auf den Alltag mit Kindern existieren aktuell digitale Innovationen, die auf ihre Sinnhaftigkeit überprüft werden müssen. Dabei ist beispielsweise auf smarte Windeln, digitale Töpfchen mit integriertem Tablet, digitale Babyfone und digitales Spielzeug als weitere digitale Innovationen zu verweisen, von denen einige Geschlechterbinaritäten reproduzieren, aber ebenso sowohl Zeitoptimierungs- als auch Nutzenmaximierungstendenzen erzielen könnten (vgl. u.a. Opro9 2017).

Aus erziehungswissenschaftlicher Perspektive bietet sich somit eine interdisziplinäre Perspektive auf Digitalisierungsprozesse in Kindheit und Kindertagesstätten an, die Geschlecht als zentrale Kategorie berücksichtigt. Folglich ist es sinnvoll, dass Forscher*innen verschiedener Wissenschaften gemeinsame Forschungsprojekte realisieren, um empirische Erkenntnisse dahingehend zu erzielen, ob und wie der Umgang mit und der Einsatz von digitalen Medien und Geräten binär ausgerichtete Stereotype intensivieren kann und welche Chancen und Herausforderungen es in Kindheiten und für die konkrete Arbeit in Kindertagesstätten zu thematisieren gilt. Die Kindheitspädagogik befindet sich aktuell noch in den Anfängen der Thematisierung von offenen Fragen zur Nutzung digitaler Medien in primären Sozialisations- und Bildungsinstanzen. Diesbezüglich fehlt es noch an konkreten Ausdifferenzierungen, sodass hier auf Forschungsdesiderate zu verweisen ist. Bedeutend ist, dass die Omnirelevanz vielfältiger Geschlechterperspektiven in der Auseinandersetzung mit den offenen Fragen zur Digitalisierung mitgedacht wird. Gesamtgesellschaftlich sind bereits erste Entwicklungen zu erkennen und die Stichworte Heterogenität, Vielfalt und Diversität werden diskutiert. Diese Schritte, die auch im pädagogischen Feld der Kindertagesstätten erkennbar sind, könnten zukünftig durch den Einsatz von binär programmierten Algorithmen einen Rückschritt erleiden (vgl. Karsten et al. 2019: 349). Konkret sollten empirisch gestützte Antworten zur konkreten guten Praxis in Kindertagesstätten ableitbar werden, damit adäquate Antworten gefunden werden, welchen Mehrwert oder welche Herausforderungen digitale Mediennutzung auf die motorische, kognitive und soziale Entwicklung von Kindern haben können. Ebenso sollten Perspektiven für die Lern- und Entwicklungsprozesse von Kindern intersubjektiv nachvollziehbar gemacht werden. Weiterhin besteht die Notwendigkeit der Erarbeitung von spezifischen Konzepten zu digitaler Medienkompetenz in Kindertagesstätten.

Die Beantwortung dieser Fragen zur konkreten Praxis in Kindertagesstätten ist eine gesamtgesellschaftliche Verantwortung, sodass es sinnvoll ist, dass sich wissenschaftliche Disziplinen inter- und transdisziplinär dieser Herausforderung stellen, um mehr soziale Gerechtigkeit und Geschlechtervielfalt in Kindheiten und pädagogischer Praxis zu fördern.

Literatur

- ARD/ZDF (2019): ARD/ZDF Massenkommunikation Trends 2019. https://www.ardwerbung.de/fileadmin/user_upload/media-perspektiven/Mip_MK_MK-Trends/ARD-ZDF-Massenkommunikation_Trends_2019_PUBLIKATION.pdf. [Zugriff: 02.03.2020].
- Aufenanger, Stefan (2017): Tablets im Kindergarten? In: DJI Impulse. Das Forschungsmagazin des Deutschen Jugendinstituts 3/2017, S. 17.
- Bähr, Julia (2015): Sprechendes Spielzeug: Mir kannst du es doch erzählen. <https://www.faz.net/aktuell/feuilleton/familie/hello-barbie-cognitoy-dino-sprechen-mit-kindern-13488930.html>. [Zugriff: 18.09.2019].
- Bereswill, Mechthild (2019): Geschlecht. In: Baur, Nina et al. (Hrsg.): Handbuch Soziologie. Wiesbaden: VS Verlag, S. 97-116.
- Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (BMFSFJ) (2016): Ein Netz für Kinder. Praktische Hilfen für Eltern und pädagogische Fachkräfte. <https://www.bmfsfj.de/blob/122584/7f0ffe123486ba124117f8759c7ffd26/ein-netz-fuer-kinder-praktische-hilfen-fuer-eltern-und-paedagogische-fachkraefte-broschuere-data.pdf>. [Zugriff: 02.04.2020].
- BMFSFJ (2017): Digitale Agenda für eine lebenswerte Gesellschaft. <https://www.bmfsfj.de/bmfsfj/aktuelles/presse/pressemitteilungen/digitale-agenda-fuer-eine-lebenswerte-gesellschaft/117122>. [Zugriff: 02.04.2020].
- Bundesministerium für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung (BMZ) (2020): Recht auf Schutz. <https://www.kinder-und-jugendrechte.de/kinderrechte/recht-auf-schutz/artikel-16-schutz-der-privatsphaere-und-ehre>. [Zugriff: 04.03.2020].
- Digitalcourage e.V. (2015): Der BigBrotherAward 2015. <https://bigbrotherawards.de/2015/technik-hello-barbie>. [Zugriff: 18.07.2019].
- Eder, Sabine/Roboom, Susanne (2016): Kamera, Tablet & Co. Im Bildungseinsatz. Frühkindliche Bildung mit digitalen Medien unterstützen. In: Lauffer, Jürgen/Röllecke, Renate (Hrsg.): Krippe, Kita, Kinderzimmer. Medienpädagogik von Anfang an. Medienpädagogische Konzepte und Perspektiven. München: kopaed, S. 25-35.
- Eder, Sabine/Roboom, Susanne (2018): Big Data im Kinderzimmer – „Big Job“ für die Kita!? Digitalisierung, Datafizierung und pädagogische Positionierung. In: Brandt, J. Georg et al. (Hrsg.): Frühe Kindheit und Medien. Aspekte der Medienkompetenzförderung in der Kita. Opladen/Berlin/Toronto: Verlag Barbara Budrich, S. 123-143.

- Fadler, Christina (2009): Der Lolita-Effekt in der Werbung. Wie Bilder von Mädchen konstruiert und sexualisiert werden. http://othes.univie.ac.at/6407/1/2009-07-14_0302320.pdf. [Zugriff: 03.03.2020].
- Friedrichs-Liesenkötter, Henrike (2016): Medienerziehung in Kindertagesstätten. Habitusformationen angehender ErzieherInnen. Wiesbaden: Springer VS.
- Friedrichs-Liesenkötter, Henrike (2018): „Und das Handy hat sie von der Zahnfee gekriegt.“ – Medienerziehung in Kindertagesstätten unter dem Blickwinkel des medienerzieherischen Habitus angehender Erzieher/innen. In: Brandt, Georg J. et al. (Hrsg.): Frühe Kindheit und Medien. Aspekte der Medienkompetenzförderung in der Kita. Opladen/Berlin/Toronto: Verlag Barbara Budrich, S. 53-76.
- Gildemeister, Regine (2008): Soziale Konstruktion von Geschlecht: „Doing gender“. In: Wilz, Sylvia Marlene (Hrsg.): Geschlechterdifferenzen – Geschlechterdifferenzierungen: Ein Überblick über gesellschaftliche Entwicklungen und theoretische Positionen. Wiesbaden: VS Verlag, S. 167-198.
- Götz, Maya (2013a): Die Fernsehheld(inn)en der Mädchen und Jungen. Geschlechterspezifische Studien zum Kinderfernsehen. München: kopaed.
- Götz, Maya (2013b): Frauen und Männer, Jungen und Mädchen im Fernsehen: die Inszenierung von Weiblichkeit und Männlichkeit. Forschungsstand und offene Fragen. In: Götz, Maya (Hrsg.): Die Fernsehheld(inn)en der Mädchen und Jungen. Geschlechterspezifische Studien zum Kinderfernsehen. München: kopaed, S. 18-26.
- Götz, Maya (2014): Die Konstruktion von Geschlecht. In: Tillmann, Angela/Fleischer, Sandra/Hugger, Kai-Uwe (Hrsg.): Handbuch Kinder und Medien. Wiesbaden: Springer Fachmedien, S. 89-100.
- Hasel, Verena Friederike (2016): Gendermarketing für Kinder. „Die Socken, für Jungen oder für Mädchen?“ – „Für Füße!“ <https://www.tagesspiegel.de/gesellschaft/gendermarketing-fuer-kinder-die-socken-fuer-jungen-oder-fuer-maedchen-fuer-fuesse/14430944.html>. [Zugriff: 07.12.2019].
- Holtz-Bacha, Christina (2011): Falsche (Vor)Bilder? Frauen und Männer in der Werbung. In: Holtz-Bacha, Christina (Hrsg.): Stereotype? Frauen und Männer in der Werbung. Wiesbaden: VS Verlag, S. 9-24.
- Karsten, Maria-Eleonora (2015): Gender-Mainstreaming in der Sozialpädagogik. In: Otto, Hans-Uwe/Thiersch, Hans (Hrsg.): Handbuch Soziale Arbeit. München: Ernst Reinhardt Verlag, S. 545-551.
- Karsten, Maria-Eleonora (im Erscheinen): Digitalisierung und Ganztagszeitorganisationen erforschen, erlernen, verstehen und sozial- (pädagogisch) – didaktisch gestalten – zwei tiefgreifende und grundlegende Herausforderungen für Theoriebildung, Profession und soziale (Frauen-) Berufe. In: Braches-Chyrek, Rita/Karsten, Maria-Eleonora (Hrsg.): Sozialpädagogische Perspektiven auf die Ganztagsbildung. Opladen/Berlin/Toronto: Verlag Barbara Budrich, S. 11-25.
- Karsten, Maria-Eleonora/Bock, Karin/Braches-Chyrek, Rita (2019): Digitalisierungsdiskurse im Dispositiv – ein virtuelles Gespräch. In: Soziale Passagen 11, 2, S. 345-350.
- Köster, Maximilian (2016): Smart Toys – Plüschige Drohnen? <https://digital-courage.de/blog/2016/smart-toys-plueschige-drohnen>. [Zugriff: 18.07.2019].
- Kreienkamp, Eva (2007): Gendermarketing. Impulse für Marktforschung, Produkte, Werbung und Personalentwicklung. Landsberg am Lech: mi-Fachverlag.

- Kubandt, Melanie (2016): Geschlechterdifferenzierung in der Kindertageseinrichtung. Eine qualitativ-rekonstruktive Studie. Opladen/Berlin/Toronto: Verlag Barbara Budrich.
- Kuhn, Sebastian et al. (2019): Wie revolutioniert die digitale Transformation die Bildung der Berufe im Gesundheitswesen? Careum Working Paper 8. <https://www.careum.ch/workingpaper8-lang>. [Zugriff: 18.07.2019].
- Kutscher, Nadia/Schäfer-Biermann, Birgit (2018): Sozialpädagogische Aspekte der Medienbildung. In: Brandt, Georg J. et al. (Hrsg.): Frühe Kindheit und Medien. Aspekte der Medienkompetenzförderung in der Kita. Opladen/Berlin/Toronto: Verlag Barbara Budrich, S. 161-180.
- Lepold, Marion/Ullmann, Monika (2018): Digitale Medien in der Kita. Alltagsintegrierte Medienbildung in der pädagogischen Praxis. Freiburg im Breisgau: Verlag Herder.
- Mattel (2015): Hello Barbie Messaging / Q&A. <http://hellobarbiefaq.mattel.com/wp-content/uploads/2015/12/hellobarbie-faq-v3.pdf>. [Zugriff: 18.07.2019].
- Medienpädagogischer Forschungsverbund Südwest (mpfs) (2015): miniKIM 2014. Kleinkinder und Medien. https://www.mpfs.de/fileadmin/files/Studien/miniKIM/2014/Studie/miniKIM_Studie_2014.pdf. [Zugriff: 02.04.2020].
- mpfs (2017): FIM-Studie 2016. Familie, Interaktion, Medien. https://www.mpfs.de/fileadmin/files/Studien/FIM/2016/FIM_2016_PDF_fuer_Website.pdf. [Zugriff: 02.04.2020].
- mpfs (2019): KIM-Studie 2018. Kindheit, Internet, Medien. https://www.mpfs.de/fileadmin/files/Studien/KIM/2018/KIM-Studie_2018_web.pdf. [Zugriff: 02.04.2020].
- Niedersächsisches Institut für frühkindliche Bildung und Entwicklung (nifbe) (2017): Wie ein Roboter Kita-Kindern Sprachen beibringt. <https://www.nifbe.de/component/themensammlung?view=item&id=702:wie-ein-roboter-kita-kindern-sprachen-beibringt&catid=76>. [Zugriff: 20.07.2019].
- Opro9 (2017): Opro9 Smart Diaper. <https://www.opro9.com/opro9/FHH201/index.html#contact>. [Zugriff: 13.07.2019].
- Prommer, Elizabeth/Linke, Christine (2017): Audiovisuelle Diversität? Geschlechterdarstellungen in Film und Fernsehen in Deutschland. https://malisastiftung.org/wp-content/uploads/Broschuere_din_a4_audiovisuelle_Diversitaet_v0607_2017_V3.pdf. [Zugriff: 02.04.2020].
- Rabe-Kleberg, Ursula (1993): Verantwortlichkeit und Macht – Ein Beitrag zum Verhältnis von Geschlecht und Beruf angesichts der Krise traditioneller Frauenberufe. Bielefeld: USP International.
- Remmers, Hartmut (2018): Pflegeroboter: Analyse und Bewertung aus Sicht pflegerischen Handelns und ethischer Anforderungen. In: Bendel, Oliver (Hrsg.): Pflegeroboter. Wiesbaden: Springer Gabler, S. 161-180.
- Röser, Jutta/Wischermann, Ulla (2008): Medien- und Kommunikationsforschung: Geschlechterkritische Studien zu Medien, Rezeption und Publikum. In: Becker, Ruth/Kortendiek, Beate (Hrsg.): Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden, Empirie. Wiesbaden: VS Verlag, S. 730-735.
- Schäfers, Bernhard (2019): Einführung in die Soziologie. Wiesbaden: Springer Fachmedien.

UNESCO (2019): I'd blush if I could. Closing Gender Divides in Digital Skills through Education. <https://en.unesco.org/Id-blush-if-I-could>. [Zugriff: 25.11.2019].

Geschlechterforschung in der Ökonomie

Plurale Feministische Ökonomie und ihre normativen Grundlagen

Ulrike Knobloch

Die Feministische Ökonomie kann mittlerweile auf eine langjährige Geschichte zurückblicken. Im deutschsprachigen Raum (Knobloch 2019a) sind ebenso wie international (Barker/Kuiper 2010) in den vergangenen Jahrzehnten eine Vielfalt von Ansätzen entstanden. Doch an den Hochschulen führt die Geschlechterforschung in den Wirtschaftswissenschaften immer noch ein Schattendasein. Und wenn sie – wie bei der Jahrestagung des Vereins für Socialpolitik im September 2020 – zum Thema wird, dann handelt es sich um *Gender Economics*, die positivistische Mainstream-Variante der Feministischen Ökonomie.

In diesem Beitrag gehe ich von der These aus, dass die Feministische Ökonomie, die in der Pluralen Ökonomie oft neben anderen orthodoxen und heterodoxen Ansätzen der Ökonomie steht (zum Beispiel Fischer et al. 2018; Lee 2010), selbst plural ist. Den verschiedenen Dimensionen ihres Pluralismus gehe ich nach und zeige, warum es so wichtig ist, sich mit den grundlegenden Normen und Werten der Pluralen Feministischen Ökonomie auseinanderzusetzen.

Dazu analysiere ich zunächst die Teilung der Wirtschaftswissenschaften in orthodoxe und heterodoxe Denkschulen (1.). Dann setze ich mich mit dem Pluralismus in der Feministischen Ökonomie auseinander (2.). Anschließend widme ich mich den Ambivalenzen des Normativen und der Methode, mit deren Hilfe sich die normativen Grundlagen sichtbar machen lassen (3.), skizziere, auf welchen normativen Grundlagen die Ansätze Pluraler Feministischer Ökonomie basieren (4.) und ende mit einem Ausblick zur Frage, was damit in den Wirtschaftswissenschaften, aber nicht nur dort, erreicht werden kann (5.).

1 Orthodoxe und heterodoxe Denkschulen in der Ökonomie

Wirtschaftstheoretische Ansätze lassen sich grundsätzlich in orthodoxe und heterodoxe Denkschulen einteilen. In Tabelle 1 werden diese beiden Denkschulen anhand ihrer charakteristischen Merkmale gegenübergestellt.

Tabelle 1: Merkmale orthodoxer und heterodoxer Ökonomie

Orthodoxe Denkschulen	Heterodoxe Denkschulen
- Positivistisch	- Vielfältige wissenschaftstheoretische Verortungen
- Naturwissenschaftlich	- Geistes- und sozialwissenschaftlich
- Methodologischer Individualismus	- Soziale Eingebundenheit des Menschen
- Mathematische, experimentelle Methoden	- Methodenvielfalt
- Glaube an Wertfreiheit	- Situiertheit des Wissens
- Markttheorie, Gleichgewichtstheorie	- Mehr-Sektoren-Modelle: außer Staat und Markt auch Non-Profit-Sektor und Haushalte
- Glaube an die (Geschlechts-)Neutralität der Marktergebnisse	- Kritisches Hinterfragen der Marktergebnisse auch aus Geschlechterperspektive
- Präferenztheorie des Guten	- Verschiedene Theorien des Guten
- Leistungsgerechtigkeit	- Verschiedene Theorien des Gerechten

Quelle: Eigene Zusammenstellung

Seit den 1960er Jahren beherrschen die orthodoxen Denkschulen ausgehend von der Neoklassischen Ökonomie mit ihren zahlreichen Modifikationen die Wirtschaftswissenschaften. Diese orthodoxen Ansätze halten am Positivismus, am methodologischen Individualismus und an der (vermeintlichen) Wertfreiheit fest, so dass die Ökonomin*innen dieser Denkschulen – übrigens erstaunlich oft Mathematiker*innen – sich als Wissenschaftler*innen nicht situieren und die kritische Reflexion der zugrunde gelegten Annahmen verhindern. Deren Werthaltigkeit und Problematik müssen daher erst mühselig herausgearbeitet werden.¹ Diese normativen Grundlagen der orthodoxen Denkschulen reichen vom Gewinn- und Wachstumsstreben bis hin zur Nutzen- und Präferenzorientierung. Heterodoxe Denkschulen, die auf vielfältigen, nicht-positivistischen Wissenschaftstheorien basieren, setzen sich kritisch mit den Prämissen der orthodoxen Denkschulen auseinander und gehen von einem anderen Wissenschaftsverständnis sowie anderen Annahmen aus (siehe Tabelle 1). Ob zum Beispiel vom Menschen als eingebettet in wirtschaftliche Zusammenhänge oder von der (Markt- und Geld-)Wirtschaft als weitgehend unbeeinflussbarem Mechanismus ausgegangen wird, ist eine grundlegende Vorentscheidung, die Wissenschaftler*innen treffen und reflektieren müssen.

Wichtig zu verstehen ist, dass die orthodoxen und heterodoxen Denkschulen in der heutigen Hochschullandschaft nicht gleichwertig nebeneinanderstehen. Vielmehr ist die Dominanz der orthodoxen Denkschulen trotz der Vielfachkrisen, die mehr als deutlich die Grenzen und Probleme bis hin zum Versagen dieser Wirtschaftstheorien aufgezeigt haben, ungebrochen und trotz

¹ Zu den normativen Prämissen der orthodoxen Denkschulen siehe zum Beispiel Hausman und McPherson (1996).

sich verstärkender Forderungen nach heterodoxen Denkschulen allenfalls löchrig geworden ist. Wissenschaftliche Karrieren in den Wirtschaftswissenschaften gegen diesen Mainstream sind immer noch äußerst schwierig und Studierende der Wirtschaftswissenschaften an den Hochschulen lernen vorwiegend orthodoxe Ansätze kennen, ohne dass diese kritisch reflektiert werden oder deren ideologischer Charakter thematisiert wird.

Aber mittlerweile lassen sich auch erste Veränderungen in Richtung einer pluraleren Ökonomie ausmachen. In der Fachliteratur werden für die zeitgenössische Ökonomie zwei Wellen des Pluralismus unterschieden. In den 1970er und frühen 1980er Jahren entwickelten

„Austrian, Marxian, Sraffian, post Keynesian, institutionalist, and new classical theorists [...] paradigmatic alternatives to prevailing micro- and macroeconomic orthodoxies” (Garrett et al. 2010: 2).

In den frühen 1990er Jahren entstand „a new genre of pluralism” (ebd.), das geprägt ist durch „active dialogue and mutual learning among self-consciously partial perspectives” (ebd.). Die zweite Welle der Pluralen Ökonomie wurde zudem durch die Forderung von Ökonomie-Studierenden nach mehr Pluralität in der Lehre unterstützt (Dürmeier 2005).

Aysel Yollu-Tok und Fabiola Rodríguez Garzón (2018) unterteilen auch die Ansätze Feministischer Ökonomie in orthodoxe Denkschulen (*Gender Economics*) und heterodoxe Denkschulen (Feministische Ökonomie im eigentlichen Sinn), die beide für eine Vielfalt von Ansätzen stehen. Auch in diesem Fall dominieren die orthodoxen Denkschulen die Wirtschaftswissenschaften an den Hochschulen, was beispielsweise daran deutlich wird, dass Gary S. Becker für seine neoklassisch geprägte Neue Haushaltsökonomie und Ökonomie der Familie 1992 den „Nobelpreis“ bzw. genauer den Alfred-Nobel-Gedächtnispreis für Wirtschaftswissenschaften bekommen hat. Doch gerade durch positivistische Erklärungen von Geschlechterunterschieden werden Geschlechterungerechtigkeiten zementiert, statt kritisch hinterfragt und ausgehebelt; und durch die marktunkritische Betrachtung von Wirtschaftszusammenhängen kommt Geschlecht als Strukturkategorie erst gar nicht in den Blick.

2 Plurale Feministische Ökonomie

In die aktuellen Debatten über Plurale Ökonomie wird die Feministische Ökonomie einbezogen und steht seit der zweiten Welle Pluraler Ökonomie als *ein* wirtschaftstheoretischer Ansatz neben anderen. So unterscheiden die Herausgeber*innen des Sammelbandes *Economic Pluralism* (2010) in ihrer Einleitung folgende Herangehensweisen:

„Philosophically, the second wave pluralists stood atop a wide raft of post-positivist work on economic ontology and epistemology that had flourished in the 1980s. This included the work of pragmatists, postmodernists, Marxists and post-Marxists, Keynesians and post Keynesians, *feminists*, realists, hermeneuticists, institutionalists, post-structuralists, and others” (Garrett et al. 2010: 2, Hvh. UK).

Den unterschiedlichen Ansätzen Feministischer Ökonomie wird damit eine einheitliche Herangehensweise zugeschrieben, während es mir darum geht zu zeigen, dass Feministische Ökonomie in alle übrigen wirtschaftstheoretischen Herangehensweisen hineinreicht bzw. diese aus feministischer Perspektive weiterentwickelbar und weiterzuentwickeln sind. Da die Ansätze innerhalb der Feministischen Ökonomie so heterogen sind, dass es nicht sinnvoll ist, sie alle mit dem gleichen Label zu versehen, habe ich den Begriff *Plurale Feministische Ökonomie* geprägt, wobei nur der Begriff, nicht aber das Thema, neu ist.

2.1 *Feministische Ökonomie*

Die Feministische Ökonomie nimmt die Kategorie Geschlecht in ihren verschiedenen Dimensionen – nicht nur als Struktur-, sondern auch als Prozesskategorie – in die ökonomische Analyse auf und erweitert den Gegenstandsbereich um die gesamte unbezahlte Sorge- und Versorgungsarbeit. Thematische Schwerpunkte in der Feministischen Ökonomie sind die geschlechtsspezifische und geschlechtskonstituierende Aufgaben- und Arbeitsteilung sowie die Anerkennung und Bewertung der unbezahlten Sorge- und Versorgungsarbeit als gesellschaftlich notwendige Tätigkeiten. Trotz oft unterschiedlicher Ausrichtung sind sich die Feministischen Ökonom*innen weitgehend einig, dass die unbezahlte Sorge- und Versorgungsarbeit konsequent in die Wirtschaftstheorien und ökonomischen Untersuchungen einzubeziehen ist, in die Volkswirtschaftliche Gesamtrechnung ebenso wie in Konjunkturtheorien, in Unternehmensanalysen ebenso wie in Entwicklungstheorien, bei Themen wie Frauen in Führungspositionen ebenso wie bei der kritischen Analyse geschlechtsspezifischer Auswirkungen neoliberaler Wirtschaftspolitik.

In Abhängigkeit vom wissenschaftstheoretischen Hintergrund gehen die Analysen aber in unterschiedliche Richtungen. Während orthodoxe Denkschulen sich auf die Beschreibung von Geschlechterdifferenzen beschränken, geht es heterodoxen Denkschulen darum, Geschlechterungerechtigkeiten nicht nur auf individueller und sozialer, sondern auch auf struktureller Ebene aufzuzeigen, zu beseitigen und in Zukunft zu vermeiden.

2.2 Einteilungen Feministischer Ökonomie

Jenseits der grundsätzlichen Unterteilung in orthodoxe und heterodoxe Denkschulen finden sich in der Fachliteratur eine Reihe weiterer Einteilungen der Feministischen Ökonomie (siehe Tabelle 2). Zunächst wurden zusätzlich zur orthodoxen Neoklassischen Ökonomie² die heterodoxen Denkschulen in Institutionelle und Marxistische Ökonomie unterschieden. Die Feministische Neoklassische Ökonomie (= *Gender Economics*) hält an den Prämissen der orthodoxen Denkschulen fest. Die Feministische Institutionelle Ökonomie untersucht die kulturellen Zusammenhänge des Wirtschaftens, wobei sich schon Thorstein Veblen, der Begründer der Institutionellen Ökonomie, in „The Theory of the Leisure Class“ (1899) mit der ökonomischen Rolle der Frauen auseinandersetzt. Und die Vorgehensweise der Feministischen Marxistischen Ökonomie umreißt Randy Albelda folgendermaßen:

„For over a century, feminists have looked to Marxist political economy for a framework that argues for transformed political, economic and social relations that will distribute wealth and power more equally – including along gender lines.“ (Albelda 1999: 539)

Nach und nach wurde diese frühe Dreiteilung der Feministischen Ökonomie um weitere Ansätze ergänzt. Im „Elgar Companion to Feminist Economics“ (Peterson/Lewis 1999) finden sich neben Einträgen zu den drei genannten Ansätzen auch Einträge zu *Post Keynesian Economics* und zu *Austrian Economics*, die in den jeweiligen Beiträgen aus Geschlechterperspektive beleuchtet werden. Frederik S. Lee hat in seinem Beitrag „Pluralism in Heterodox Economics“ in einer Übersicht die wirtschaftstheoretischen Arbeiten von Autor*innen zusammengestellt, die zwei (oder mehr) heterodoxe Ansätze kombinieren. Darin unterscheidet er zusätzlich zu den schon genannten vier heterodoxen Ansätzen noch die *Feminist Social Economics* (Lee 2010: 27).

In all diesen Fällen wurden die ökonomischen Ansätze zunächst von männlichen Protagonisten erdacht. In ihren Weiterentwicklungen aus Geschlechterperspektive geht es dann darum zu prüfen, inwiefern diese Denkschulen auf androzentrischen Verkürzungen beruhen und wie sich die Erkenntnisse der Geschlechterforschung einbeziehen lassen. Ähnlich geschieht es seit den 1990er Jahren mit der Ökologischen Ökonomie und neuerdings auch mit der Postwachstumsökonomie (siehe dazu die Inputs von Hanna Völke und Corinna Dengler in diesem Band).

Drucilla Barker plädiert in ihrem Artikel „Beyond Women and Economics: Rereading ‚Women’s Work‘“ für einen Pluralismus in der Feministischen Ökonomie auf verschiedenen Ebenen. Zum einen verortet sie die oben schon genannte frühe Dreiteilung Feministischer Ökonomie in unterschiedlichen Feminismen – liberaler oder sozialistischer Feminismus:

2 Dazu zählen auch die Neue Institutionelle Ökonomie (NIE – New Institutional Economics) und die Neue Haushaltsökonomie (NHE – New Home Economics).

„Feminist economics is not a monolithic field. Its diversity stems from the fact that the intellectual groundwork was established by scholars working in three different schools of economics: neoclassical economics, institutionalist economics, and Marxist political economy. The feminism that informed their work came from two distinct schools: liberal feminism and socialist feminism.“ (Barker 2005: 2191f.)

Zum anderen macht sie sich für einen wissenschaftstheoretischen Pluralismus in der Feministischen Ökonomie stark, „that encompasses both empiricist and interpretative approaches“ (Barker 2005: 2191) und ergänzt:

„Interpretive approaches call on the insights of poststructuralism, postmodernism, and postcolonialism“ (ebd.).

Mit Barkers beiden Zweiteilungen werden die feministischen und wissenschaftstheoretischen Zugänge herangezogen, um verschiedene Ansätze Feministischer Ökonomie voneinander zu unterscheiden.

Bettina Haidinger und Käthe Knittler, die in ihrem Einführungsbuch „Feministische Ökonomie“ zwischen Feministischem Materialismus und Feministischem Konstruktivismus unterscheiden (Haidinger/Knittler 2014: 43 ff.), zeigen anhand der geschlechtsspezifischen bzw. geschlechtskonstituierenden Arbeitsteilung, wie unterschiedlich die Herangehensweisen dieser beiden Ansätze sind:

„Das Bestehen einer geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung ist nicht nur Folge von Systemzwängen und historisch und gesellschaftlich entstandenen Strukturen [wie im Feministischen Materialismus, UK], sondern resultiert auch aus den eigenen Wünschen und dem Begehren, eine bestimmte Arbeit auf eine bestimmte Weise ausführen zu wollen und dabei auch anderen zu gefallen [wie im Feministischen Konstruktivismus, UK]. Wir entkommen der geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung nicht nur deswegen nicht, weil sie uns als abstraktes Macht- und Herrschaftsverhältnis gefangen hält, sondern auch deshalb, weil wir sie Tag für Tag mit herstellen wollen. Der ‚Wille‘ ist dabei stark damit verbunden, in die zweigeschlechtliche, heterosexuelle Ordnung des Arbeitsmarkts und in traditionelle Familienmodelle hineinzupassen.“ (Haidinger/Knittler 2014: 52)

Yollu-Tok und Garzón (2018: 727ff.) nehmen nicht nur für die orthodoxen Denkschulen eine Unterscheidung vor – und zwar in Humankapitaltheorie, *New Home Economics*, Diskriminierungsmodelle und Verhaltensökonomie –, sondern auch für die heterodoxen Denkschulen. Für letztere unterscheiden sie einerseits Ansätze Feministischer Kapitalismuskritik, denen eine materialistische Erkenntnistheorie zugrunde liegt, und andererseits Ansätze (de-)konstruktivistischer Feministischer Ökonomie, wobei sie in ihren Ausführungen auch die Unterschiede zwischen konstruktivistischen und dekonstruktivistischen Ansätzen herausarbeiten.

Tabelle 2: Ansätze Feministischer Ökonomie

Autor*innen	Einteilungen in der Fachliteratur
Folbre (1994), Hoppe (2002) und andere	<i>Dreiteilung</i> - Neoklassische Ökonomie und Geschlecht - Alte Institutionelle Ökonomie und Geschlecht - Marxistische Ökonomie und Geschlecht
Peterson/Lewis (1999)	<i>Zusätzlich</i> - Österreichische Schule und Geschlecht - Post-Keynesianische Ökonomie und Geschlecht
Lee (2010)	<i>Zusätzlich</i> - Sozialökonomie und Geschlecht
Barker (2005)	<i>Erste Zweiteilung</i> - Liberaler Feminismus - Sozialistischer Feminismus <i>Zweite Zweiteilung</i> - Materialistische Ansätze - Interpretative Ansätze
Haidinger/Knittler (2014)	<i>Zweiteilung</i> - Feministischer Materialismus - Feministischer Konstruktivismus
Yollu-Tok/Garzón (2018)	<i>Zweiteilung jeweils mit Unterteilungen</i> - <i>Orthodoxe Denkschulen</i> . Humankapitaltheorie . Neue Haushaltsökonomie . Diskriminierungsmodelle . Verhaltensökonomie - <i>Heterodoxe Denkschulen</i> . Feministische Kapitalismuskritik . (De-)Konstruktivistische Feministische Ökonomie

Quelle: Eigene Zusammenstellung

Die in Tabelle 2 enthaltenen Einteilungen systematisieren die Ansätze Feministischer Ökonomie nach unterschiedlichen Kriterien: Im oberen Teil gehen die Einteilungen von den verbreiteten Wirtschaftstheorien aus und erweitern sie aus Geschlechterperspektive, im unteren Teil wird zumindest bei einer der vorgenommenen Einteilungen nicht nach wirtschaftstheoretischen, sondern nach wissenschafts- und/oder geschlechtertheoretischen Überlegungen unterschieden.

2.3 Pluralismus von was?

Wie für die Plurale Ökonomie stellt sich auch für die Plurale Feministische Ökonomie die Frage: Pluralismus im Hinblick worauf? Worin unterscheiden sich die verschiedenen Ansätze Feministischer Ökonomie? Sind die wissenschafts- und geschlechtertheoretischen Positionen, die methodologischen Herangehensweisen und Handlungstheorien, die Menschenbilder oder generell die normativen Grundlagen unterschiedlich?³ In diesem Kapitel werde ich auf die geschlechtertheoretischen Grundlagen und im nächsten Kapitel auf die normativen Grundlagen eingehen.

Schon beim Verständnis der Kategorie Geschlecht unterscheiden sich die ökonomischen Denkschulen voneinander. Während die orthodoxen, positivistisch geprägten Denkschulen der *Gender Economics* Frauen als Kategorie hinzufügen, ohne die Gewachsenheit der Strukturen zu problematisieren (siehe dazu den Input von Bernd Josef Leisen in diesem Band), haben die heterodoxen, post-positivistisch geprägten Denkschulen ein differenzierteres Verständnis der Geschlechterkategorie und begreifen Geschlecht zum Beispiel als Strukturkategorie, als interaktiv hergestellt, als Ordnungsprinzip auf der Ebene von Bedeutungen. Zudem knüpfen die heterodoxen Denkschulen stärker an die Erkenntnisse der Geschlechterforschung an und nehmen sie auf (siehe die Inputs von Ann-Christin Kleinert, Corinna Dengler und Hanna Völkle in diesem Band). Sie eint, dass sie von „situated knowledges“ (Haraway 1991: 188) ausgehen, das heißt, „dass die Wissenssubjekte zu situieren und Wissenschaften zu kontextualisieren sind“ (Singer 2010: 294).

Innerhalb der Geschlechterforschung sind in den vergangenen 50 Jahren zahlreiche Theorien, Methoden und Konzepte entwickelt worden, die für die kritische Auseinandersetzung mit Wirtschaft und Ökonomie weiterführend sind, zum Beispiel Gleichheits- und Differenzpositionen, Androzentrismuskritik, Feministische Standpunkttheorien und Feministischer Materialismus, *(Un-)Doing Gender* und Dekonstruktion, Intersektionalität und Queere Theorie, Postkolonialismus und Posthumanismus (zum Beispiel Becker/ Kortendiek 2010; Degele 2008; Kortendiek et al. 2019).

- 3 Clive Spash (2012) zeigt mit Ontologie, Epistemologie, Methodologie und Ideologie vier grundlegende Dimensionen jeder Wissenschaft auf. Von diesen vier Dimensionen nehme ich in diesem Beitrag Epistemologie und Ideologie auf, wobei ich für letztere den Begriff Ethik bzw. normative Grundlagen verwende und mich bei der Epistemologie auf die Feministische Wissenschaftstheorie und Geschlechterforschung konzentriere. Clive Spash fasst unter Ideologie bzw. Ideological Beliefs unter anderem folgende Punkte „Action is required to address gender inequity, and inequity between, within and across social groups, time periods and spatial dimensions; There are more meaningful aspirations for human existence than hedonism (for example invoking philosophical concepts such as flourishing a 'worthwhile life'; the 'good-life'); [...] We should uphold democratic principles of fairness and justice, including international human rights and protection of the innocent from harm“ (Spash 2012: 45).

Nina Degele (2008) unterscheidet innerhalb der Geschlechterforschung drei Theoriestränge: strukturorientierte Gesellschaftskritik, interaktionistischer Konstruktivismus und diskurstheoretischer Dekonstruktivismus. Ihrer Ansicht nach

„operieren sie auf verschiedenen Ebenen, bevorzugen abweichende Methoden und sind in unterschiedbarer Weise politisch verwurzelt. [...] Natürlich lassen sich die drei Theorieperspektiven problemlos als sich wechselseitig ausschließend lesen. [...] Möglich ist aber auch ein pragmatischer Zugang, der Stärken und Schwächen der jeweiligen Ansätze gegenstandsbezogen analysiert.“ (Degele 2008: 16, 19).

Die Anfänge der Frauen- und Geschlechterforschung waren stark vom Feministischen Materialismus geprägt. Mit dem *Linguistic turn*, also der Hinwendung zur Sprache und ihrer Bedeutung für Denken und Wahrnehmen, sind dann die durch die ökonomischen Strukturen hervorgerufenen Diskriminierungen, Benachteiligungen und Ungleichheiten in den Hintergrund gerückt. Erst seit dem *Social (re)turn* (Klinger 2003) und dem *Material turn* (Löw et al. 2017) stehen die ökonomischen Verhältnisse wieder stärker im Vordergrund. Dass auch ein *Ethical turn* (Garber et al. 2000) erforderlich ist, werde ich im Folgenden deutlich machen.

3 Normative Grundlagen Feministischer Ökonomie⁴

Geschlechtertheorien kommen nicht ohne normative Setzungen aus.⁵ Sie rekonstruieren die institutionalisierte Zweigeschlechtlichkeit und Heteronormativität und dekonstruieren einengende Geschlechternormen. Ansätze Feministischer Ökonomie, die daran anknüpfen, übernehmen diese Werte und Normen. Die Ziele Gleichstellung und Gleichberechtigung, Geschlechtergerechtigkeit und gutes Leben für alle Geschlechter scheinen offensichtlich zu sein. Doch nicht erst in Zeiten von Globalisierung und Klimawandel, sondern schon durch die Erweiterung des ökonomischen Gegenstandsbereichs um die unbezahlte Arbeit (zum Beispiel Knobloch 2016) stehen die grundsätzlichen

- 4 Es wäre ein interessantes Forschungsprojekt, die Artikel in der Zeitschrift *Feminist Economics* von 1995 bis heute, das vierbändige Werk „Feminist Economics: Critical Concepts in Economics“ von Barker und Kuiper (2010) inklusive der Einleitung zu Band IV (Hewitson 2010) sowie das von Günseli Berik und Ebru Kongar herausgegebene und demnächst erscheinende „Routledge Handbook of Feminist Economics“ auf die vielfältigen normativen Grundlagen hin zu untersuchen. Zu den normativen Grundlagen der Pluralen Ökonomie siehe von Egan-Krieger (2014).
- 5 Erstaunlich ist in diesem Zusammenhang, dass das 2019 von Beate Kortendiek, Birgit Riegraf und Katja Sabisch herausgegebene zweibändige „Handbuch Interdisziplinäre Geschlechterforschung“ weder Einträge zur Feministischen und Care-Ethik noch zur Feministischen Wirtschafts- und Unternehmensethik hat.

Fragen im Raum, worauf sich denn Kriterien wie Gleichstellung und Gleichberechtigung beziehen, worauf Geschlechtergerechtigkeit und gutes Leben für alle Geschlechter gerichtet sind.

3.1 *Ambivalenzen des Normativen und die Kontingenz normativer Grundlagen*

In ihrem Buch „Ambivalenzen der Normativität in kritisch-feministischer Wissenschaft“ (2016) zeigen die Autor*innen, dass kritisch-feministische Wissenschaft auf Normativität in zwiespältiger Weise bezogen ist:

„Zum einen problematisiert sie jede Normativität, indem sie unhinterfragte Denkvoraussetzungen und Zielorientierungen radikal dekonstruiert und auf ihren (potentiellen) Geschlechter-Bias hin untersucht. Zum anderen ist ihr herrschafts- und dominanzkritisches Erkenntnisinteresse selbst normativ.“ (Dreit et al. 2016: 9)

Eine kritische Vorgehensweise hat also selbst einen normativen Anspruch, den es nicht nur offenzulegen, sondern auch auszuformulieren gilt. Ansonsten besteht die Gefahr, dass an Vorstellungen vom Guten und Gerechten festgehalten wird, die längst überholt sind. Dass dieses Vorgehen nicht im Relativismus endet, macht Sandra Harding im letzten Kapitel ihres Buches *Science and Social Inequality* (2005) deutlich:

„We can still have justifiable standards for defending our beliefs and practices, but we cannot have ones that do so apart from our investments in the perceived strengths of the social values and interests that make conceptual frameworks meaningful. [...] Our methodological and epistemological choices are always also ethical and political choices.“ (Harding 2005: 155f.).

Legendär ist die Auseinandersetzung zwischen Vertreter*innen der Feministischen Kritischen Theorie und des Feministischen Poststrukturalismus, bei der Anfang der 1990er Jahre auf der einen Seite Seyla Benhabib für rational zu begründende, normative Grundlegungen und auf der anderen Seite Judith Butler für kontingente Grundlagen eintrat (Benhabib et al. 1993). Zwischen diesen beiden Positionen versuchte Nancy Fraser (1993) zu vermitteln und hob die Bedeutung der Verbindung beider Theoriestränge hervor:

„Eine der wichtigsten und auch schwierigsten Aufgaben für die feministische Theoriebildung ist die, diskursive Analysen der Geschlechtersignifikationen mit strukturellen Analysen der Institutionen und der politischen Ökonomie zusammenzubringen.“ (Fraser 1993: 149).

Ein solcher Verbindungspunkt ist die Kontingenz normativer Grundlagen, die auch von Benhabib (1993: 118) mitgetragen wird, das heißt, die normativen Grundlagen stehen immer wieder zur Diskussion und sind nicht ein für alle Mal festgeschrieben. Sie sind immer wieder neu zu reflektieren und auszuhandeln und der Prozess, wie das geschieht, rückt in den Vordergrund.

3.2 Kritische Reflexion der normativen Grundlagen

Feministische Ethik verstehe ich als den Teil der Geschlechterforschung, der sich mit den normativen Grundlagen von Wissenschaft und ihrer Praxis auseinandersetzt. Ansätze Feministischer Ethik sind durch folgende vier Charakteristika gekennzeichnet (Wendel 2003: 13ff.; siehe auch Schnabl 2005: 245ff.):

- *Analyse und Kritik traditioneller Ethik*: Eine Feministische Ethik untersucht, ob und wo traditionelle ethische Konzeptionen androzentrisch sind, also den Mann als Norm setzen, und fragt, wie Ethik (re-)formuliert werden muss, damit sie ein Handeln begründen kann, das sich mit der Benachteiligung von Frauen kritisch auseinandersetzt.
- *Normativität Feministischer Ethik*: Feministische Ethik ist „nicht wertneutral und sie verzichtet nicht auf den Vorschlag von moralischen Prinzipien und Handlungszielen“ (Wendel 2003: 27).
- *Herrschaftskritisches Interesse*: Feministische Ethik ist „kritisch gegenüber jeder Form der Herrschaftsausübung von Einzelnen oder Gruppen über andere bzw. andere Gruppen“ (ebd.: 30).
- *Reflektierte Vorstellung des guten Lebens für alle*: Die Vorstellungen gelingender Lebensführung wird aus der Perspektive von Frauen, aber nicht nur von oder für Frauen reflektiert.

Auch rekonstruktive oder dekonstruktivistische Ethik setzen sich kritisch mit dem Normativen auseinander. Aber ich gehe im Folgenden von einer kritisch-reflexiven Ethik aus, weil sie mit den Ambivalenzen des Normativen am besten zurecht kommt. Durch die kritische Reflexion lassen sich die einengenden, für Frauen und Männer unterschiedlichen sozialen Geschlechternormen ebenso sichtbar machen wie die für wissenschaftliches Arbeiten notwendigen Denkvoraussetzungen und für politisches Handeln erforderlichen Zielorientierungen.

Einerseits geht es um das Sichtbarmachen der normativen Grundlagen der verwendeten Begriffe und der Konzepte wie der Situiertheit des Wissens und der Standpunkttheorien, andererseits um ein Ausformulieren von Orientierungsgrößen oder universalen Kategorien, die eine Bewertung und Einschätzung überhaupt erst ermöglichen. Für das kritisch-reflexive Vorgehen ist wiederum ein Orientierungspunkt erforderlich: Warum tun wir das? Was erhoffen wir uns davon? Auf welcher auch materiellen Grundlage können wir das tun? Das Ziel einer kritisch-reflexiven Ethik ist darin zu sehen, ein Verallgemeinerungskriterium als Orientierungspunkt zu formulieren.

Normen und Werte sind nicht nur auf individueller und sozialer Ebene, sondern auch auf struktureller Ebene kritisch zu reflektieren. Der Unterschied lässt sich gut anhand von Geschlechternormen verdeutlichen. Auf individueller und sozialer Ebene geben für Männer und Frauen unterschiedliche Ge-

schlechternormen darüber Auskunft, was eine Frau/ein Mann (nicht) tut, in vielen Kulturkreisen zum Beispiel sich (nicht) breitbeinig hinsetzen, (nicht) weinen, laut/leise reden etc. Auf struktureller Ebene geht es um institutionalisierte Geschlechternormen, wozu insbesondere Zweigeschlechtlichkeit und Heteronormativität, geschlechtsspezifische Aufgabenverteilung und geschlechtskonstituierende Arbeitsteilung gehören.

Ein zentraler Ansatz innerhalb der Feministischen Ethik ist die Sorgeethik, die zunächst auf die individuelle und soziale Ebene (Gilligan 1988 [1982]) bezogen wurde, dann auch für die politische Ebene (Tronto 1993) entwickelt wurde und mit der Debatte über Sorge-Regime mittlerweile auch auf struktureller Ebene (Addis 2003) angekommen ist. Der aus den Debatten um eine Sorgeethik gezogene Erkenntnisgewinn lässt sich kaum hoch genug einschätzen. Die Diskurse über Sorgearbeit, Care-Migration, Sorgeökonomie, Care-Revolution und viele mehr wären ohne diese frühen Debatten nicht denkbar. Zugleich ist die Sorgeethik ein hervorragendes Beispiel dafür, wie neue Ideen an Bestehendes anknüpfen, denn durch eine Sorgeethik wird die Gerechtigkeitsethik ja nicht hinfällig, sondern für neue Kategorien wie *Gerechtes Sorgen* (Schnabl 2005) oder *Globale Sorgegerechtigkeit* (Robinson 2013) weitergedacht.

3.3 *Feministische Wirtschaftsethik als kritisch-reflexive Versorgungsethik*

Für die Feministische Ökonomie ist das Offenlegen der grundsätzlichen Ziele und zu schaffenden Werte, also worum es denn beim Wirtschaften gehen soll, unumgänglich (siehe Knobloch 2013, 2019b). Vor diesem Hintergrund habe ich mich gefragt, wie sich die Ansätze Pluraler Feministischer Ökonomie in Bezug auf ihre normativen Grundlagen systematisch unterscheiden, insbesondere was ihre Vorstellungen vom Guten und Gerechten angeht oder ob und inwiefern ein gemeinsames normatives Gutes und Gerechtes gleichsam Grundlage und Vision ist.

Um das herauszufinden, gehe ich von einer grundlagenkritischen Wirtschaftsethik⁶ aus, die es sich zur Aufgabe macht, die normativen Grundlagen des wirtschaftlichen Denkens und Handelns sichtbar zu machen und kritisch

6 Als grundlagenkritische Wirtschaftsethik wurde in ihren Anfängen die Integrative Wirtschaftsethik bezeichnet. Für den deutschsprachigen Raum lassen sich drei Ansätze der Wirtschaftsethik unterscheiden: a) Korrektive Wirtschaftsethik oder Ethische Ökonomie, b) Funktionalistische Wirtschaftsethik oder Moralökonomik sowie c) Integrative Wirtschaftsethik oder eben auch (grundlagen-)kritische Wirtschaftsethik (Ulrich 2016, Kap. 3). In den Wirtschaftswissenschaften dominiert der funktionalistische Ansatz die wirtschaftsethische Debatte. Er basiert auf der orthodoxen Neoklassischen Ökonomie und geht vom Homo oeconomicus auch in der Ethik aus. Im Grunde setzt sich die Moralökonomik erstaunlich wenig mit Ethik und noch weniger mit den eigenen normativen Grundlagen auseinander.

zu reflektieren (Ulrich 2016). An ihren drei systematischen Aufgaben lässt sich gut zeigen, wie ich diese Methode aus Geschlechterperspektive weiterentwickelt habe (Knobloch 1993, 2015, 2019b):

- Normative Hintergrundannahmen von Wirtschaftssystemen sowie des wirtschaftlichen Denkens und Handelns nicht nur bezogen auf die Erwerbswirtschaft, sondern auch bezogen auf die unbezahlte Versorgungswirtschaft aufdecken;
- Leitideen vernünftigen Wirtschaftens mit zwei Grunddimensionen für beide Wirtschaftsbereiche – Erwerbswirtschaft und unbezahlte Versorgungswirtschaft – entfalten:
 - a) die Sinnfrage des Wirtschaftens für Erwerbsarbeit und unbezahlte Versorgungsarbeit (Welche Werte werden geschaffen?) und
 - b) die Legitimationsfrage des Wirtschaftens für beide Wirtschaftsbereiche (Für wen sind diese Werte zu schaffen?);
- Ebenen verantwortlichen wirtschaftlichen Handelns für beide Wirtschaftsbereiche unterscheiden:
 - a) individuelle Ebene (Individuethik),
 - b) soziale Ebene (Organisationsethik) und
 - c) strukturelle Ebene (Ordnungsethik).

Eine grundlagenkritische Wirtschaftsethik bleibt nicht dabei stehen, Geschlechtergerechtigkeit und gutes Leben für alle Geschlechter in Zeiten von Globalisierung und Digitalisierung, von Klimawandel und Pandemien zu fordern, sondern geht noch einen entscheidenden Schritt weiter und untersucht diese verallgemeinerbaren Kriterien selbst wiederum auf ihre Inhalte und möglichen Verkürzungen. Dabei stellt sie die Orientierung an der Versorgung in den Vordergrund, hinterfragt die normativen Grundlagen des Versorgens in der heutigen Gesellschaft und strebt nach Versorgungssouveränität für alle auf individueller, sozialer und struktureller Ebene. Deswegen spreche ich an anderer Stelle von Feministischer Wirtschaftsethik als kritisch-reflexiver Versorgungsethik (Knobloch 2019a, 2019b).

4 Normative Grundlagen Feministischer Ökonomie

Auch wenn die normativen Grundlagen der Feministischen Ökonomie meist weder ausformuliert noch reflektiert werden, liegen allen Ansätzen – orthodoxen wie heterodoxen – Vorstellungen von Geschlechtergerechtigkeit und vom guten Leben aller Geschlechter zugrunde. Die grundlagenkritische Wirtschaftsethik aus Geschlechterperspektive hilft zu verstehen, ob die normativen Grundlagen der Pluralen Feministischen Ökonomie selbst wiederum plural sind. Da ich auf die orthodoxen Denkschulen schon in Kapitel 2 eingegan-

gen bin und die *Gender Economics* die normativen Grundlagen der orthodoxen Denkschulen weitgehend übernimmt, werde ich mich im Folgenden auf die heterodoxen Ansätze konzentrieren.

Auf welchen Vorstellungen des Guten und Gerechten basieren die verschiedenen Ansätze Feministischer Ökonomie? Was wird dabei unter Geschlechtergerechtigkeit und dem guten Leben für alle Geschlechter verstanden? Werden diese Orientierungsgrößen überhaupt näher analysiert und die Androzentrismen in Gerechtigkeitstheorien und Vorstellungen des guten Lebens erkannt? Die Größe der Aufgabe, vor der wir stehen, macht Anke Abraham für unsere Vorstellungen vom guten Leben deutlich:

„So führt die Anrufung eines ‚guten Lebens‘ [...] eine Richtschnur des Urteilens mit und stößt damit ein Ringen um die Bestimmung dessen an, was aus wessen Perspektive und mit welcher Begründung als ‚gut‘ beziehungsweise als ein ‚gutes Leben‘ aufgefasst wird oder aufgefasst werden kann.“ (Abraham 2016: 69)

In dem Beitrag „Ideen des Guten in der Integrativen Wirtschaftsethik“ habe ich die verschiedenen Theorien des Guten und Gerechten in Ökonomie und Wirtschaftsethik herausgearbeitet (Knobloch 2002). Dieses Ausformulieren ist als ein Prozess zu verstehen. Die Vorstellung des Guten in der Ökonomie basiert lange auf den Bedürfnissen, die in der Markttheorie zu Präferenzen nutzierten (Jochimsen/Knobloch 1995), doch eine Präferenztheorie des Guten greift schon deswegen zu kurz, weil sie die soziale Konstruktion von Präferenzen nicht hinterfragt. Alternativ werden in der Feministischen Ökonomie die Versorgung der Menschen als Ziel des Wirtschaftens (zum Beispiel Nelson 1993)⁷ oder der Fähigkeitenansatz (Benería et al. 2016)⁸ herangezogen. Ich selbst habe als Orientierungspunkt und verallgemeinerbares Kriterium für Wirtschaftstheorie und Wirtschaftsethik an anderer Stelle das Konzept der Versorgungssouveränität – in Anlehnung an die Forderung von *La Via Campesina* nach Ernährungssouveränität – entwickelt und zitiere hier die zentrale Passage. Versorgungssouveränität entfalte ich dort als

„die Fähigkeit jedes Menschen, sich so weit wie möglich selbst mit dem zum (guten) Leben Notwendigen zu versorgen und bei Bedarf auf die Unterstützung anderer Menschen zählen zu können, also das Sich-Selbst-Versorgen-Können ebenso wie das Versorgt-Werden, wenn es nicht möglich ist, sich selbst zu versorgen. Versorgungssouveränität als über-

7 In ihrem Beitrag „The Study of Choice or the Study of Provisioning? Gender and the Definition of Economics“ sucht Julie Nelson „a definition of economics that considers humans in relation to the world. Focusing economics on the provisioning of human life, that is, on the commodities and processes necessary to human survival, provides such a definition.“ (Nelson 1993: 32).

8 Lourdes Benería, Günseli Berik und Maria Floro schreiben in ihrem Buch „Gender, Development, and Globalization“: „We believe that these features of the postmodern/postcolonial critique are invaluable if they are combined with a normative framework for evaluating well-being in order to strengthen the potential of gender and development research in promoting social justice. As explained below, the capabilities approach complemented by the human rights argument provides such a normative framework.“ (Benería et al. 2016: 20).

geordnetes Ziel des Wirtschaftens bedeutet somit das Recht auf Teilhabe an dem zum (guten) Leben Notwendigen in seiner ganzen kulturellen Vielfalt ebenso wie auf Teilhabe an den die eigene Versorgung betreffenden Entscheidungen, wobei insbesondere strukturelle und geschlechtsspezifische Versorgungsungerechtigkeiten zu beseitigen sind“ (Knobloch 2019a: 45).

Liegen solche und ähnliche Vorstellungen des Guten und Gerechten allen Ansätzen Pluraler Feministischer Ökonomie zugrunde? Lassen sich anhand der Theorien des Guten die vielfältigen Ansätze Feministischer Ökonomie systematisieren? In den Inputs zur Pluralen Feministischen Ökonomie, die diesem Beitrag folgen, werden Zeitsouveränität als „souveräner Zugang zu Zeit“ (Hanna Völkle) und „selbstorganisierte Prozesse des kollektiven und bedürfnisorientierten Versorgens“ (Corinna Dengler) genannt, die sich mithilfe der Versorgungssouveränität begründet lassen.

In Tabelle 3 sind für die unterschiedenen Ansätze Feministischer Ökonomie die normativen Grundlagen zusammengestellt, wobei es sich jeweils um komplexe philosophische Konzepte handelt. Deren normative Grundlagen im Einzelnen zu entfalten, wäre eine wichtige und spannende Aufgabe, die hier nur angedacht werden kann.

Tabelle 3: Normative Grundlagen Pluraler Feministischer Ökonomie

Ansätze Feministischer Ökonomie	Normative Grundlagen
Gleichheitstheoretische Ansätze	Ethik der Geschlechtergleichheit: Gleichheitsideal
Differenztheoretische Ansätze	Ethik der Geschlechterdifferenz: Verschiedenheit der Geschlechter
Feministischer Institutionalismus	Pragmatismus aus Geschlechterperspektive
Feministische Marxistische Ökonomie	Marxistische Ethik und Geschlechterverhältnisse
Feministische Kritische Theorie	Kritische Reflexion der normativen Grundlagen
Rekonstruktivistische Ansätze	Rekonstruktion des Normativen, insbesondere der Geschlechternormen
Dekonstruktivistische Ansätze	Dekonstruktivistische Ethik: Dekonstruktion des Normativen und der Geschlechterdifferenz
Ökologische Ökonomie	Feministisch-ökologische Ethik: Umwelt- und Geschlechtergerechtigkeit
Sorgeökonomie	Sorgeethik: Sorgerechtigkeit
Versorgungsökonomie	Versorgungsethik: Versorgungssouveränität

Quelle: Eigene Zusammenstellung

5 Ausblick

Warum ist es so wichtig, sich mit den normativen Grundlagen Pluraler Feministischer Ökonomie auseinanderzusetzen? Mithilfe der Ansätze Pluraler Feministischer Ökonomie gelingt es, ein vollständigeres Bild der Ökonomie und der wirtschaftlichen Herausforderungen zu zeichnen. Den ökonomischen Kontext besser zu verstehen, ist notwendig, um neue und angemessenere Lösungen (nicht nur) für ökonomische Probleme zu finden und um voneinander zu lernen. Sich dabei immer wieder die normativen Grundlagen zu verdeutlichen, verhindert, hinter einmal Erreichtes zurückzufallen und bei den Begründungen für das Denken und Handeln in androzentrische Fallen zu tapen. Gleichberechtigung und Geschlechtergerechtigkeit stehen nicht für sich allein. Wenn die Vorstellungen des Guten und Gerechten dahinter nicht deutlich gemacht werden, bleiben es Leerformeln. Auch als Wissenschaftler*innen und Geschlechterforscher*innen beziehen wir uns ständig auf Werte und Normen, befinden uns an den Hochschulen in institutionalisierten Zusammenhängen, die es kritisch zu reflektieren gilt. Die dabei zugrundeliegenden Wertvorstellungen und Normen offenzulegen, ist zentral, um für die Dinge, die zu transformieren sind, die richtige Richtung erkennen zu können.

Literatur

- Abraham, Anke (2016): Der Körper und die Frage nach dem ‚guten Leben‘: Herausforderungen für die (feministische) Normativitätsdebatte. In: Dreit, Karoline/Schumacher, Nina/Abraham, Anke/Maurer, Susanne (Hrsg.): *Ambivalenzen der Normativität in kritisch-feministischer Wissenschaft*. Sulzbach (Taurus): Ulrike Helmer Verlag, S. 69-89.
- Addis, Elisabetta (2003): Unpaid and Paid Caring Work in the Reform of Welfare States. In: Picchio, Antonella (Hrsg.): *Unpaid Work and the Economy. A Gender Analysis of the Standard of Living*. New York/London: Routledge, S. 189-223.
- Albelda, Randy (1999): Marxist Political Economics. In: Peterson, Janice/Lewis, Margaret (Hrsg.): *The Elgar Companion to Feminist Economics*. Cheltenham, UK: Edward Elgar, S. 536-544.
- Barker, Drucilla K. (2005): Beyond Women and Economics: Rereading “Women’s Work”. In: *Signs* 30, 4, S. 2189-2209.
- Barker, Drucilla K./Kuiper, Edith (Hrsg.) (2010): *Feminist Economics: Critical Concepts in Economics, Volume (4)*. New York/London: Routledge.
- Becker, Ruth/Kortendiek, Beate (Hrsg.) (2010): *Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung: Theorie, Methoden, Empirie*. Wiesbaden: VS Verlag.
- Benería, Lourdes/Berik, Günseli/Floro, Maria S. (2016): *Gender, Development, and Globalization: Economics as if All People Mattered*. New York/London: Routledge.

- Benhabib, Seyla (1993): Subjektivität, Geschichtsschreibung und Politik: Eine Replik. In: Benhabib, Seyla/Butler, Judith/Cornell, Drucilla/Fraser Nancy (1993): *Der Streit um Differenz: Feminismus und Postmoderne in der Gegenwart*. Frankfurt a.M.: Fischer, S. 105-121.
- Benhabib, Seyla/Butler, Judith/Cornell, Drucilla/Fraser Nancy (1993): *Der Streit um Differenz: Feminismus und Postmoderne in der Gegenwart*. Frankfurt a.M.: Fischer.
- Berik, Günseli/Kongar, Ebru (Hrsg.) (im Druck): *Routledge Handbook of Feminist Economics*. New York/London: Routledge.
- Degele, Nina (2008): *Gender/Queer Studies: Eine Einführung*. Paderborn: Wilhelm Fink.
- Dreit, Karoline/Schumacher, Nina/Abraham, Anke/Maurer, Susanne (Hrsg.): *Ambivalenzen der Normativität in kritisch-feministischer Wissenschaft*, Sulzbach (Taurus): Ulrike Helmer Verlag.
- Dürmeier, Thomas (2005): *Post-Autistic Economics. Eine studentische Intervention für plurale Ökonomik*. In: *Intervention. Zeitschrift für plurale Ökonomik* 2, 2, S. 65-76.
- Fischer, Liliann/Hasell, Joe/Proctor, J. Christopher/Uwakwe, David/Ward-Perkins, Zach/Watson, Catriona (Hrsg.) (2018): *Rethinking Economics: An Introduction to Pluralist Economics*. New York/London: Routledge.
- Folbre, Nancy (1994): *Who Pays for the Kids? Gender and the Structures of Constraint*. New York/London: Routledge.
- Fraser, Nancy (1993): Pragmatismus, Feminismus und die linguistische Wende. In: Benhabib, Seyla/Butler, Judith/Cornell, Drucilla/Fraser Nancy: *Der Streit um Differenz: Feminismus und Postmoderne in der Gegenwart*. Frankfurt a.M.: Fischer, S. 145-160.
- Garber, Marjorie/Hanssen, Beatrice/Walkowitz, Rebecca L. (2000): *The Turn to Ethics*. New York/London: Routledge.
- Garnett, Robert/Olsen, Erik K./Starr, Martha (Hrsg.) (2012): *Economic Pluralism*. New York/London: Routledge.
- Gilligan, Carol (1988 [1982]): *Die andere Stimme: Lebenskonflikte und Moral der Frau*. München: Piper.
- Haidinger, Bettina/Knittler, Käthe (2014): *Feministische Ökonomie: Eine Einführung*. Wien: Mandelbaum.
- Haraway, Donna (1991): *Situated Knowledges: The Science Question in Feminism and the Privilege of Partial Perspective*. In: Haraway, Donna (Hrsg.): *Simians, Cyborgs, and Women. The Reinvention of Nature*. London: Free Associations Books, S. 185-201.
- Harding, Sandra (2005): *Science and Social Inequality: Feminist and Postcolonial Issues*. Urbana/Chicago: University of Illinois Press.
- Hausman, Daniel M./McPherson, Michael S. (1996): *Economic Analysis and Moral Philosophy*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Hewitson, Gillian (2010): *Introduction to Volume IV: Epistemological and Methodological Considerations*. In: Barker, Drucilla K./Kuiper, Edith (Hrsg.) (2010): *Feminist Economics: Critical Concepts in Economics, Volume (4)*. New York/London: Routledge, S. 1-20.
- Hoppe, Hella (2002): *Feministische Ökonomie. Gender in Wirtschaftstheorien und ihren Methoden*. Berlin: edition sigma.

- Jochimsen, Maren A./Knobloch, Ulrike (1995): Verschleiende Bewertungen in der Ökonomie: Das gemeinsame Schicksal von Natur und menschlichen Bedürfnissen. In: Grenzdörffer, Klaus/Biesecker, Adelheid/Heide, Holger/Wolf, Sabine (Hrsg.): Neue Bewertungen in der Ökonomie. Pfaffenweiler: Centaurus-Verlagsgesellschaft, S. 81-96.
- Klinger, Cornelia (2003): Ungleichheit in den Verhältnissen von Klasse, Rasse und Geschlecht. In: Knapp, Gudrun-Axeli/Wetterer, Angelika (Hrsg.): Achsen der Differenz: Gesellschaftstheorie und feministische Kritik II. Münster: Westfälisches Dampfboot, S. 14-48.
- Knobloch, Ulrike (1993): Eine andere Wirtschaftsethik? Die Bedeutung der Frauenfrage für die Begründung einer grundlagenkritischen Wirtschaftsethik. Berichte des Instituts für Wirtschaftsethik 59. St. Gallen: IWE-HSG.
- Knobloch, Ulrike (2002): Ideen des Guten in der integrativen Wirtschaftsethik: Hin- und Weiterentwicklung. In: Zeitschrift für Wirtschafts- und Unternehmensethik 3, 1, S. 9-23.
- Knobloch, Ulrike (2013): Versorgen – Fürsorgen – Vorsorgen: Normative Grundlagen einer Sorgeökonomie als allgemeine Wirtschaftstheorie und die Ethik des Vorsorgenden Wirtschaftens. In: Netzwerk Vorsorgendes Wirtschaftens (Hrsg.): Wege Vorsorgenden Wirtschaftens. Marburg: Metropolis, S. 22-42.
- Knobloch, Ulrike (2015): Kritische Wirtschaftsethik aus Geschlechterperspektive. In: Beschorner, Thomas/Ulrich, Peter/Wettstein, Florian (Hrsg.): St. Galler Wirtschaftsethik. Programmatik, Positionen, Perspektiven. Marburg: Metropolis Verlag, S. 263-282.
- Knobloch, Ulrike (2016): Jonglieren mit Zeiten: Wirtschaftstheorie der bezahlten und unbezahlten Arbeit. In: Budowski, Monica/Knobloch, Ulrike/Nollert, Michael (Hrsg.): Unbezahlt und dennoch Arbeit. Zürich: Seismo-Verlag, S. 25-54.
- Knobloch, Ulrike (Hrsg.) (2019a): Ökonomie des Versorgens: Feministisch-kritische Wirtschaftstheorien im deutschsprachigen Raum. Weinheim: Beltz Juventa.
- Knobloch, Ulrike (2019b): Feminist Economics and Ethics. In: White, Mark D. (Hrsg.): The Oxford Handbook of Ethics and Economics, Oxford: Oxford University Press, S. 248-269.
- Kortendiek, Beate/Riegraf, Birgit/Sabisch, Katja (Hrsg.) (2019): Handbuch Interdisziplinäre Geschlechterforschung. Wiesbaden: Springer VS.
- Lee, Frederic S. (2010): Pluralism in Heterodox Economics. In: Garnett, Robert/Olsen, Erik K./Starr, Martha (Hrsg.): Economic Pluralism. New York/London: Routledge, S. 19-35.
- Löw, Christine/Volk, Katharina/Leicht, Imke/Meisterhans, Nadja (Hrsg.) (2017): *Material Turn*: Feministische Perspektiven auf Materialität und Materialismus. Opladen: Verlag Barbara Budrich.
- Nelson, Julie A. (1993): The Study of Choice or the Study of Provisioning? Gender and the Definition of Economics. In: Ferber, Marianne A./Nelson, Julie A. (Hrsg.): Beyond Economic Man: Feminist Theory and Economics. Chicago: University of Chicago Press, S. 23-36.
- Peterson, Janice/Lewis, Margaret (Hrsg.) (1999): The Elgar Companion to Feminist Economics. Cheltenham: Edward Elgar.
- Robinson, Fiona (2013): Global Care Ethics: Beyond Distribution, Beyond Justice. In: Journal of Global Ethics 9, 2, S. 131-143.

- Schnabl, Christa (2005): Gerecht sorgen: Grundlagen einer sozialetischen Theorie der Fürsorge. Fribourg: Academic Press.
- Schößler, Franziska (2008): Einführung in die Gender Studies. Berlin: Akademie Verlag.
- Singer, Mona (2010): Feministische Wissenschaftstheorie und Epistemologie: Voraussetzungen, Positionen, Perspektiven. In: Becker, Ruth/Kortendiek, Beate (Hrsg.): Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden, Empirie. Wiesbaden: VS Verlag, S. 292-301.
- Spash, Clive L. (2012): New Foundations for Ecological Economics: Methodological and Ideological Options. In: Ecological Economics 77, S. 36-47.
- Tronto, Joan C. (1993): Moral Boundaries: A Political Argument for an Ethic of Care. New York/London: Routledge.
- Ulrich, Peter (2016): Integrative Wirtschaftsethik: Grundlagen einer lebensdienlichen Ökonomie. Bern: Haupt Verlag.
- Veblen, Thorstein B. (1986 [1899]): Die Theorie der feinen Leute: Eine ökonomische Untersuchung der Institutionen. Frankfurt a.M.: Fischer.
- Von Egan-Krieger, Tanja (2014): Die Illusion wertfreier Ökonomie: Eine Untersuchung der Normativität heterodoxer Theorien. Frankfurt a.M.: Campus.
- Wendel, Saskia (2003): Feministische Ethik zur Einführung. Hamburg: Junius Verlag.
- Yollu-Tok, Aysel/Rodríguez Garza, Fabiola (2018): Feministische Ökonomie als Gegenprogramm zur Standardökonomie. In: List Forum für Wirtschafts- und Finanzpolitik 44, 4, S. 725-762.

Inputs zur Pluralen Feministischen Ökonomie

Im Rahmen der Interdisziplinären Summer School „Geschlechterforschung in und zwischen den Disziplinen – Gender als Querschnittsthema in Soziologie, Ökonomie und Bildung“, die Anfang September 2019 an der Universität Vechta stattfand, hat Ulrike Knobloch im Workshop „Plurale Feministische Ökonomie“ den Teilnehmenden die Möglichkeit gegeben, die eigene Herangehensweise an ökonomische Fragen zu reflektieren. Vier der teilnehmenden Nachwuchswissenschaftler*innen – Ann-Christin Kleinert, Corinna Dengler, Hanna Völkle und Bernd Josef Leisen – hatte sie vorab gebeten, dazu für den Workshop einen Input vorzubereiten. Die Inputs wurden für diesen Sammelband verschriftlicht und sind im Folgenden dokumentiert. Sie illustrieren nicht nur die Zweiteilung der Ökonomie in orthodoxe und heterodoxe Denkschulen, sondern veranschaulichen vor allem auch die Vielfalt Feministischer Ökonomie (siehe dazu den Beitrag von Knobloch in diesem Band) und zwar nicht nur zwischen, sondern teilweise auch innerhalb der jeweiligen Vorgehensweise.

Materialistischer Feminismus heute

Ann-Christin Kleinert

Die ökonomischen Verhältnisse als historische und politische zu verstehen und dabei deren Wechselwirkung für patriarchal-kapitalistische Geschlechterverhältnisse zu berücksichtigen, ist das Verdienst eines materialistischen Feminismus. Dieser theoretische Blick setzt sich zusammen aus Bezügen auf den historischen Materialismus und die politische Ökonomie, also aus marxistischen Gesellschafts- und Wirtschaftsanalysen und deren Erweiterung durch Kritiken marxistischer Feminist*innen, die, indem sie insbesondere die ökonomische Bedeutung unbezahlter Haus- und Reproduktionsarbeiten von Frauen als die „Care-Seite“ der Produktion beton(t)en, neben dem Klassenverhältnis auch das Geschlechterverhältnis als Ungleichheitsverhältnis im Kapitalismus anerkannt wissen wollten (Löw/Volk 2017).

Im Anschluss an die Perspektiven des historischen Materialismus geht es darum, kapitalistisch konstituierte Geschlechterungleichheiten zu erörtern und mit diesem Wissen nicht in der Analyse zu verharren, sondern sie in eine Praxis zu überführen bzw. diese anzuregen.

„Durch den Fokus auf die Bedingtheit der historischen und gesellschaftlichen Materialitäten können diese jedoch nicht nur erklärt, sondern auch angegriffen und verändert werden.“ (Beier et al. 2018: 11f.)

Kennzeichnend für materialistisch-feministische Betrachtungen kapitalistischer Gesellschaften ist demnach eine macht- und herrschaftskritische Positionierung. Somit werden etwa Gleichstellungserfolge, zum Beispiel zur familiären und beruflichen Vereinbarkeit, mit materialistisch-feministischem Fokus kritisch nach ihrem emanzipatorischen Potenzial innerhalb einer patriarchal-(hetero-)sexistischen Wettbewerbsökonomie befragt (u.a. Haller 2018). Strukturen und Subjekte werden hierbei als wechselwirkend verstanden und damit auch poststrukturalistische Ideen von diskursiven Effekten für ökonomische und Geschlechterverhältnisse berücksichtigt. Die gesellschaftlichen Positionen von Menschen werden somit nicht als rein individuell (verantwortet) verstanden, sondern als tiefgreifend vergesellschaftet und subjektiviert in patriarchal-kapitalistischen Strukturen (Löw et al. 2017). Dies kann sicherlich als bedeutende Erweiterung früherer marxistisch-feministischer Positionen eingeordnet werden.

Wesentlich für einen heutigen materialistischen Feminismus ist die Wiederbetonung der mehrheitlich durch Frauen erbrachten und im Kapitalismus abgewerteten Sorge- und Reproduktionsarbeiten unter neoliberalen Vorzeichen, um darüber Abwertung und Ausbeutung von Frauen und marginalisierten Personen(-gruppen) sichtbar zu machen (vgl. Dück/Schütt 2014). Die Terminologie hat sich im Zuge dessen weitestgehend verschoben von Begriffen wie Haus- und Reproduktionsarbeit hin zur Sorge- und Care-Arbeit. Somit ist im Zuge der vielfältigen neoliberalen Krisenverhältnisse (Demirović et al. 2011) und insbesondere der Krise der sozialen Reproduktion (Winker 2011) ein auf die Ökonomie fokussierender materialistischer Feminismus wieder stärker in feministischen Debatten und Analysen vertreten (siehe u.a. Beier et al. 2018; Löw et al. 2017) und wird in der Geschlechterforschung damit als Teil des *Material turn* (Löw et al. 2017) gefasst. Denn:

„Nur wenn Geschlechter- und Produktionsverhältnisse in ihren geschichtlichen Ausprägungen mitsamt den entsprechenden Herrschaftsbeziehungen berücksichtigt werden, können momentane Neuformierungen von Geschlecht in ihren materiellen Gehalten verstanden werden.“ (Löw/Volk 2017: 71)

Dieser Blick vermag also eine grundlegend gesellschaftskritische Analyse ökonomischer und vergeschlechtlicher Verhältnisse in ihrer Verschränkung und berücksichtigt dabei auch die subjektiven Anteile für die (Re-)Produktion gesellschaftlicher Ungleichheitsverhältnisse. Zwar kann dieser theoretische Zugang nicht selbst unmittelbar Veränderungen bewirken, aber stößt mit seiner Praxisorientierung doch mindestens Visionen der Transformation an. Dabei werden globale Ungleichheitsverhältnisse entlang von Rassismus, Klassismus und Sexismus, (Post)Kolonialismus sowie weitere aus intersektionaler Perspektive erkennbare Ungleichheitsdimensionen, die ökonomisch

geprägt sind und sich materiell manifestieren, berücksichtigt und damit versucht Wissen zu deren Überwindung beizutragen.

Literatur

- Beier, Friederike/Haller, Lisa Yashodhara/Haneberg, Lea (Hrsg.) (2018): *Materializing Feminism. Positionierungen zu Ökonomie, Staat und Identität*. Münster: Unrast.
- Demirović, Alex/Dück, Julia/Becker, Florian/Bader, Pauline (Hrsg.) (2011): *Viel-fachKrise. Im finanzmarktdominierten Kapitalismus*. Hamburg: VSA.
- Dück, Julia/Schütt, Mariana (2014): Editorial: Materialistischer Feminismus. In: PROKLA. Zeitschrift für kritische Sozialwissenschaft 44, 1, S. 2-10.
- Haller, Lisa Yashodhara (2018): *Kapital – Staat – Geschlecht. Eine theoretische Analyse der Vermittlungszusammenhänge*. In: Beier, Friederike/Haller, Lisa Yashodhara/Haneberg, Lea (Hrsg.): *Materializing Feminism. Positionierungen zu Ökonomie, Staat und Identität*. Münster: Unrast, S. 69-94.
- Löw, Christine/Volk, Katharina/Leicht, Imke/Meisterhans, Nadja (Hrsg.) (2017): *Material turn: feministische Perspektiven auf Materialität und Materialismus*. Opladen: Verlag Barbara Budrich.
- Löw, Christine/Volk, Katharina (2017): *Materialität – Materialismus – Feminismus: Konturen für eine gesellschaftskritische globale Perspektive*. In: Volk, Katharina/Löw, Christine /Leicht, Imke/Meisterhans, Nadja (Hrsg.): *Material turn: feministische Perspektiven auf Materialität und Materialismus*. Opladen: Verlag Barbara Budrich, S. 69-93.
- Winker, Gabriele (2011): *Soziale Reproduktion in der Krise – Care Revolution als Perspektive*. In: *Das Argument* 292, S. 1-12.

Feministisch-ökologische (Postwachstums-)Ökonomie

Corinna Dengler

Der in der letzten Dekade florierende Diskurs um Degrowth/Postwachstum (Schmelzer/Vetter 2019) stellt die Frage nach Grenzen des Wirtschaftswachstums sowie sozial gerechten und ökologisch nachhaltigen Alternativen zum Wachstumsparadigma ins Zentrum der Debatte und knüpft dabei maßgeblich an die heterodoxe Wirtschaftstheorie der Ökologischen Ökonomie an. Feministische Perspektiven und Querverbindungen zur Feministischen Ökonomie hingegen waren in den ersten Jahren des akademisch-aktivistischen Diskurses rar gesät: Wenn Serge Latouche (2009) zum Beispiel schreibt, dass weniger

Lohnarbeit für alle mehr Freizeit bedeutet, wird klar, dass die unbezahlte Sorgearbeit in seiner Analyse unsichtbar bleibt. Die frühen Beiträge von Feministischen Ökonominen wie Marilyn Waring (1988) oder Materialistischen Ökofeministinnen wie Maria Mies (1986) wurden in der Degrowth-Debatte lange (wenn überhaupt) nur unzureichend gewürdigt und erst spät als fundamentale Grundlage für die eigene Wachstumskritik anerkannt. Diese Leerstelle wurde von Vertreter*innen des Degrowth-Ansatzes vielfach benannt und das Forschungsdesiderat eines feministisch(er)en Degrowth-Ansatzes wird in der internationalen *Degrowth Community* insbesondere im (auf der 5. Internationalen Degrowth-Konferenz in Budapest gegründeten) *Feminisms and Degrowth Alliance* (FaDA) Netzwerk rege diskutiert.

Mein eigener wirtschaftstheoretischer Zugang lässt sich an der Schnittstelle zwischen Feministischer und Ökologischer Ökonomie verorten. Dabei haben wichtige Vorarbeiten für das Zusammendenken dieser Perspektiven – und insbesondere die 1997 von Ellie Perkins herausgegebene *Ecological Economics*-Spezialausgabe zum Thema *Women, Ecology, and Care* mit Beiträgen von Maren Jochimsen und Ulrike Knobloch, Sabine O’Hara, Hilikka Pietilä u.a. – den konzeptuellen Rahmen für meine Analysen stark beeinflusst (Dengler/Strunk 2018). Das von Jochimsen und Knobloch (1997) entwickelte ICE-Modell zeigt, dass weiblich-kodifizierte unbezahlte Care-Arbeit und Ökosystemfunktionen auf eine ähnliche Art und Weise strukturell abgewertet, zerstört und unsichtbar gemacht werden. Diese „alltägliche Grenzziehung“ (Dengler 2019), die tiefe „Trennungsstruktur“ (Biesecker/Hofmeister 2006), die ihr zu Grunde liegt, und die damit verbundene Hierarchisierung zwischen der sichtbaren monetären Ökonomie und der unsichtbaren nicht-monetären Versorgungsökonomie lässt sich – so meine These – in einem Paradigma, in dem Wirtschaftswachstum (gemessen als jährliche Steigerung der aus ökologischer und feministischer Sicht problematischen Bestandsgröße Bruttoinlandsprodukt) das oberste Ziel der Wirtschaftspolitik ist, nicht auflösen.

Degrowth/Postwachstum hingegen bietet ein Möglichkeitsfenster, die Wachstums- und Akkumulationsfixierung durch andere Kriterien, zum Beispiel durch die „Nachhaltigkeit des Lebens“ (Pérez Orozco 2014), zu ersetzen und dabei relationale Aktivitäten, die langfristig zur Erhaltung des Lebens beitragen, ins Zentrum der Debatte zu stellen. Die „Commonisierung von Care“ (Dengler/Lang 2019) ist ein Beispiel, feministische und ökologische Perspektiven auf Care zu verbinden und durch selbstorganisierte Prozesse des kollektiven und bedürfnisorientierten Versorgens die zuvor besprochene Grenzziehung zu überwinden. Wenn Wirtschaftswachstum nicht mehr das oberste Ziel der Wirtschaftspolitik darstellt, eröffnet das einen feministischen Möglichkeitsraum, der diskursiven und materiellen Abwertung von nicht monetär Erfasstem entgegenzuwirken, und bei Überlegungen, welche Formen von Arbeit zu einem guten Leben für alle beitragen, (unter-)bezahlte und un-

bezahlte Care-Arbeit als hochgradig systemrelevant zu erkennen. Wichtig ist jedoch, dass das emanzipatorische Potenzial von Degrowth in Bezug auf Geschlechtergerechtigkeit keinesfalls ein Automatismus ist; so könnte die Dekommodifizierung von bezahlter Sorgearbeit auch zu mehr unbezahlter und unsichtbarer Frauen*arbeit führen (Bauhardt 2014). Wenn Degrowth die „reproduktive Ökonomie der Fürsorge“ (Kallis et al. 2016: 21) ins Zentrum der Vision einer Postwachstumsgesellschaft stellen möchte, ist ein kritisch-feministischer Degrowth-Ansatz, der Geschlechtergerechtigkeit ebenso wie Umweltgerechtigkeit von vorne herein und immerzu konsequent mitdenkt, unabdingbar.

Literatur

- Bauhardt, Christine (2014): Solutions to the Crisis? The Green New Deal, Degrowth, and the Economy: Alternatives to the Capitalist Growth Economy from an Eco-feminist Economics Perspective. In: *Ecological Economics* 102, C, S. 60-68.
- Biesecker, Adelheid/Hofmeister, Sabine (2006): Die Neuerfindung des Ökonomischen: Ein (re)produktionstechnischer Beitrag zur sozial-ökologischen Forschung. München: oekom.
- Dengler, Corinna (2019): Alltägliche Grenzziehungen. Die Rolle der nicht-monetären Versorgungsökonomie in einer (Post-) Wachstumsgesellschaft. In: Book, Carina et al. (Hrsg.): Alltägliche Grenzziehungen: Zum Konzept der Imperialen Lebensweise und seinen Implikationen. Münster: Westfälisches Dampfboot, S. 135-152.
- Dengler, Corinna/Lang, Miriam (2019): Feminism Meets Degrowth. Sorgearbeit in einer Postwachstumsgesellschaft. In: Knobloch, Ulrike (Hrsg.): Ökonomie des Versorgens. Feministisch-kritische Wirtschaftstheorien im deutschsprachigen Raum. Weinheim: Beltz Juventa, S. 305-330.
- Dengler, Corinna/Strunk, Birte (2018): The Monetized Economy Versus Care and the Environment: Degrowth Perspectives On Reconciling an Antagonism. In: *Feminist Economics* 24, 3, S. 160-183.
- Jochimsen, Maren A./Knobloch, Ulrike (1997): Making the Hidden Visible: The Importance of Caring Activities and Their Principles for Any Economy. In: *Ecological Economics* 20, 2, S. 107-112.
- Kallis, Giorgos/Demaria, Federico/D'Alisa, Giacomo (2016): Degrowth. In: D'Alisa, Giacomo/Demaria, Federico/Kallis, Giorgos (Hrsg.): Degrowth. Handbuch für eine neue Ära. München: oekom, S. 17-38.
- Latouche, Serge (2009): Farewell to Growth. Cambridge and Malden: Polity Press.
- Mies, Maria (1986): Patriarchy and Accumulation on the World Scale: Women in the International Division of Labour. London: Zed Books.
- Pérez Orozco, Amaia (2014): Subversión Feminista de la Economía. Madrid: Traficantes de Sueños.
- Schmelzer, Matthias/Vetter, Andrea (2019): Degrowth/Postwachstum zur Einführung. Hamburg: Junius Verlag.

Waring, Marilyn (1988): *If Women Counted: A New Feminist Economics*. San Francisco: Harper & Row.

Feministisch-ökologische Ökonomie der Zeit

Hanna Völkle

Welche Schnittmengen weisen die Debatten um unbezahlte Sorge- und Hausarbeit mit denen eines nachhaltigeren Lebensstils auf? Kapitalistisches, industrielles Wirtschaften stellt den unbezahlten und unbegrenzten Zugriff auf zwei Ressourcen nicht in Frage: Reproduktionsarbeit und natürliche Ressourcen (vgl. Jochimsen/Knobloch 1997; Mellor 1997). Es gibt seit Langem feministisch-ökonomische Abhandlungen dazu, dass der neoliberale Kapitalismus als nutznießender Trittbrettfahrer soziale, ökologische und auch demokratische Voraussetzungen unbezahlt mit- und ausnutzt (vgl. Arruzza et al. 2019; Fraser 1994, 2009).

„Feminist and ecological economics argue that mainstream economic thinking has historically ignored issues of gender and the environment.“ (Mellor 2005: 120f.)

Transformative Lösungsansätze können nur dann gelingen, wenn sie sowohl feministische als auch klimapolitische Forderungen gleichermaßen im Blick haben. Wo gibt es Gemeinsamkeiten, wo Leerstellen in der Analyse?

Einige wissenschaftliche Forschungsansätze setzen sich mit den oben genannten Schnittstellen auseinander. Im Vergleich dreier ausgewählter Forschungsstränge – *Vorsorgendes Wirtschaften* (vgl. Jochimsen et al. 1994; Jochimsen/Knobloch 1997), *ecofeminism* (vgl. Bauhardt 2012; Mellor 2013; Mies et al. 2014; Perkins 2007) und *sustainable livelihood* (vgl. Brand 2012; Morse/McNamara 2013) – wird deutlich, dass ein inter- und intragenerationales Bewusstsein (vgl. Gottschlich 2012; Meier-Gräwe et al. 2013) und eine damit verbundene Verantwortung zentral sind. Die Überzeugung, dass Entscheidungen und Handeln heute Auswirkungen auf kommende Generationen haben, kann bedeuten, dass dies mit Blick auf Sorgearbeit und ökologische Nachhaltigkeit mit einem individuellen Mehraufwand an Zeit verbunden ist. „Both production and re-production take time“ (Perkins 2007: 238). Sorgearbeit zu leisten oder sich klimabewusst fortzubewegen und zu ernähren, setzt voraus, dass Individuen (bewusst) Zeit investieren. Doch wer kann souverän über den eigenen Zugang zu Zeit entscheiden? Zeit für Gemüseanbau, klimafreundliche Mobilität oder Kindererziehung und Angehörigenpflege sowie (politisches) Nachbarschaftsengagement sind Zukunftsinvestitionen. Mit Blick auf klimafreundliche, zeitaufwändigere Mobilität bringt dies Rinder-

spacher auf eine simple Formel: „Mehr Zeit(-aufwand) gegen eine bessere, gegen mehr Umwelt“ (Rinderspacher 1996: 15). Anders formuliert: die Währung ist Zeit und das Interesse ist inter- und intragenerational. In kapitalistischen Systemen hat jedoch ausschließlich die Zeit, die kommodifiziert werden kann, einen zählbaren Wert (vgl. Biesecker 1995: 193). Zeit ist damit entkörperlicht. Dieser konstruierte Blick auf Zeit lässt sich auf die Idee des *Economic Man* zurückführen.

„‘Economic Man’ aims to maximise financial outcome and judges all economic activities solely on the basis of money value or money profit. [...] ‘His’ economic world is disembodied from biological time and ecological time which represent the embodiment and embeddedness of humanity in nature.“ (Mellor 2013: 30)

Die Auf- und Verteilung von Zeit ist in kapitalistischen Strukturen ungleich; Gleiches gilt für den souveränen Zugang zu Zeit (vgl. Adam 2002).

Werden feministische und sozial-ökologische Konzepte zusammengeführt, kann gezeigt werden, dass nachhaltige Veränderungen und umfassende Transformation nur dann gestaltbar sind, wenn auch die nicht-monetären Kosten einbezogen werden. Die unbezahlte und unsichtbare Ausbeutung von Ressourcen wirft dann die Frage auf, welche Kosten im Rahmen einer Tauschbeziehung entstehen, wenn diese nicht monetär beglichen werden. Sichtbarkeit und politische Relevanz kann über das Aufzeigen von Gemeinsamkeiten hergestellt werden. So kann festgehalten werden, dass eine entscheidende Investition sowohl bei Sorgearbeit als auch bei sozial-ökologischer Nachhaltigkeit Zeit ist. Wenn Zeit die Investition ist und die unmittelbare Gegenleistung im Rahmen einer Tauschbeziehung nicht direkt erkennbar ist und/oder eingelöst wird, dann ist das Interesse inter- und intragenerational. Damit ist Zeit also keine entkörperlichte Ressource, sondern in diesem Fall an das Bewusstsein von Individuen geknüpft, die davon überzeugt sind, eingebunden zu sein in ein System, das Vergangenheit und Zukunft kennt und nicht nur aus einer eurozentristischen, androzentrischen Gegenwart besteht.

Diskurse um souveräne Zeitverwendung, etwa für das Engagement in der Nachbarschaft, das Anpflanzen von Tomaten oder das Vorlesen im Kinderzimmer, könnten sich als sichtbares politisches Handlungsfeld im Sinne feministischer Staatstheorie (vgl. Bruff et al. 2014) – wonach Politik in Arenen, zu der nicht alle denselben Zugang und auch nicht dieselben Ressourcen zur Verfügung haben, ausgetragen und gestaltet wird –, nutzen lassen, um gemeinsame Forderungen nach einer sozial-ökologischen Transformation weiterzuentwickeln und zu bestärken. Zeit ist dann mehr als eine wissenschaftstheoretische Schnittmenge von Forschungsansätzen, denn sie kann im Sinne Politischer Ökonomie auch als gesellschaftspolitisches, schubladenübergreifendes Diskurselement auf der Suche nach sozial-ökologischer Transformation dienen.

Entscheidend ist an diesem Punkt wohl die Frage, welche Transformation, welche Veränderung gestaltet werden soll. Wird eine Reform oder eine Revolution des Systems (vgl. Haug 2011) angestrebt? Abzuwägen gilt es, inwiefern eine gerechte Verteilung trotz Rahmenbedingungen gelingen kann, die auf Ungleichheitsverhältnissen fußen. Ein kritischer Moment entsteht, wenn Ideen der Sorgearbeit und der ökologischen Nachhaltigkeit zusammengedacht werden: Es besteht die Gefahr, dass bestehende Macht- und Herrschaftsverhältnisse (ungewollt) reproduziert werden, indem Frauen* eine „natürliche“ Nähe zur Umwelt attestiert wird, die wiederum den Wert der geleisteten Arbeit unterminiert.

„Wo sich ‚Care‘ konzeptionell und visionär mit Nachhaltigkeit und sozial-ökologischer Transformation mit ‚Gutem Leben‘ und/oder mit intra- und intergenerationaler Gerechtigkeit verbindet, geraten die den Sorgebeziehungen inhärenten Macht- und Herrschaftsmomente leicht aus dem Blickfeld“ (Hofmeister et al. 2019: 128).

Nichtsdestotrotz: Um Zukunft zu gestalten, braucht es Bilder und Ideen. „Zukunft lässt sich nicht negatorisch entwerfen, das geht nur mit positiven Bestimmungen“ (Welzer 2019: 55). In getrennt voneinander stattfindenden monodisziplinären Diskursen werden sich solche positiven Bilder weder entwerfen noch kommunizieren lassen. Jede Form der Krise wird in „sauber getrennte Fächer“ (Klein 2019: 68) sortiert. Aktuelle Krisen überlappen sich und sind unauflösbar miteinander verknüpft (ebd.). Lösungen, die eine ganzheitliche Transformation anstoßen möchten, müssen dies anerkennen und genau dort ansetzen: nicht in Silos, sondern in Verbindungslinien denken und transformative Allianzen eingehen. Eine dieser Verbindungslinien ist die Zeit, die in einer ressourcenendlichen Welt eine wertvolle Ressource ist, die von Macht- und Herrschafts- sowie Ungleichheitsverhältnissen nie unberührt ist, sofern die zukünftige Gestaltung kapitalistischen Strukturen überlassen wird.

Literatur

- Adam, Barbara (2002): The Gendered Time Politics of Globalization. Of Shadowlands and Elusive Justice. In: *Feminist Review* 70, 1, S. 3-29.
- Arruzza, Cinzia/Bhattacharya, Tithi/Fraser, Nancy (2019): *Feminism for the 99%*. London: Verso.
- Bauhardt, Christine (2012): Feministische Ökonomie, Ökofeminismus und Queer Ecologies. feministisch-materialistische Perspektiven auf gesellschaftliche Naturverhältnisse. In: *gender politik online* 04/2012, S. 1-21.
- Biesecker, Adelheid (1995): Vom (Eigen-) Wert der Zeit – Normative Grundfragen der Zeitökonomik bezüglich einer Neubewertung der Zeit. In: Biervert, Bernd

- (Hrsg.): Zeit in der Ökonomik: Perspektiven für die Theoriebildung. Frankfurt a.M.: Campus, S. 190-203.
- Brand, Ulrich (2012): Green Economy – the Next Oxymoron? No Lessons Learned from Failures of Implementing Sustainable Development. In: GAIA 21, 1, S. 28-32.
- Bruff, Ian/Ebenau, Matthias/Wöhl, Stefanie (2014): The State and Gender Relations in International Political Economy. A State-Theoretical Approach to Varieties of Capitalism in Crisis. In: Capital & Class 38, 1, S. 87-99.
- Fraser, Nancy (1994): After the family wage. Gender Equity and the Welfare State. In: Political theory 22, 4, S. 591-618.
- Fraser, Nancy (2009): Feminismus, Kapitalismus und die List der Geschichte. In: Blätter für deutsche und internationale Politik 54, 8, S. 43-57.
- Gottschlich, Daniela (2012): Nachhaltiges Wirtschaften: Zum Verhältnis von Care und Green Economy. Hintergrundpapier im Rahmen des Projektes „G3 Green Economy GenderGerecht“. Berlin: LIFE e.V.
- Haug, Frigga (2011): Vier-in-einem Perspektive als Leitfaden für Politik. In: Das Argument 291, S. 241-250.
- Hofmeister, Sabine/Mölders, Tanja/Deiningner, Michaela/Kapitza, Katharina (2019): Für welche ‚Natur/en‘ sorgen wir? Kritisch feministische Perspektive auf aktuelle Care-Debatten im sozial-ökologischen Kontext. In: Gender. Zeitschrift für Geschlecht, Kultur und Gesellschaft 11, 1, S. 125-139.
- Jochimsen, Maren A./Knobloch, Ulrike/Seidl, Irmi (1994): Vorsorgendes Wirtschaften. Konturenskizze zu Inhalt und Methode einer ökologisch und sozial verträglichen Ökonomie. In: Politische Ökologie Sonderheft 6, S. 6-11.
- Jochimsen, Maren A./Knobloch, Ulrike (1997): Making the Hidden Visible. The Importance of Caring Activities and their Principles for any Economy. In: Ecological Economics 20, 2, S. 107-112.
- Klein, Naomi (2019): Nutzen wir unsere letzte Chance. In: Blätter für deutsche und internationale Politik 64, 4, S. 65-71.
- Meier-Gräwe, Uta/Ohrem, Sandra/Häußler, Angela (2013): Von der Nationalökonomie zur Care-Ökonomie. Geschlechtergerechte Arbeitsteilung und ihre Bedeutung für nachhaltige Wirtschaftskonzepte. In: Jahrbuch für Christliche Sozialwissenschaften 54, S. 227-248.
- Mellor, Mary (1997): Women, Nature, and the Social Construction of ‘Economic Man’. In: Ecological Economics 20, 2, S. 129-140.
- Mellor, Mary (2005): Ecofeminist Political Economy: Integrating Feminist Economics and Ecological Economics. In: Feminist Economics 11, 3, S. 120-126.
- Mellor, Mary (2013): The Unsustainability of Economic Man. In: Ökologisches Wirtschaften 28, 4, S. 30-33.
- Mies, Maria/Shiva, Vandana/Salleh, Ariel (Hrsg.) (2014): Ecofeminism. London: Zed Books.
- Morse, Stephen/McNamara, Nora (2013): Sustainable Livelihood Approach. A Critique of Theory and Practice. Dordrecht: Springer Science + Business Media.
- Perkins, Patricia E. (2007): Feminist Ecological Economics and Sustainability. In: Journal of Bioeconomics 9, 3, S. 227-244.
- Rinderspacher, Jürgen P. (1996): Mehr Zeit für eine bessere Umwelt? Das Dilemma des umweltbewussten Zeitnutzers. In: Rinderspacher, Jürgen P. (Hrsg.): Zeit für

die Umwelt. Handlungskonzepte für eine ökologische Zeitverwendung. Berlin: Sigma, S. 9-15.

Welzer, Harald (2019): Mehr Zukunft wagen. Zeit für Wirklichkeit – aber eine andere. In: Blätter für deutsche und internationale Politik 64, 4, S. 53-64.

Geschlecht in der experimentellen Verhaltensökonomie

Bernd Josef Leisen

Die Forschung zu Geschlechterungleichheiten gehört längst zum Standardrepertoire der Wirtschaftswissenschaften. Zwischen ihren Teildisziplinen unterscheidet sich jedoch der methodische und theoretische Zugang. Ziel dieses Beitrags ist es, die Rolle der Kategorie Geschlecht innerhalb der experimentellen Forschung der Verhaltensökonomie systematisch zu erfassen und anhand ausgewählter Studien zu illustrieren, um abschließend ihren Beitrag zur Geschlechterforschung kritisch zu reflektieren.

Ziel verhaltensökonomischer Forschung ist es, das reale (Entscheidungs-) Verhalten von Individuen und Gruppen abzubilden und darüber hinaus aufzuzeigen, inwiefern diese von ihren Entscheidungen profitieren. Es wird davon ausgegangen, dass sich Menschen abweichend vom Standardmodell des stets rationalen, ausschließlich eigennutzenorientierten, durch Emotionen kognitiv unbeeinflussten und an die Zukunft denkenden *Homo oeconomicus* auch „vorhersehbar irrational“ (Ariely 2008) verhalten können. Die Verhaltensökonomie versteht sich daher auch als Komplementär zur klassischen Ökonomie und versucht deren Verhaltensvorhersagen durch die Einbindung psychologischer Erkenntnisse und Theorien zu präzisieren (Beck 2014). Die Annahme eines nicht zwingend „perfekten“ Entscheidungsverhaltens impliziert auch, dass Anreize entwickelt und getestet werden können, die Individuen dabei helfen können, bessere Entscheidungen zu treffen.

Den methodischen Zugang für die Abbildung des menschlichen Entscheidungsverhaltens und der Evaluation möglicher wohlfahrtssteigernder Maßnahmen und Bedingungen bilden zumeist kontrollierte Experimente. Diese zielen auf die Beobachtung des echten (Entscheidungs-)Verhaltens von Individuen oder Gruppen, das mit direkten (monetären) Konsequenzen einhergeht. Dabei werden zumeist eine oder mehrere verhaltensrelevante Variable/n exogen durch die Forschenden manipuliert und so mehrere Bedingungen bzw. Behandlungsgruppen geschaffen, denen die beobachteten Individuen mittels Randomisierungsverfahren zufällig zugeteilt werden. Somit werden andere, verhaltensrelevante Störvariablen gleichmäßig über Untersuchungs-

gruppen verteilt und der Nachweis kausaler Zusammenhänge/Gruppenunterschiede möglich (Harrison/List 2004).

Die Studienergebnisse verhaltensökonomischer Experimente zu Geschlechterungleichheiten können grob unter drei übergeordnete Erkenntnisbereiche zusammengefasst werden (siehe Tabelle 1).

Tabelle 1: Systematisierung der Ergebnisse von Studien der experimentellen Verhaltensökonomie mit Bezug zur Geschlechterforschung

Erkenntnisbereich	Beispiele
Unterschiede zwischen zwei oder mehreren Geschlechtern im Entscheidungsverhalten bzw. der Präferenzen (für einen Überblick siehe Croson/Gneezy 2009)	Zumeist Laborexperimente zu Geschlechterunterschieden in Risikoaversion, Wettbewerbsneigung, Altruismus, Fairnesspräferenzen etc., aber auch Feldexperimente zum Verhandlungsverhalten, Bewerbungsverhalten, Leistungsverhalten etc.
Nachfrageseitige Erklärung von Geschlechterungleichheiten und Einfluss von Geschlechterinformationen auf das Entscheidungsverhalten Dritter (für einen Überblick siehe Betrand/Duflou, 2017)	Primär Feldexperimente zu geschlechterbezogener Diskriminierung auf Arbeits-, Wohnungs-, Informations-, Produkt- und Dienstleistungsmärkten
Geschlechterinteraktions-/ Geschlechterkompositionseffekte (siehe zum Beispiel Apestegua et al. 2012)	Unterschiede hinsichtlich Performanz, Entscheidungsverhalten, Verhandlungsergebnissen und Peer-Effekten in unterschiedlichen Geschlechterkonstellationen innerhalb von Gruppen

Quelle: eigene Darstellung

Der erste Erkenntnisbereich umfasst jene experimentellen Studien, die versuchen, Unterschiede und Gemeinsamkeiten in Präferenzen (zum Beispiel Wettbewerbsneigung) oder wirtschaftlichem Handeln (zum Beispiel Bewerbungsverhalten) zwischen unterschiedlichen Geschlechtern (zum Beispiel weiblich, männlich, divers) unter systematisch variierten Umweltbedingungen (zum Beispiel Fixlohn vs. leistungsbezogener Lohn) zu erfassen. Als Beispiel kann das natürliche Feldexperiment von Flory, Leibrandt und List (2010) genannt werden. Über 9.000 Jobsuchende, die Interesse an ausgeschriebenem echten Job bekundeten, wurde zufällig eine von sechs Vergütungsvarianten mitgeteilt und anschließend ihr Bewerbungsverhalten beobachtet. Im Ergebnis haben sich weibliche Jobinteressentinnen im Vergleich zu männlichen Interessenten deutlich seltener auf Stellen mit leistungsabhängiger, konkurrierender Vergütung beworben als auf Stellen mit leistungsunabhängiger fixer Vergütung.

Studien des zweiten Erkenntnisbereichs untersuchen das Verhalten Dritter als Ursache für mögliche Geschlechterungleichheiten. So muss bspw. der hohe Anteil weiblicher Arbeitskräfte im Arbeitsmarkt für Kinderbetreuung nicht alleine auf geschlechtertypische Muster in Berufspräferenzen und Bewerbungsverhalten zurückzuführen sein, sondern könnte auch durch eine nachteilige Behandlung von Jobinteressierten mit zugeschriebenem männli-

chem Geschlecht miterklärt werden. Die zwei Feldexperimente von Leisen, Mertins und Walter (unveröffentlicht) zielten auf die möglichst exakte, verhaltensbasierte Abbildung eben jener Ungleichbehandlung weiblicher und männlicher Jobinteressent*innen im Bewerbungsprozess und untersuchte darüber hinaus, ob und in welchem Maße Geschlechterunterschiede durch das Signalisieren unterschiedlicher Betreuungsfähigkeiten bzw. Vorerfahrungen verringert werden können. Mit Hilfe eines Korrespondenzansatzes wurde auf regulierten (Kindertagesstätten) und nicht regulierten (zum Beispiel privates Babysitten, Nachmittagsbetreuung) Kinderbetreuungsmärkten mit Emailanfragen Stellenanzeigen kontaktiert. Dabei wurden systematisch das Geschlecht über den Namen der jobinteressierten Person und die Informationen zu ihren beruflichen Vorerfahrungen bzw. Fähigkeiten variiert, um anschließend kausale Unterschiede im Antwortverhalten (zum Beispiel Antwortraten) von Eltern und Arbeitgeber*innen auf die unterschiedlichen Jobanfragen zu messen. Es zeigte sich ein deutlich positiveres Antwortverhalten von Eltern gegenüber weiblichen Jobinteressentinnen und, dass männliche Interessenten ihre Chancen auch nicht signifikant durch die Angabe berufsbezogener Eignungssignale (Erzieherausbildung, Empfehlungen anderer Eltern, selbst Vater) verbessern konnten. Konträrer hierzu konnte keine ungleiche Behandlung der Geschlechtergruppen durch Kinderbetreuungseinrichtungen festgestellt werden.

Unter dem dritten Erkenntnisbereich können jedwede experimentellen Studien subsummiert werden, die der Frage nach geschlechterspezifischen Verhaltensunterschieden in ein- oder gemischtgeschlechtlichen Settings nachgehen. Die Geschlechterkonstellation wird dabei durch die Forschenden variiert. In diesem Sinne verglichen Apesteguia, Azmat und Iriberry (2010) das Entscheidungsverhalten und den Erfolg von Arbeitsgruppen mit unterschiedlicher Geschlechterkomposition in einem weltweiten Feldexperiment mit Studierenden. Die Studierenden wurden zufällig in Drei-Personen-Teams mit unterschiedlicher Geschlechterkomposition eingeteilt und trafen in einem Business Game zahlreiche betriebliche Entscheidungen. Reine Frauenteam agierten mit weniger aggressiveren Preisstrategien und geringeren Investitionen als Teams mit mindestens einem männlichen Mitglied. Bei Masterstudierenden waren Teams mit einem weiblichen und zwei männlichen Mitgliedern am erfolgreichsten.

In Übereinstimmung mit dem Mainstream der *Gender Economics* (Yollu-Tok/Rodríguez Garzón 2018) dominiert über alle drei Erkenntnisbereiche ein binäres Geschlechterverständnis, das in ein männliches und weibliches Geschlecht unterteilt. In Abgrenzung zu holistischen Ansätzen erfolgt stets eine Isolation und Analyse einzelner Erklärungsfaktoren. Im Fokus stehen dabei eine positivistische Abbildung der Realität und deren Beeinflussung durch Interventionen bzw. Veränderung der Rahmenbedingungen. Auch wenn die verhaltensökonomische Forschung der Frage nach „nature“ oder „nurture“

von Geschlechterunterschieden zumeist indifferent gegenübersteht, wird die vorwiegend genutzte dichotome Unterteilung der Kategorie Geschlecht kritisch diskutiert. Die Hervorhebung solcher Differenzen birgt stets das Risiko einer Reproduktion der Zweigeschlechtlichkeit und mit ihr verbundenen geschlechterbezogenen Zuschreibungen (Yollu-Tok/Rodríguez Garzón 2018). Die Verhaltensökonomie leistet jedoch mit ihrem Instrumentarium kontrollierter Experimente einen wertvollen Beitrag zur Geschlechterforschung. Dieses Instrumentarium ermöglicht eine äußerst exakte und unverzerrte Bestimmung des vorherrschenden Ausmaßes von Geschlechterungleichheiten und der treibenden Einflussgrößen und zwar in realen menschlichen Entscheidungssituationen mit echten Konsequenzen. Diese greifbaren Ergebnisse können daher auch helfen, Individuen nicht intendierte oder vielleicht unbewusste Verhaltensweisen, die Geschlechterungleichheit begünstigen, salient zu machen sowie passgenaue Anreize und Hilfestellungen für die Realisierung gewünschter Verhaltensänderungen zu entwickeln und experimentell zu evaluieren. Somit scheint es auch möglich, mit einem Feldexperiment abzubilden, unter welchen Bedingungen Individuen vermehrt ein Geschlechterverständnis mit mehr als zwei Ausprägungen akzeptieren und adaptieren.

Literatur

- Apestequia, Jose/Azmat, Ghazala/Iriberry, Nagore (2012): The Impact of Gender Composition on Team Performance and Decision Making: Evidence from the Field. In: *Management Science* 58, 1, S. 78-93.
- Ariely, Dan (2008): *Predictably Irrational: The hidden forces that shape our decisions*. New York: Harper Collins.
- Beck, Hanno (2014): *Behavioral Economics*. Wiesbaden: Springer Gabler.
- Bertrand, Marianne/Duflo, Esther (2017): Field Experiments on Discrimination. In: Banerjee, Abhuit Vinayak/Duflo, Esther (Hrsg.): *Handbook of Economic Field Experiments, Volume (1)*. Amsterdam: North-Holland, S. 309-393.
- Crosan, Rachel/Gneezy, Uri (2009): Gender Differences in Preferences. In: *Journal of Economic Literature* 47, 2, S. 448-474.
- Flory, Jeffrey A./Leibbrandt, Andreas/List, John A. (2010): Do Competitive Work Places Deter Female Workers? A Large-Scale Natural Field Experiment on Gender Differences in Job-Entry Decisions, NBER Working Paper Series. Cambridge MA: National Bureau of Economic Research.
- Harrison, Glenn W./List, John A. (2004): Field Experiments. In: *Journal of Economic Literature* 42, 4, S. 1009-1055.
- Leisen, Bernd Josef/Mertins, Vanessa/Walter, Christian (2020): Better a Woman than a Skilled Man? Two Field Experiments on Gender Based Discrimination in the Childcare Market. Ms. (unveröff.).

Yollu-Tok, Aysel/Rodríguez Garzón, Fabiola (2018): Feministische Ökonomik als Gegenprogramm zur Standardökonomik. In: List Forum für Wirtschafts- und Finanzpolitik 44, 4, S. 725-762.

Peasant Women's Roles in Agroecology Facing Neo-Extractivism in Latin America

Ana Alvarenga de Castro

This article addresses the first results of my Ph.D research project on women practicing small-scale farming and their potential to re-create mechanisms that safeguard peasant agriculture impacted by mining megaprojects in Latin America, that is, whether and how such Latin American peasant women present an alternative to global food systems and thereby search for their own autonomy. The analysis is driven by a case study in Brazil seen through two feminist lenses, with the aim of critically addressing the contradictory official statements regarding an ongoing *feminisation* of food production and hunger. One is the decolonial feminism articulated by Latin American scholars, specially Ochy Curiel Pichardo and María Lugones, who take a radical look at intersectionality by addressing gender, race, class and sexuality under the regional perspective, and how those structures affect gendered identities, especially the „Latin American peasant woman“. The other is the material feminism, which looks at the society organized by capitalist forces reproducing gendered and international divisions of labor.

Primary data reporting on the impacts of one mining mega-project – the Minas-Rio system – on peasant agriculture in the Southeast Brazil showed, under these combined perspectives, how Neo-Extractivism in Latin America reproduces the capitalist-patriarchy by changing work relations within affected communities. The first results of a field observation and participatory reflexive field methodology refer to the demystification of generalizing „women's roles“ and of the idea that access to wage work and to resources alone would be the adequate solution to gendered inequalities in agriculture. Decolonial feminism makes possible to highlight how racialisation embeds social-environmental conflicts, bringing to surface contrasting cultural standpoints on land and body, and unequal power relations involved in the mining conflict situation. Within an action research approach, peasant women's reflections on the researcher's questions and interpretations were core to understand their potential responses to the neo-extractive approach. The production of situated knowledge resulted in the idea that agroecological food production exist and resist in Latin America by reinventing less binary work relations in dynamic circular agroecosystems.

1 Situated Knowledge: the Minas-Rio conflict

The Minas-Rio system in the Southeast Brazil is the largest Latin American iron ore-port project, producing 26 million raw iron ore tons per year. Minas-Rio has modified in ten years more than 30 thousand hectares mainly by eviction of peasant families and causing damage to agroecosystems. The port complex (in Açú region, State of Rio de Janeiro) plus the open-pit plant (in Espinhaço Mountains, State of Minas Gerais) affect around 5000 peasants and fishers in the State of Rio de Janeiro, and 1500 peasants in the State of Minas Gerais (Costa et al. 2013)¹. These people provide important items (pineapple, banana, sweet potato, manioc, sugar cane, tomato, coconut, melon, guava, vegetables, orange, okra, gherkin, manioc flour, cheese, fish, etc.) to nearby cities, as well as many other products for the communities' own consumption. Studies and public information indicate that peasant women's contribution in this context is expressive, both for traditional farming practices and for the political construction against highly extractive activities. In this article, the „Latin American peasant woman's identity” will be situated in this very specific conflict context provoked by an extractive open-capital transnational (mainly British and South African) corporation establishing its mining megaproject on a peasant territory. Thus, from the very situated point of departure, this text discusses some perceptions of peasant women in the two most affected spots (the open-pit plant operation region, in Minas-Gerais State, and the port operation complex, in Rio de Janeiro State) about changes in social-ecological relations within the given peasant communities after the mining megaproject establishment. It points out the contrasting social-ecological approaches in the given conflict situation – neo-extractive and peasant – looking at some intersectional power relations that might influence communal answers over the conflict by the views of peasant women under interviews and focal group discussions. From a decolonial standpoint, the author – a Latin American white lesbian feminist scholar – departs from data on „feminisation”² of agriculture and food insecurity announced by international agencies which indicate global and gendered inequalities within agroecosystems. Then she associates gendered and international divisions of labor in the

- 1 O Projeto Minas-Rio e seus Impactos Socioambientais: olhares desde a perspectiva dos atingidos (“The Minas-Rio Project and its Social-environmental Impacts: looks from the affected people's perspective”, in free translation), a collaborative research built after two meetings of communities, scientific groups, social movements and activists, among them Geographers Association (AGB) – Section Rio de Janeiro/Niterói, the Environmental Thematic Studies Group (GESTA – UFMG), ASPRIM, CPT, MST, PoEMAS-UFJF, NERU-UFF, UERJ, IFF; s. Costa and colleagues (2013).
- 2 Feminisation is in italics here because the critical feminist conceptualization in the article refutes the word „feminine” directly associated to biological sex divisions, as usual in the international agencies' reports.

situated reality to critically discuss possible „roles” associated to peasant *women* in food production. And to consider women exactly as those subjects inserted in the given historical and geopolitical context.

It concretely makes use of the notion brought about by Donna Haraway (1988) that objectivity in science is the opposite of transcendence. „Feminists don’t need a doctrine of objectivity that promises transcendence, a story that loses track of its mediations just where someone might be held responsible for something, and unlimited instrumental power” (Haraway 1988: 579). That is the reason why this PhD research invites participants, reviewers and readers to dive into a decolonial feminist look at gendered relations in local food systems under a mining conflict in historically contextualized peasant territories. It is to answer some posed questions that only make sense in this research experience.

Furthermore, Judith Butler and Elizabeth Weed picture the idea that the categories of gender and woman/man cannot transcend the time and special context:

„To understand gender, we cannot pose the question of its ontology. It is not possible to know what gender „is” apart from the way that it is produced and mobilized; further, it is not possible to know whether gender is a useful category of analysis unless we can first understand the purposes for which it is deployed, the broader politics it supports and helps to produce, and geopolitical repercussions of its circulations. To say that gender does not have a single meaning or, even, that there is no such thing as „women”, is simply to say that we make a mistake if we expect that gender, or the categories of women and men, are either culturally established in fixed form or timeless kinds of beings.” (Butler/Weed 2011: 3)

2 Contextualizing the feminisation of hunger and agriculture

The current *feminisation* of agriculture, poverty and hunger arises from a contradictory problematic in contemporary global food and economic systems released by the UN Food and Agriculture Organization (FAO 2017) and the World Bank (2017). Nonetheless, what does this *feminisation*, associated with one of the planet’s most undervalued activities and two of its most negative social conditions, attest to? And what is this tendency speaking of? UN and World Bank documents evoke the word *feminisation* directly associated to places that women occupy in food systems, what could be critically contested by the crystalized notion of *feminine*. But this article will attain to the problematic data itself:

- women perform 66% of the world’s work, produce 50% of the food but earn 10% of the income and own 1% of the properties (UNICEF 2011);

- „compelling evidence emerges that in several countries around the globe agriculture is feminising, either because men move out of agriculture or because women engage in different types of agricultural employment” (Slavchevska et al. 2016: 6);
- „there are 821 million (10,9%) undernourished people in the world, most of them women in rural areas of the global South” (FAO 2017: 2);
- severe food insecurity is higher in 2017 than it was in 2014 in every region except Northern America and Europe, with notable increases in Africa and Latin America (FAO 2017).

The picture given by official statistics and statements can be interpreted in different ways. The two sentences extracted from the last Food and Agriculture Organization’s report on *food security in the world* is the starting point for this research work. The contradictory idea that since 2014 the population most affected by hunger is exactly the one who is increasingly in charge of food production³, while in the industrialized parts of the globe food insecurity is indeed decreasing, is a global dilemma to understand by different and complementing feminist standpoints. A sign that the analysis from the FAO and the World Bank follows one single idea of gendered inequalities in food production is that they discuss the problematic regarding only the share of men and women in agricultural employment and profitability:

„The scarce reporting of sex-disaggregated statistics on types of jobs, activities, and decision-making in agriculture limits the understanding of how rural transformation impacts women’s and men’s roles and agency in the sector. (...) If incomes from agriculture continue to lag behind those in other sectors, and if women are more likely to perform low-skilled and less formal agricultural jobs, then women’s higher concentration in agriculture is a source of concern for efforts to promote gender equality and alleviate poverty. If women’s increased predominance in agriculture is a response to lucrative income-generating opportunities, such as participation in global agri-food systems through contract farming and other channels, that participation may confer significant gains in terms of rural poverty reduction and female empowerment.” (Slavchevska et al. 2016: 17f.)

The statement speaks about improvements of women in agency directly related to access to wage work or profits within global value chains, ignoring the peasant farming dynamics which should be under other criteria of analysis. Besides, it seems not to consider own-consumption food production or domestic and care works as part of agriculture activity. They put reproductive work as a limitation.

„Additional factors that may help to explain the increase in women’s roles in agriculture at times when men are able to diversify out of agriculture include mobility constraints related to social norms and women’s traditional responsibilities in the reproductive sector, as well as women’s lower levels of education (including literacy).” (Slavchevska et al. 2016: 24)

3 According to data from the World Bank (2017), the share of labor force in agriculture in richer countries, such as England, Germany, France, Spain, Finland, Japan and the United States is less than 5%.

Beyond analysing such general statistics and categorizations, this PhD research proposes to investigate the inequalities pointed out by these numbers through a case study that represents a recent social-ecological shift in a peasant territory. This way, it envisions to look into those generalizing data from a specific location in the Global South.

The first important fact for thinking beyond the general numbers on gender is that they vary geographically, manifesting not only that women's livelihoods seem to be undermined by gendered and international relations, but that this occurs within a variety of power structures related to ethnic, cultural, gendered and class aspects. This is part of a political-economic logic in which the so-called *Global South* territories (peripheral economies) keep fulfilling the role of raw material providers for transnational corporations mostly held by central economies (*Global North*).

In what follows, I depart from the idea that the analysis of global hunger and agriculture should be inherent to a look at the hegemonic curse of capitalist-patriarchy expansion to peripheral territories, and its pressures onto other social-ecological logics such as the peasant agriculture. The idea of „hunger and poverty eradication” (UN 2015) launched by development agencies does not efficiently challenge capitalist-patriarchy in its neo-extractive approaches towards the Global South. On the other hand, peasant agriculture points to alternative criteria of food production, social-ecological relations and gendered roles in agriculture through the consideration of care or reproductive work.

Peasant circular agroecosystems in several Latin American spots resist and face large mining companies proceeding with land and commons grabbing – mainly soil, water, minerals and labor (and in particular reproductive work mainly made by women). The linear unilateral dynamic performed by large mining transnational corporations is in line with some development aid discourses: it generates positive foreign currency and jobs with economic growth and finally benefits all in distributing income through social programs. Agribusiness corporations use the same discourse, with the additional promise of increasing productivity and eradicating hunger with technologically-enhanced foods. This neo-extractive approach assumes a linear economic system dependent on intensive capital, energy and technology inputs which low-income producers cannot apply to generate growing profits (Petersen et al. 2017). It is also based on the patriarchal-capitalist ideal of productive work apart from reproductive work.

Thus, within the Feminist Political Ecology framework and through a reflexive qualitative methodology, this research proceeds a *de-essentialisation* of the *feminine* and of *women's roles* in agriculture by focusing on the responses from peasant women under the impacts of Neo-Extractivism⁴ in

4 Neo-Extractivism is a category of analysis of the current commodities boom in Latin America, especially mining and agricultural products exported in large scales and object of inten-

Latin America on local food systems. Through the perspective of a Brazilian active researcher, the discussion about work in food production based on the point of view of peasant women directly impacted by a linear unilateral resource extractive megaproject made possible to deconstruct some idealising notions of „women’s roles” in peasant (or circular) agroecosystems.

3 Circular peasant agriculture versus the hegemonic linear unilateral logic in Latin America

The linear model has been stimulated by a rapid growth of capital and resource intensive activities in Latin American territories where traditional (peasant and indigenous) farming takes place, the agriculture that has been embraced in the Agroecology framework. Agroecology is a paradigmatic shift in the agronomic knowledge, basing the agricultural activity in sustainable land management, agrobiodiversity preservation, respect to cultural diversity, local commerce and social justice (Altieri et al. 2012). Agroecology is an academic standpoint with reference in the peasant agriculture’s principles, considering that the dominant agribusiness parameters define the majority of the agronomic knowledge produced and are politically in opposition to peasant agriculture. Thus, instead of productivity based on profits’ maximization, market entrepreneurship, competitiveness, intensive meccanization, monoculture, technology diffusion and large-scale production – what is considered the linear tendency in this research –, the agroecological pillars of analysis are: local innovation, ecological rationality, economic efficiency based on reducing costs, cooperation, solidarity, mutual trust, artisanal production, cultural and biological diversity and care (Petersen et al. 2017).

Some scholars point to a *re-concentration* and *foreignisation* of land and capital promoted by the linear logic, which through the transfer of wealth oversees would be responsible for deepening social and regional inequalities (Malerba 2018; Porto-Gonçalves et al. 2018; Revista IHU 2011), aggravated by the current decade’s rush for land announced by the World Bank in 2010 (De Castro et al. 2017).

This process may also generate other harmful effects, such as producing a precarious labor force and provoking the rise of agrarian conflicts, including a growing number of murders in Latin America’s countryside. It happens in a context of peasant agriculture in Latin America and the Caribbean being a widespread activity accounting 120 million people (Korol 2016; FAO 2017) with a diversified cultural spectrum. In many cases, those communities are

sive foreign investments, which is considered a new colonial approach consolidating Latin America as an exporter of primary products (Svampa 2012a, 2012b; Gudynas 2012).

unwilling to forego their practices on land and their communities due to strong cultural and social bonds. On the other hand, commodities players see these populations as a cheap labor force or simply resistance to their aims. Thus, in addition to undermining peasant livelihoods, the neo-extractivist project also affects these identities symbolically through hegemonic cultural imposition, especially through the binary and hierarchical notion of work (productive versus reproductive, being the first more important and worth paying for).

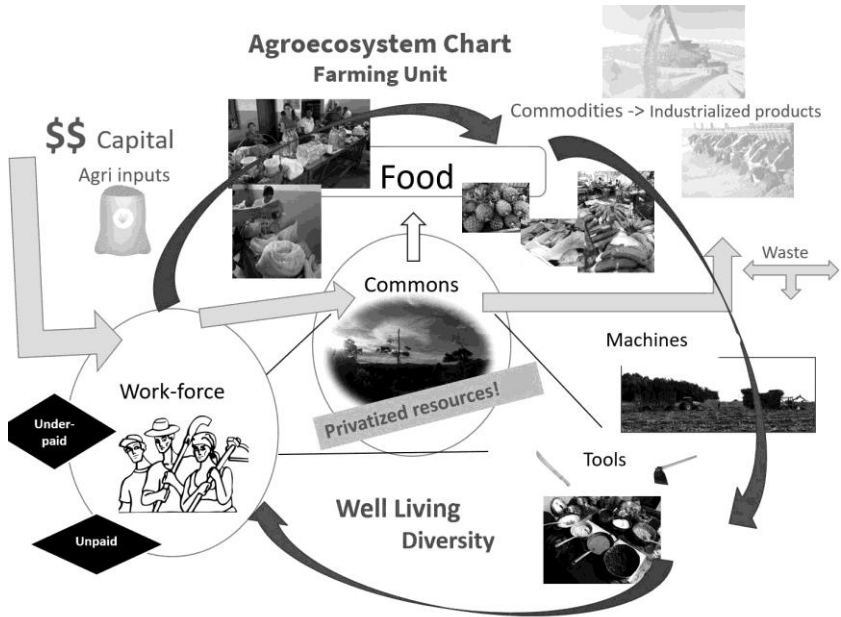
The various pressures exerted on alternatives to the capitalist industrial food system is a reality in Latin America, and we are talking about surviving and vivid communal existences, not neo-rural life experiences. Statistics indicate that a linear metabolic system gains space while food systems endowed with social-ecological circular metabolism seem to lose land area (Petersen et al. 2017). See the Brazilian land structure increasingly becoming monocultural:

„Preliminary results from the 2017 IBGE Agricultural Census, released in July 2018, show that additional 16,5 million hectares are being cultivated compared to 2006 and that this whole additional area is properties with more than three thousand hectares (IBGE 2018). In the Brazilian land structure, these properties are the major producers of monocultures (soybean, corn, sugarcane, cattle, pine and eucalyptus), agricultural commodities.” (free translation from De Castro/Alves 2019: 2).

In those impacted circular systems, a complex range of factors drives ecological-economic efficiency, which is based on farmers' lesser dependence on large corporate inputs. This PhD research discusses the place of reproductive work, done mainly by women, in these circular food systems under pressure by the linear dynamic.

As represented in figure 1, circular and linear metabolic tendencies can both be present in a given food system, from agribusiness to indigenous types. This chart represents the material difference between each agroecosystem tendency, not meaning that every eco-social unit would contain only one or the other. The level at which and through which practices and work divisions each system follows the two tendencies is what can characterize them as peasant or neo-extractive. In addition, both tendencies require social reproduction, including paid or unpaid reproductive work with gendered divisions which also follow certain tendencies.

Figure 1: Scheme of the Agroecosystem Ecological-Economic Analysis – linear and circular metabolic tendencies.



Source: Author's own illustration.

According to Marina Fischer-Kowalski and colleagues (2010), fossil fuels break the relation between intensification and increasing working time. That would be the core difference between industrial and peasant agriculture. In addition, what the chart shows is that the linear unilateral tendency represents not only industrial agriculture but any commodity project, including mining for exportation, by the same logic of intensively extracting natural resources under small costs – many times only buying land and paying low taxes to the State for water and subsoil exploitation rights – plus exploiting cheap work-force.

Socioeconomic material and energy flows are the total amount of matter and energy within a specific period of time moving and transforming inside a given space. This amount is required to maintain and reproduce the socioeconomic system organized through social processes and limited to the territory this system is entitled to exploit (Fischer-Kowalski et al. 2010). It is composed by the raw material extracted from the environment and other material and equipment, the energy source used and the workforce applied. The neo-extractive linear dynamic is based on the reduction of operation costs, espe-

cially from raw material and labor, leaving behind several social-environmental liabilities that do not affect their business. Regardless the fact that these megaprojects do not depend on labor for production efficiency, they need to maintain a certain amount of low-paid workforce and unpaid care work that are indispensable for their reproduction. This research piece analyses this labor conflict between circular and linear tendencies.

First, we need to emphasize that small-scale farming does not mean automatically an activity endowed only with the peasant circular dynamic. It can contain different levels and ways of connection with commodifying projects, through part-time labor contracts or production contracts. At the local level, experts have been using „social nucleus of agroecosystem management” analysis as a partially autonomous decision-making space over land and natural resources (Petersen et al. 2017: 69). In this look at the Brazilian reality, Petersen and colleagues (2017) observes that external approaches, such as public policies, affect the way these social nuclei manage their land, mainly supporting their insertion into agricultural markets and providing tools to „help” them become entrepreneurs. The author affirms that the different social nuclei show distinct levels of concession to policy requirements, or distinct levels of resistance to industrial agriculture. In this research, I classify peasant agriculture as the farming units – collective or individual – mainly endowed with circular agroecosystems, meaning labor force at least half time applied in the community’s own-consumption.

The Agroecosystem Ecological-Economic Analysis (Petersen et al. 2017) measures agricultural efficiency by the agroecological pillars criterion, which are mainly qualitative. In this logic of observation, the researcher looks at agrobiodiversity, quality and artisanal food production and preparation, seeds’ reproduction, organic conservation of soil, ecological management of water and collective social-economic relations as positive assets in one agroecosystem, contextualizing it within local cultural values. Through this lens, all kinds of work involved in the availability of food – from earth to the table – have to be considered and are part of the metabolic costs of the food system. This way, we notice that distinct historical-cultural backgrounds, geographical contexts and conflict situations lead to different gendered labor divisions. In this sense, Feminist Political Ecology reaffirms the importance of local situation analysis, which generates scientific richness both in ecological and food topics.

4 Latin American peasant women: a decolonial approach

Social movements and international agencies have identified peasant women as guardians of unique (or „traditional“) knowledge of indigenous seed reproduction, land conservation and communal and domestic care. Controversy ensues when this idea collides with the data on gender inequalities within food systems, noted earlier. To what extent does this conception of „women’s roles“⁵ appear as cultural resistance to patriarchy reproduced by the capitalist modes of production, and in which ways could it reinforce various patriarchies present in rural territories? This research contributes to the discussion of de-essentialising of women’s roles.

Claudia Korol (2016) reminds us that about 58 million peasants in Latin America are women and that they work up to 12 hours on farming, animal husbandry, food preparation and care of children, adults, elderly and the sick, and so on. Latin American peasant women collectively produce their knowledge and practices amid the dismantling of peasant agriculture. Much research has proved that there is a pattern of peasant women under social-environmental conflicts taking leadership positions or being the main actors in peasant communities’ social reproduction, through the practices of cooperation, reciprocity and care (Svampa 2015). It is a transgression process of extreme headways of patriarchal-capitalist projects onto their *body-land territories*, from which women are the most negatively impacted based on binary biological divisions (Cabnal 2010)⁶. Under such situations, they insist on the how and why of their own social reproduction, as well as recognizing the gendered power relations which affect and are affected by those neo-extractive pressures.

The kind of identity Latin American peasant women in the Minas-Rio case represent in the face of capitalist-patriarchy links to previous and recent highly extractive approaches in the two most affected territories. As Brand, Dietz, and Lang (2016) have highlighted, Neo-Extractivism is part of a „new“ or progressive approach of the extractivism commodities dynamic, which used to be more closely linked to neoliberal governments in Latin America. According to the authors, since 2011, many countries in the region reinforced the development idea, including social progress through economic growth

5 The category “woman” without specification is always in quotes because it is not possible to generalize what woman means; it fits into no single identity and is inserted in specific conditions of power relations depending on geopolitics, race, class, gender and sexuality, all categories imposed by a colonial-capitalist logic (Pichardo 2014).

6 Body-land territory is a concept from Lorena Cabnal (2010), a Communitarian Feminist from Guatemala, defining a place of historical resistance where people manifest creative and transgressive power in the face of sexist-racializing processes. It is a concrete space providing cultural identity based on specific relations between all human and non-human lives.

based on raw material exportation. They fed social programs for reduction of poverty and hunger enjoying the boom of commodities' prices from 2000 (Brand et al. 2016).

„In some countries of the region such as Bolivia and Venezuela, the high share of raw material revenues in the state budget indicates the consolidation of this development model. Other examples include Chile, where the share of raw material-based revenues in the state budget rose from 28% to 34% between 1990 and 2008; Colombia saw a rise from 8% to 18%; and Mexico from 30% to 37%.“ (Burchardt/Dietz 2014, quoted in: Brand et al. 2016: 131)

Brazil, in turn, showed an increase from 41,1% to 60,9% in the primary sector's contribution to the exportation rate from 1990 to 2009 (CEPAL 2010). One research work from the Land Pastoral Commission – *Comissão Pastoral da Terra (CPT)* – identified a rise in conflicts for water in Brazil from 2011 to 2016 (from 69 incidents to 172), most of them involving mining megaprojects in the Southeast region, where the Minas-Rio established.⁷ Within this context, local structures move in the direction of establishing mining as economic and politically central, erasing other economic dynamics. The construction and operation of destructive infrastructure and projects usually take place on land considered unproductive. Commonly, those lands are exactly the ones occupied by peasant communities with unstable land title and low economic and political power, where expropriation costs are lower. They also usually have specific historical backgrounds already embedded in marginalisation of communities' ancestors, resulting in unfair land regimes and lack of resources. Those peasant communities then develop self-sustaining land practices adapted to local social-environmental conditions and endowed with particular, localized cultural heritage.

In these realities, „women“ certainly embody an identity connected with patriarchal colonialist processes – present and past – bringing to the surface the „commodification of body and land“ (Federici 2004) which influences how these bodies are looked at and how they act or react⁸. The women's places in circular agroecosystems in conflict with mining bring up a potential opportunity to critically look at „women's roles“ in food systems. From the standpoint of agroecology, the case of women's practices in farming units inside communities facing one mining megaproject in Brazil sparks discussion over how far feminist perspectives can deconstruct the combination of over-

7 This information was obtained from the Dossier „Ameaças e Violações ao direito humano à água em Conceição do Mato Dentro e Alvorada de Minas, Minas Gerais (2017)“, articulated by local social movements, organizations and universities (see Vieira et al. 2017).

8 „Commodification of land and body“ is a phrase used by Feminist Political Ecology and Critical Agrarian Studies to problematize the massive exploitation of a cheap (or unpaid or enslaved) workforce and natural resources combined with land privatization, highlighting the gendered and racial aspects of domination and subjugation linked to capital accumulation.

exploitation and appropriation of nature with the subjugation of reproductive work performed primarily by „peripheralized women”.

5 Peasant women and the pressures of social reproduction under the Minas-Rio conflict

The subject of the case study, the Minas-Rio port-mining complex, takes part in this rush for commodities, having its first projects back in 2006. Since this year, then, social relations in the two spots – the Northwest of Rio de Janeiro State where the port for iron ore exportation would be licensed, and the Espinhaço Mountains in Minas Gerais State where the open pit plant would take place – started to change. As usual in these kinds of megaprojects, negotiations between private and public powers were nearly completed when communities that would be affected by the projects got to know about it. Several violations of basic legal requirements for licensing the two bounded projects were identified, heavily impacting almost 30 communities or 6.500 people up to the present day, especially by depletion of water but also by many other social-ecological problems.⁹

After six months of field observation from December 2018 to May 2019, it was evident that the mining activity performed by Anglo American Company damages agroecosystems that are endowed with circular patterns of food production, which is characteristic of peasant agriculture. The directly affected communities are mostly dependent on food locally produced, for local consumption and local commerce. It means that peasant communities in the Minas Gerais and the Rio de Janeiro spots hold important traditional farming practices and food items for the local provision, and all were deeply affected by water and soil depletion, displacement of people, rapid increase of the non-peasant population and vehicles, raise of violence, especially against women, and excessive control of the territory by state and private security agents.

Even though there are distinct historical land and social structures in the two spots, they experience some similar pressures from the Minas-Rio system due to the same corporative culture from the involved companies. The licensing processes were strategically made apart from locals but used the same approach to the peasant territories – compensating some and threatening others (Costa 2018). Entire communities were displaced, with people

9 More information on legal violations at the Dossier „Ameaças e Violações ao direito humano à água em Conceição do Mato Dentro e Alvorada de Minas, Minas Gerais (2017)”, articulated by local social movements, organizations and universities (see Vieira et al. 2017).

moving to different places, and other communities had some of their members evicted (De Castro Pereira et al. 2013), and agroecosystems observed during field work are small-scale farming units producing around a hundred and fifty different food items in communities with different levels of social cohesion.

In terms of food sovereignty, previous studies showed crucial changes in the dynamics of local systems, what women's narratives collected during field work confirm. They highlight the most traditional items in local diet and production (cheese, manioc flour, corn meal, manioc powder, *cachaça* and *rapadura* unrefined sugar). All of these were formerly handcrafted or locally consumed inside the communities, with surplus sold outside at fairs or markets in nearby cities. All had a considerable drop-off in production after the Minas-Rio project was established (Cáritas Brasileira 2017).

Interviewees report less land available for pasture, corn, sugarcane and manioc crops because of the mining company purchasing land from medium and large-scale landowners (who previously leased land to small-scale farmers but nowadays prefer to negotiate with the mining company). Subjects interviewed also report a shortage of water and the destruction of artisanal collective tools, while the mining works are supported by government. From the start, my fieldwork faced a core situation which drove the selection of peasant women: gendered division of labor was centrally determined by biological sex, which means mainly that people able to give birth were taking domestic work and caring for people and animals and plants around the house within all the visited communities. The link to children also seemed to drive land divisions into heteronormative families. Most of the women were married to men. A few older women who had no longer husbands or had children with different men lived alone, dealing solely with their own food production.

Another evident difference was in agency between women in Minas Gerais and Rio de Janeiro spots. In the first spot, women were more aware of political decisions, or were even the ones in the family who took leadership position. In Rio de Janeiro, married women more naturally prepared for the interview together with the family's men, who would answer some questions even when the questions were directed to women. Peasant women in the port area seemed to be less confident in their knowledge of land and of the conflicted situation. This interpretation is still in analysis covering the connection with social and land structures existent before the Minas-Rio establishment. In addition, covering the fact that most of the families in Rio de Janeiro spot have land titles, which configured their space as private property, and all of them were in a male parent's name. The interviews demonstrated that once they get married, women usually move to the husband's land. In its turn, in Minas Gerais spot, most of those interviewed had no title to the land, even though there is a physical division in heteronormative families.

Through the interviews and focus group discussions, the peasant women's reflections on the given conflict situation give us important clues to the contrasting modes of production and gendered roles in the context of social reproduction, bringing to surface specific realities on local food systems in Latin America.

Commons and labor grabbing in the two spots follow the same colonial logic based on monocultures and subsoil over-use by landlords (or companies) and the exploitation of peasants' work. So, while the Northwest of Rio de Janeiro has a history of sugarcane monocultures based on African and indigenous slavery, the Espinhaco region in Minas Gerais has a history of gold mining and extensive cattle husbandry, also based on slavery or labor exploitation. The current distinct land structures point to different settlements by peasants after those economic periods. Families in Minas Gerais inherit land from former (and often still current) large-holders or the Catholic Church, without a proper title, what is typical from former slavery relations. On the other hand, in Rio de Janeiro families own small properties with titles, probably associated with white settlements. Historical power relations, private property and the distinct cultural contexts have differently shaped gendered roles in each spot.

The field research showed how communities can be associated with poverty from an external point of view for the simple reason that they are underemployed or do not own modern tools and machines for agriculture. The richness of their artisanal practices and their knowledge, or economic autonomy, are erased by a hegemonically constructed *common sense of good life*.

Some example interviewees' remarks offer an idea of what this means. About reproductive work, one said, „It is when we select corn seeds after harvesting so that we can seed corn again.” The farmer talks about taking a small part of her corn production to turn it into seeds for the next period. She considered this reproductive work because it makes it possible to maintain the farming system. It shows how seeds are a core subject for peasants' autonomy. If they reproduce their own crops, they do not depend on the seed market, and so they reduce both their financial and ecological costs and their dependency on markets, and guaranteeing themselves more adapted seeds.

This logic is totally opposed to neoliberal approaches and that is why free trade players and transnational corporations try to get rid of those life ways, since they are not inserted in the employment and consumer markets. From a decolonial feminist point of view, companies and local oligarchies culturally and economically impose capitalist patriarchy superiority, subjugating peasants to the *primitive and undeveloped* places, especially regarding *family* and *property* notions, establishing a gendered division of labor (Korol 2016; Svampa 2015). The case study makes evident how the neoliberal privatization of land inflicts starkly different visions of the community and of livelihood. The fact that in Minas Gerais (the open-pit plant) most of the peasants

live and produce in non-legally entitled lands seems to influence the idea of land outcome expressed by the peasant women in the interviews. They speak about land as the community space and not solely the nuclear family farming unit.¹⁰ Besides, most women in that spot speak about land and the community with more agency and are less subservient to men. On the other hand, in Rio de Janeiro (the port operation), where most of the interviewed lived and produced in legally entitled areas based on family divisions, most women seemed to be more subordinated to men – who are the official land owners – in their narratives, with the exception of some unmarried women.

The traditional food items have an important role in the autonomy of families and depend on relevant management by peasant women. The women hold deep knowledge of the artisanal processing of food and practice it in farming these crops and tending animals, just as peasant men do. The research shows that, in the observed context, peasant women hold determinate roles within peasant agricultural reproduction and so they are central to communities' food sovereignty, especially in their control of food preparation. These roles are connected to a previous gendered division of labor and to a notion of gender associated to sex, intimately inherited from distinct colonial cycles. I suggest that those notions are associated with the idea of heteronormative family combined with private property, what is being further analyzed in my PhD research. The results of interviews and reflexive focus group discussions show that families in the circular dynamic maintained a certain partnership between the sexes in the production, even if women were the mainly responsible for domestic work. It means that women work much more than men because they are responsible for care, cleaning, and cooking. I would suggest that their reproductive work is appropriated by men within peasant communities. Besides, in farming women work no less than men, even if there are tasks divided by gender. The first result of the research is that after mining, social-ecological impacts of the artisanal food processing and farming itself became unfeasible or undervalued in the region in favor of jobs in mining or in the city, reducing autonomy for peasant families and especially for peasant women, partly because most of those employed are men. Communities' sustenance symbolically relies even more on men's work and income, becoming much more enclosed to individual families – since money is meant to be managed within them – and women's contribution to this sustenance is made invisible. On the other hand, materially, families' sustenance is still – or even more so – dependent on women's reproductive work.

The initial conclusion of this ongoing research is that the *feminisation* of agriculture and hunger reported by international agencies does not properly perceive the capitalist mode of production as not only opposed to peasant agriculture but as a threat to it. Furthermore, it does not put this contradiction in

10 Even though they are also organized into family units, they very frequently visit each other and cook for each other.

terms of a capitalist patriarchy redesigned through neocolonial approaches that perceive only one notion of work and of land, reinforcing international and gendered divisions of labor and thus producing more poverty. This way, international agencies end up aligning solutions for gender inequalities through simple inclusion in the labor and consumer markets. This happens based on a standardized *feminine* and a view of gender as a binary and racialized notion of biological sex.

References

- Altieri, Miguel A./Funes-Monzote, Fernando R./Petersen, Paulo (2012): Agroecologically Efficient Agricultural Systems for Smallholder Farmers: contributions to food sovereignty. In: *Agronomy for Sustainable Development* 32, 1, S. 1-13.
- Brand, Ulrich/Dietz, Kristina/Lang, Miriam (2016): Neo-Extractivism in Latin America: one side of a new phase of global capitalist dynamics. In: *Ciencia Política* 11, 21, S. 125-159.
- Butler, Judith/Weed, Elizabeth. (Eds.). (2011): *The Question of Gender: Joan W. Scott's Critical Feminism, Volume (4)*. Indianapolis: Indiana University Press.
- Cabnal, Lorena (2010): *Feminismos diversos: el feminismo comunitario. Mujeres indígenas feministas de Aby Yala*. Madrid: Acsur-Las Segovias.
- Cáritas Brasileira (2017): *Levantamento das potencialidades da agricultura familiar e agroecológica das comunidades rurais atingidas pela mineração nos municípios de Conceição do Mato Dentro, Alvorada de Minas e Dom Joaquim*. Programa de apoio à agricultura familiar e agroecológica nos municípios de Conceição do Mato Dentro, Alvorada de Minas e Dom Joaquim. Cáritas Brasileira – Regional Minas Gerais. Núcleo Travessia, PPG DTecS, Universidade Federal de Itajubá. Itajubá.
- CEPAL (2010): *Anuario estadístico de América Latino y el Caribe*. Santiago de Chile: CEPAL.
- Costa, Ana/Milanez, Bruno/Barcelos, Eduardo/Alentejano, Paulo Raposo/Pessanha, Roberto Moraes et al. (2013): *O Projeto Minas-Rio e seus Impactos Socioambientais: olhares desde a perspectiva dos atingidos. Relatório Preliminar*. https://iss.uu.com/ibase/docs/liv_ibase_minerio_final4. [Access: 14.04.2020].
- Costa, Ana Maria Almeida da (2018): *O processo de expropriação das terras do Acu e a trajetória de lutas dos camponeses impactados pelo projeto Minas-Rio*. Theses. Universidade do Estado do Rio de Janeiro.
- De Castro, Ana Alvarenga/R. Alves, Camila Nobrega (2019): *Monokultur – Macht – Medien: Die Agenda 2030 in Brasilien. Ein kritischer Blick auf die Verbindung der Land- und Medienwirtschaft*. Factsheet Allerwelthaus. https://www.lateinamerika-koeln.de/images/stories/Publikationen/factsheet_brasilien_webfinal_13mb.pdf. [Access: 14.08.2019].
- De Castro, Luís Felipe Perdigão/Hershaw, Eva/Sauer, Sérgio (2017): *Estrangeirização e internacionalização de terras no Brasil: oportunidades para quem?* In: *Estudos internacionais: revista de relações internacionais da PUC Minas* 5, 2, S. 74-102.

- De Castro Pereira, Denise/Becker, Luzia Costa/Wildhagen, Raquel Oliveira (2013): Comunidades atingidas por mineração e violação dos direitos humanos: cenários em Conceição do Mato Dentro. In: *Revista Ética e Filosofia Política* 1, 16, S. 124-150.
- FAO (2017): *The State of Food and Agriculture. Leveraging Food Systems for Inclusive Rural Transformation*. Rome: FAO.
- Federici, Silvia (2004): *Caliban and the Witch*. New York: Autonomedia.
- Fischer-Kowalski, Marina/Singh, Simron J./Ringhofer, Lisa/Grünbühel, Clemens M./Lauk, Christian/Remesch, Alexander (2010): Sociometabolic regimes in indigenous communities and the crucial role of working time: A comparison of case studies. *Social Ecology Working Paper 121*. Klagenfurt: Klagenfurt University.
- Gudynas, Eduardo (2012): Der neue progressive Extraktivismus in Südamerika. In: *Forschungs- und Dokumentationszentrum Chile-Lateinamerika/Rosa-Luxemburg-Stiftung (Hrsg.): Der Neue Extraktivismus. Eine Debatte über die Grenzen des Rohstoffmodells in Lateinamerika*. Berlin: FDCL-Verlag, S. 46-65.
- Haraway, Donna (1988): Situated knowledges: The science question in feminism and the privilege of partial perspective. In: *Feminist Studies* 14, 3, S. 575-599.
- Korol, Claudia (2016): Somos tierra, semilla, rebeldía: mujeres, tierra y territorio en América Latina. *Coedición de GRAIN, Acción por la Biodiversidad y América Libre con el apoyo de la Fundación Intermon-Oxfam*.
- Lugones, María (2014): Rumo a um feminismo descolonial. In: *Revista Estudos Feministas* 22, 3, S. 935-952.
- Malerba, Juliana (2018): Reconcentração fundiária será o maior legado da contrarreforma agrária do governo Temer. <https://fase.org.br/pt/informe-se/artigos/reconcentrao-fundiaria-sera-o-maior-legado-da-contrarreforma-agraria-do-governo-temer/>. [Access: 11.11.2019].
- Petersen, Paulo/da Silveira, Luciano Marçal/Fernandes, Gabriel Bianconi/de Almeida, Silvio Gomes (2017): *Método de análise econômico-ecológica de agroecossistemas*. Rio de Janeiro: AS-PTA.
- Pichardo, Ochy Curiel (2014): Construyendo metodologías feministas desde el feminismo decolonial. *Otras formas de (re) conocer*: 45.
- Porto-Gonçalves, Carlos Walter/Cuin, Danilo Pereira/Ladeira, Julia Nascimento/Silva, Marlon Nunes/da Rocha Leão, Pedro Catanzaro (2018): A ruptura política e a questão agrária no Brasil (2015-2017): da política da terra arrasada à luta pela dignidade. In: *Revista Okara: geografia em debate* 12, 2, S. 708-730.
- Revista IHU (2011): Do latifúndio ao agronegócio. A concentração de terras no Brasil. *Entrevista especial com Inácio Werner*. <http://www.ihu.unisinos.br/entrevistas/45914-do-latifundio-ao-agronegocio-a-concentracao-de-terras-no-brasil-entrevista-especial-com-inacio-werner>. [Access: 10.12.2019].
- Slavchevska, Vanya/Kaaria, Susan/Taivalmaa, Sanna-Liisa (2016): *Feminization of Agriculture in the Context of Rural Transformations: What is the Evidence?* Washington DC: World Bank.
- Svampa, Maristella (2012a): Bergbau und Neo-Extraktivismus in Lateinamerika. In: *Forschungs- und Dokumentationszentrum Chile-Lateinamerika/Rosa-Luxemburg-Stiftung (Hrsg.): Der Neue Extraktivismus. Eine Debatte über die Grenzen des Rohstoffmodells in Lateinamerika*. Berlin: FDCL-Verlag, S. 14-21.
- Svampa, Maristella (2012b): Consenso de los commodities, giro ecoterritorial y pensamiento crítico en América Latina. In: *osal* 13, 32, S. 15-38.

- Svampa, Maristella (2015): Feminismos del Sur y ecofeminismo. In: Revista Nueva Sociedad 256, S. 127-131.
- UN (2015): About the Sustainable Development Goals. <https://www.un.org/sustainabledevelopment/sustainable-development-goals/>. [Access: 10.12.2019].
- UNICEF (2011): International Women's Day: The way forward – True gender equality. <http://www.unicef.org.tr/basinmerkezidetay.aspx?id=2180&dil=en&d=1>. [Access: 10.12.2019].
- Vieira, Larissa et al. (2017): Ameaças e Violações ao direito humano à água em Conceição do Mato Dentro e Alvorada de Minas, Minas Gerais. https://issuu.com/coletivomargaridaalves/docs/dossi_viola_o_direito_a_gua. [Access: 03.04.2020].
- World Bank (2017): Employment in Agriculture. <https://ourworldindata.org/employment-in-agriculture>. [Access: 07.11.2019].

Herausforderungen interdisziplinärer Geschlechterforschung

Geschlechterforschung in Wechselwirkung mit gesellschaftlichen Prozessen: Reflexion und Weiterentwicklung von Theorien, Methoden und Diskursen

Anna Orlikowski

Ein breites Spektrum der Thematisierung sowie den aktuellen Stand der Geschlechterforschung im deutschsprachigen Raum wie auch mit Verweis auf internationale Entwicklungen zeigt das aktuelle *Handbuch Interdisziplinäre Geschlechterforschung* (herausgegeben von Kortendiek, Riegraf und Sabisch 2019), das mit insgesamt 156 Beiträgen auf ca. 1560 Seiten ein inzwischen breites und heterogenes Forschungsfeld dokumentiert. Die Herausgeberinnen verweisen darauf, dass es „letztlich [nur] einen Ausschnitt des ausdifferenzierten Wissenschaftsfeldes“ (Kortendiek et al. 2019: V) zeigt. Bei der Geschlechterforschung handelt es sich also um kein abgeschlossenes Denksystem, vielmehr finden sich in und zwischen den diversen Disziplinen neue Anknüpfungspunkte im Hinblick auf die zentrale

„Frage nach der Bedeutung von Geschlecht in gesellschaftlichen, ökonomischen, politischen und sozialen, kulturellen sowie epistemischen Kontexten“ (ebd.).

Wie bereits die Genealogie der Geschlechterforschung, als gewachsen aus verschiedenen disziplinären Zugängen, beinhaltet das inter- bzw. transdisziplinäre Vorgehen eine kritische Überprüfung des (disziplinär) vorausgesetzten Thematisierungsrahmens, wodurch Erkenntnisse, Interpretationen und Modifikationen im Sinne des „Kontingenzbewusstseins“ (Hark 2014) neu in den Blick gelangten. So lässt sich am Beispiel der aktuellen Forschungen zeigen, wie Wissen, Praxis und Diskurse sich gegenseitig bedingen, überschneiden und beeinflussen.

Im ersten Teil des Beitrags geht es um die Genealogie der Geschlechterforschung im Hinblick auf eine kritische Infragestellung der eigenen Fundierung im Feminismus sowie der Institutionalisierung als Genderforschung. Der zweite Abschnitt thematisiert den Zusammenhang zwischen epistemischem Wandel und sozialen Transformationsprozessen. Abschließend wird die Frage nach der Positionierung sowie Zukunft von Gender Studies als Querschnittsdisziplin mit Blick auf gegenwärtige Diskurse, Wissen und Praxis diskutiert.

1 Geschlechterwissen in Wechselwirkung oder Genealogie der Geschlechterforschung

Die noch recht junge Disziplin der Geschlechterforschung entwickelte sich aus der in feministischer Frauenbewegung etablierten Frauenforschung heraus und erfuhr im Zuge des Gender Turns in den 1990er Jahren einen „begriffliche[n] Wechsel von Feminismus zu *Gender*“ (Hark 2014: 53). Dieser hängt nicht zuletzt mit den Entwicklungen und Revisionen der akademischen Frauen- und Geschlechterforschung zusammen, die im Verlauf der Institutionalisierungsprozesse die wissenschaftliche Fokussierung auf Geschlechterverhältnisse samt den veränderten Deutungsmustern unter dem Etikett der Gender Studies fortführt. Im Hinblick auf diese Wende bzw. begriffliche Abwendung vom Feminismus kann man kritisch fragen, wie es Hark bereits formuliert hat: ob der Feminismus gar die weitere akademische Professionalisierung der Gender Studies behindert? (Hark 2014: 54).

Hierin spiegelt sich die Kontroverse um ‚Frauen‘ als Subjekt/e des Feminismus, die mit dem Problem der Kategorien ‚Frau‘ und ‚Gender‘ sowie dem Differenzansatz mit seiner Tendenz zur Dichotomisierung der Geschlechter zusammenhängt (Butler 1991: 15ff.). Denn gerade der in feministischer Forschung beabsichtigte Fokus auf die weiblichen Lebenswirklichkeiten als soziale und politische Situation von Frauen sollte dem Androzentrismus der tradierten Wissenschaften entgegenstehen. Damit wurden die vermeintliche Objektivität und Neutralität des Geistes bzw. Wissens entlarvt zugunsten einer relationalen Erkenntnis, die das Subjekt in seiner sozialen, historischen und vergeschlechtlichten Situiertheit berücksichtigt. Mit dem Begriff „situated knowledge“ (Haraway 1995; Harding 1991) wurde das Problem der erkenntnistheoretischen Fundierung von wissenschaftlichem Wissen herausgestellt. Die feministische Wissenschaftskritik bemängelt seit den 1980er Jahren am etablierten Wissenschaftssystem das Außerachtlassen der subjektrelativen Bedingungen von Erkenntnis sowie der darin impliziten Macht- und Herrschaftsverhältnisse (vgl. Hark 2007: 9; Singer 2010: 292f.). Mit der Perspektivierung von Geschlechterverhältnissen fällt überdies die Überschneidung der Dimension *Geschlecht* als soziale Konstruktion und „Geschlecht als Bezugspunkt gesellschaftlicher Strukturierung“ zusammen (Becker-Schmidt 2013: 19).¹ Beide Unterscheidungsebenen zu berücksichtigen, zielt auf die Enthüllung der Konstruktionsmechanismen und Überwindung der asymmetrischen Machtverhältnisse sowie gesellschaftlicher Strukturen, worin diese Geschlechter- und Machtungleichheiten reproduziert werden. Vergeschlechtlichte Identitäten sowie Geschlechterregime werden sowohl in subjekt-

1 Becker-Schmidt kritisiert allerdings, dass die beiden Betrachtungsweisen innerhalb der Frauen- und Geschlechterforschung oft nicht zusammengedacht wurden und zu rivalisierenden Ansätzen geführt haben (2013: 19).

zentrierten Interaktionen als auch im Kontext gesellschaftlicher Strukturen konstituiert; sie bedingen sich gegenseitig und reproduzieren so *Geschlechterdifferenzierung* als Relevanzstruktur (vgl. Becker-Schmidt 2013: 39). Darin „kommt sozialer Zwang in Normalitätsunterstellungen zum Vorschein“ (ebd.), der ein Außerkraftsetzen strukturell bedingter Geschlechterungleichheit verhindert. In der unhinterfragten Akzeptanz der bestehenden Geschlechterverhältnisse werden diese als ‚natürliche Ordnung‘ hingenommen.

Die kritischen Fragen der Geschlechterforschung betreffen also die Wirkmächtigkeit von Ordnungen und Strukturen, die auf der individuellen Ebene eine subjekttheoretische Betrachtung erfordern und auf der Makroebene den gesellschaftstheoretischen Kontext unterstreichen. Aber auch hier führt die Perspektive auf das Subjekt der Erkenntnis zusammen mit dem epistemologischen Status der Kategorie Geschlecht zu den bekannten Kontroversen um die Geschlechteridentität. Seit Butlers poststrukturalistischer Kritik an der *Sex-Gender-Differenzierung* wird die Vorgegebenheit eines natürlichen Geschlechts (*sex*) als vordiskursives Faktum der sexuellen Binarität geleugnet, vielmehr verweist Geschlecht bzw. Geschlechtsidentität immer schon auf (s)eine soziale Konstruiertheit. Butler geht davon aus, dass die sozio-kulturellen ‚*Regulierungsverfahren*‘ zur Herstellung der Geschlechteridentität normsetzend sind, indem sie performativ und diskursiv in Alltagspraxen fundiert und hergestellt werden (Butler 1991: 38, 2017: 21ff., 2002: 315f.).

„Anders gesagt, das ‚biologische Geschlecht‘ ist ein ideales Konstrukt, das mit der Zeit zwangsweise materialisiert wird. Es ist nicht eine schlichte Tatsache oder ein statischer Zustand eines Körpers, sondern ein Prozeß, bei dem regulierende Normen das ‚biologische Geschlecht‘ materialisieren und diese Materialisierung durch eine erzwungene ständige Wiederholung jener Normen erzielen“ (Butler 1997: 21).

Das Sprechen vom natürlichen/biologischen Geschlecht gehört ebenfalls zu dieser Normsetzung, die in ihrer Logik (Intelligibilität) die ‚Identität‘ (*gender*) als „ein normatives Ideal“ – und weniger „als ein deskriptives Merkmal der Erfahrung“ – festschreibt (Butler 1991: 38). Diese Perspektive verweist auf *Gender*, wie es im Diskurs konstruiert wird. Dabei besteht die Schwierigkeit darin, jene implizite Logik bzw. Sprache in ihrer Funktion als identitätsstiftend und rollenzuweisend zu entlarven. Denn die Sprache

„strukturiert die Welt, indem sie die Bedeutungsvielfalt unterdrückt [...] und stattdessen eindeutige, *diskrete* Bedeutungen einsetzt“ (Butler 1991: 123; Hervorhebung A.O.).

Butler verweist auch auf die Beziehung zwischen Wissen und (Weisungs-)Macht, die im Sinne normativer Gewalt auf das Subjekt einwirkt (vgl. Butler 1991: 20f.; Dhawan 2014: 15; Villa 2012: 38f.). Solche Normierungsmechanismen setzten eine ‚Subjektivation‘ in Gang, der *man* sich nicht entziehen kann, da nur im Rahmen normativer Identitäten soziale Anerkennung zustanden wird.

Eine kritische Analyse derjenigen Verflechtung zwischen Identitätsbildung, Anerkennung, Institutionen und (Macht-)Strukturen steht also im Fokus der Geschlechterforschung, die damit den Verlust des Politischen durch den epistemologischen Anti-Essentialismus nicht befürchten muss:

„Politische Auseinandersetzung besteht darin, hegemoniale Normen zu überschreiten und zu überarbeiten; sie beruht auf Verhandlungen über Normativität.“ (Dhawan 2014: 15).

Selbstkritische Reflexion bezüglich der impliziten Geschlechterdichotomie als normative Differenz im Hinblick auf Ungleichheiten und Attribuierungen kennzeichnet auch die feministische Debatte, die eben aufgrund des eigenen politisch-emanzipatorischen Anspruchs ihren Kurs überschreitet. Hark spricht in diesem Zusammenhang von ‚Kontingenzbewusstsein‘:

„Zweifellos hat gerade das feministische Wissensprojekt genau dieses Kontingenzbewusstsein, die Fähigkeit zur Reflexion, Differenzierung und gegebenenfalls auch Revision der eigenen Axiome, zur Infragestellung der eigenen Fundierungen immer wieder bewiesen“ (Hark 2014: 56).

Es muss auch verdeutlicht werden, dass es sich durchaus um vielstimmige Debatte(n) handelt, worin heterogene Perspektiven sowie einige Kontroversen ihre Berechtigung haben bzw. gerade diese haben zu den genannten Revisionen innerhalb des feministischen (Forschungs-)Feldes geführt. Die Impulse postkolonialer und queerer Kritik machten die Notwendigkeit einer Standpunktreflexion deutlich und verweisen auf die Relationalität des Erkenntnisgegenstandes ‚Geschlecht‘ sowie auf die Verallgemeinerung von Fraueninteressen und Geschlechterungleichheiten. Ferner wird eine intersektionale Perspektive gefordert, um die Verflechtung weiterer relevanter Differenzkategorien analytisch berücksichtigen zu können (vgl. Dhawan 2014: 18f.; Hark 2007: 12f.). Die Zukunft der Gender Studies bzw. feministischer Theorie bemisst sich weiterhin an ihrem kritischen Potential sowie an ihrer Anschlussfähigkeit, die notwendigerweise über die disziplinären Grenzen hinausweist. Denn der Rekurs und das Zusammenwirken unterschiedlicher disziplinärer Zugänge brauchen einen groben Verständigungsrahmen im Hinblick auf den Untersuchungsgegenstand, die Methoden und Begriffe.² Erst im Austausch wird das Spektrum der Positionierungen und Bedingtheiten sichtbar, worin das Denken der Geschlechterverhältnisse verhandelt, konstituiert

2 Die Problematik der interdisziplinären Forschung kann hier nicht ausreichend berücksichtigt werden. Nach der Differenzierung von Heckhausen (1972, 1987) wird Interdisziplinarität als zusammengesetzte, ergänzende oder vereinende Perspektive betrachtet. Je nach Problem- bzw. Fragestellung im Forschungskontext kann eine zusammengesetzte Interdisziplinarität die einzelnen Disziplinen einbeziehen, ohne dass eine Überschneidung oder Übernahme der methodischen oder theoretischen Konzepte stattfindet; wie zum Beispiel das Phänomen ‚Geschlecht‘ in Soziologie, in Bildung, in Ökonomie aus eigener disziplinärer Sicht betrachtet werden kann. Im Sinne einer ergänzenden Interdisziplinarität geht es dann um die Herstellung von Beziehungen zwischen den unterschiedlichen methodologischen oder theoretischen Konzepten.

und (re)produziert wird. Die relevante Frage bleibt, wie die sich verändernde Thematisierung des Geschlechterdualismus auf die Transformation innerhalb des Forschungsfeldes wie auch im Kontext gesellschaftlicher Diskurse und Wandlungsprozesse auswirkt.

2 Das moderne Geschlechterdispositiv und soziale Transformationsprozesse

Gender als Konstruktion, soziale Kategorie und als subjektive Erfahrungsdimension im Sinne von (Geschlechts-)Identität verweist auf eine Omnirelevanz von Geschlecht, die alle Ebenen des soziokulturellen Zusammenlebens betrifft. Anders ausgedrückt, es gibt keinen Bereich außerhalb von Gender, weil es als eine Struktur- und Differenzkategorie die Wahrnehmung, das Denken und Sprechen (*Diskurs*) mitbestimmt und strukturiert. Mit Foucaults Denkfigur des Dispositivs werden die Verflechtungen und Bedingtheiten der durch Geschlechtlichkeit hervorgebrachten und sedimentierten Relevanzstrukturen verdeutlicht. Dabei sind die Bestimmungen des Begriffs vieldeutig³ und werden von Foucault nachträglich folgendermaßen resümiert:

„Das, was ich mit diesem Begriff zu bestimmen versuche, ist erstens eine entschieden heterogene Gesamtheit, bestehend aus Diskursen, Institutionen, architektonischen Einrichtungen, reglementierenden Entscheidungen, Gesetzen, administrativen Maßnahmen, wissenschaftlichen Aussagen, philosophischen, moralischen und philanthropischen Lehrsätzen, kurz: Gesagtes ebenso wie Ungesagtes, das sind die Elemente des Dispositivs.“ (Foucault 2003: 392)

Das Dispositiv verbindet alle zur Verfügung stehenden Funktionen⁴ zum Beispiel der ‚Geschlechtlichkeit‘ mit den zirkulierenden Bedeutungen und (re-)produziert diese neu. In diesem Verfahren werden eine Normkontinuität sowie Kohärenz als ein gemeinsamer Verständigungsrahmen hergestellt, der durchaus produktiv ist und gleichsam wie ein Spiel Bedeutungsverschiebungen, Positionswechsel und Veränderungen in den Funktionen ermöglicht (vgl. ebd.). Foucaults Denken wurde gerade im Hinblick auf das Konzept des Sexualitätsdispositivs, in Verbindung mit seinen machttheoretischen Analy-

3 Seit den 1970er Jahren taucht bei Foucault das Dispositiv im Zusammenhang mit dem Begriff des Machtdispositivs auf und deutet auf eine Verknüpfung von Diskursen und gesellschaftlichen (Macht-)Praktiken (Foucault 1978, 1987). Zum Begriff des Dispositivs im feministischen Kontext und zum Verfahren der Dispositivanalyse siehe Bührmann/Schneider (2012).

4 „[...] das, was ich im Dispositiv festhalten möchte, [ist] gerade *die Natur der Verbindung*, die zwischen diesen heterogenen Elementen bestehen kann“ (Foucault 2003: 392; Hervorhebung A.O.).

sen, für anschlussfähig im Kontext der Geschlechterforschung erachtet (Bublitz 2017: 195f.; Butler 1991). Bührmann unterstreicht,

„dass in der Perspektive der Dispositivforschung die Geschlechterverhältnisse als Effekte gesellschaftlicher Konstruktions-, De-Konstruktions- und Re-Konstruktionsprozesse begriffen werden können“ (Bührmann 2019: 505).

Dieser methodologische Zugang ermöglicht also, die diskreten Bezugssysteme von Normen, Macht und Subjektkonstitution zu erforschen und lenkt den Blick auf geschlechterbezogene Zusammenhänge. Die darin vorherrschenden Ungleichheiten und Benachteiligungen, wie sie in binären Geschlechterordnungen (re-)produziert werden, wurden von Foucault als Effekte historischer Diskurse und tradierter Praxen herausgestellt. So verstanden sind Geschlechterverhältnisse keine subjektiven Beziehungskonstellationen, sondern folgen dem Zusammenhang zwischen diskursiven und gesellschaftlichen Aushandlungsprozessen, worin die dispositiven Funktionen von Wissensproduktion und Macht produktiv bzw. transformativ verknüpft sind.

Im Kontext gesellschaftlicher Transformationsprozesse werden Dispositive

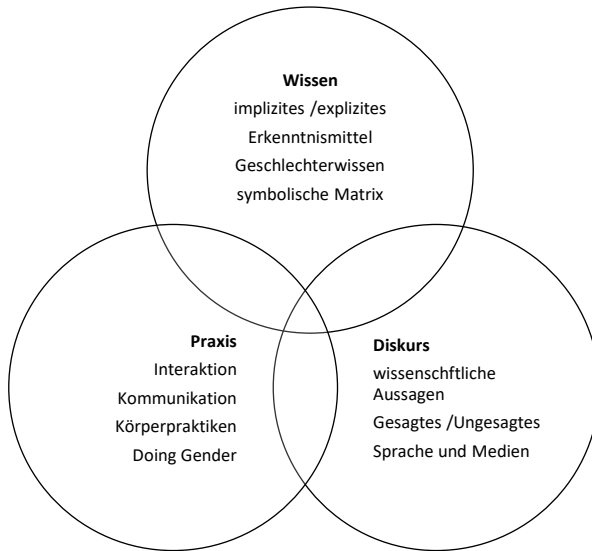
„als Ensemble verstanden, die aus diskursiven und nicht diskursiven Praktiken und damit verbundenen Objektivationen wie Subjektivationen bestehen“ (Bührmann 2019: 500).

Hier kommt es darauf an, das Zusammenwirken von zirkulierendem Wissen, Diskurs(en) und sozialen Praktiken zu unterstreichen. In konzeptioneller Hinsicht geht es darum, die bestehende Relation bzw. Relationalität vom Geschlechterdispositiv, wie es gesellschaftlich konstruiert, gesteuert und transformiert wird, zu analysieren. Mit dem Verweis auf die reflexive Beziehung von Wissen, Praxis und Diskurs(en) wird die Komplexität der Konstruktionsmechanismen deutlich, die eben ohne ein Wissen um diese Mechanismen sowie ohne ein Wissen um die „Technik der Dekonstruktion“ (Connell 2013: 66) nicht transparent werden können. Denn auf der Ebene des impliziten Alltagswissens erscheint die Geschlechterdifferenz als natürlich, beständig und wird nicht hinterfragt. Somit tragen die theoretischen Debatten der Geschlechterforschung dazu bei, dass sich ein kritisches Geschlechterwissen

„über die vermeintlich natürliche und soziale Geschlechterdifferenz sowie die hierarchisierenden Geschlechterklassifikationen in einer Gesellschaft“ (Kahlert 2019: 180)

konstituiert.

Abbildung 1: Zusammenwirken der dispositiven Elemente Wissen, Praxis und Diskurs



Quelle: eigene Darstellung zusammengestellt aus Foucault (2003), Kahlert (2019), Bührmann (2019)

Wissen und Diskurse bedingen sich gegenseitig, sie sind kohärent. In diesem Kontext spricht Foucault von diskursiven Formationen: „und jede diskursive Praxis kann durch ein Wissen bestimmt werden, das sie formiert“ (Foucault 2013 [1973]: 260). In Form von geregelten Aussagepraktiken werden Geschlechterordnungen in Diskursen (re)produziert. Die durch eine diskursive Praxis verstetigte Geschlechterdifferenz fungiert als situierte Wissensordnung, in der die Vorstellung der Zweigeschlechtlichkeit als Ergebnis konkreter historischer Auseinandersetzungen zu allgemeiner Bedeutung und sozialer Bedingung wird. Mittels der theoretischen Blickhilfe, die diskursanalytische und/oder dekonstruktivistische Verfahren bieten, erscheinen diese Bedeutungen und Bedingungen aber nicht als unumstößlich, sondern werden als Effekte der Historisierung und Kontextualisierung von Wissen und Bedeutung herausgestellt. Dennoch sind die diskursiv bedingten Bedeutungen und Wissensbestände wirkmächtig, weil sie die Alltagskultur und die in ihr verkörperte Praxen im Hinblick auf hegemoniales Wissen über Geschlechter, Normen und Ideale strukturieren. Was führt aber dazu, dass diese diskursiven Formationen und gesellschaftliche Redeweisen eine so tiefgreifende Wirksamkeit entfalten können? Was verleiht ihnen eine solche Macht über die Mitglieder der Gesellschaft?

Die bereits herausgestellte Verflechtung von individueller und gesellschaftlicher Dimension (Becker-Schmidt 2013; Fleig 2014; Kahlert 2019) konstituiert Subjekte, die keine souveräne Position innerhalb der Diskurse einnehmen können, vielmehr sind sie der „Macht der Konvention“ unterworfen (Bublitz 2013: 34). Die Unterwerfung an die Konvention der Redeweisen und Praktiken stellt den Prozess der Subjektivation dar, wodurch das Subjekt als solches (als unterworfenen) im Kontext gesellschaftlicher/diskursiver Ordnung in Erscheinung tritt (Butler 2001: 8, 83). Dabei impliziert diese Ordnung die dispositive Anforderung einer (bipolaren) Geschlechterdifferenz; in diesem Sinne verbindet sich das Dispositiv mit der Macht (der Diskurse). Das Foucault'sche Konzept sieht auch eine ‚interdiskursive Funktion‘ als Kombination mehrerer Diskurse⁵ vor (Link 2008: 239). Diese interdiskursive Dimension des Wissens verweist auf die verschiedenen Diskurslinien sowie auf deren Verflechtung untereinander; somit muss man sich die geradsinnige Konvention (der Geschlechterordnung) als einen Effekt vorstellen, der Relevanz durch Schnittmengen erzeugt und ein Feld strukturiert. Butler spricht von einer „Bedeutungs-Ökonomie“ auf der Ebene der symbolischen Ordnung,

„die ihre Macht ausübt, indem sie zwischen dem trennt, was innerhalb der kulturellen Intelligibilität gedacht werden kann oder gerade nicht gedacht werden kann“ (Butler 1991: 122).

Ebenso wie Gesagtes und Ungesagtes, die den Diskurs bestimmen, bedingt eine „Erzählstrategie“ (ebd.) das Machtgefüge der diskursiven Vorgaben.

Die zentrale Annahme einer diskursiv konstruierten Geschlechtlichkeit verweist einerseits auf die abstrakten bzw. symbolischen Bedeutungsdimensionen, andererseits geht es um ein konkretes Beziehungsgefüge, worin auf verschiedenen gesellschaftlichen Ebenen Geschlechterdifferenz interaktiv hergestellt und wirksam wird:

„Wenn wir uns ein System von Geschlechterarrangements anschauen, ob es sich nun um das Geschlechterregime einer Institution oder die *Geschlechterordnung* einer ganzen Gesellschaft handelt, dann betrachten wir im Grunde ein System von *Verhältnissen* – die Art und Weise, wie Menschen, Gruppen und Organisationen miteinander verbunden und untereinander eingeteilt sind.“ (Connell 2013: 106).

Um dieses System von Verhältnissen mit seinen diversen Überschneidungstendenzen analysieren zu können, wird ein entsprechendes Untersuchungskonzept benötigt, mithilfe dessen die jeweiligen Ordnungen sich ausdifferenzieren lassen.

Ein solches analytisches Konzept, das Geschlechterverhältnisse und deren Wirkmächtigkeit auf der Ebene (1) der strukturellen, (2) der symbolischen sowie (3) der individuellen Dimension berücksichtigt, wird von Harding

5 Die diskursiven Elemente des Dispositivs können interdiskursiv und transdiskursiv (d.h. mit nicht-diskursiven Elementen) kombiniert werden.

(1991) vorgeschlagen. Dabei können die drei Dimensionen im Hinblick auf die unterschiedlichen Aspekte und Bedingungen von Geschlechterarrangements zergliedert werden. Das (1) strukturelle Geschlechterverhältnis zeigt sich vor allem in gesellschaftlichen und institutionellen Ordnungen. Die geschlechtliche Arbeitsteilung in ‚männliche‘ Erwerbsarbeit und ‚weibliche‘ Reproduktionsarbeit oder die Differenzierung in typische ‚Frauenberufe‘ und ‚Männerberufe‘ hat strukturelle Ursachen (Pimminger 2012: 90f.). Geschlecht als strukturierendes Merkmal wird in sozialen Praxen konstruiert und in gesellschaftlichen Ordnungen verstetigt. Die so strukturierte Gesellschaft verweist nicht nur auf das binäre Geschlechterverhältnis, vielmehr wird dieses Verhältnis hierarchisiert, wodurch Männlichkeit *symbolisch* einen dominanten Status erhält (ebd.: 102).

Die (2) symbolische Geschlechterordnung äußert sich u.a. in einem latenten Androzentrismus, der im Kontext abendländischer Kultur in Religion(en), (Natur-)Wissenschaften und Öffentlichkeit Männlichkeit als Maßstab setzt; das ‚Weibliche‘ repräsentiert *das Andere* (de Beauvoir 1992) im Kontrast zur Dominanzkultur.⁶ Dieses asymmetrische Verhältnis zeigt sich in vielfältiger Weise auf der Ebene öffentlicher und medialer Repräsentation, wo Inszenierung und Kultivierung von Männlichkeit und Weiblichkeit nach dem Muster des „doing gender“ (West/Zimmerman 1987) unreflektiert stattfindet.

In der Konsequenz betrifft die gesellschaftliche Reproduktion von Gender, als unreflektierte Reproduktion von Zweigeschlechtlichkeit, die (3) individuelle Identitätsdimension, die in sozialen Interaktionen geschlechtlich konnotierte (Selbst-)Identifizierung und Kategorisierung herstellt. Insofern muss man *das vergeschlechtlichte Subjekt als ein Phänomen der Inhärenz betrachten*, worin sich die struktur- und bedeutungsstiftenden Bedingungen erst realisieren. Die eigentliche Herausforderung jeder Genderanalyse besteht also darin, die unterschiedlichen Dimensionen (nämlich die strukturelle, symbolische und individuelle) zu berücksichtigen, um

„die heutige Macht [des Geschlechterregimes] in ihrer Vielschichtigkeit und ihren wechselseitigen Artikulationen zu denken“ (Butler 2017 [1995]: 44).

Ferner handelt es sich um dynamische Prozesse der Ordnungsherstellung, die kontinuierlich an der Verstetigung dieser arbeiten, aber durchaus Veränderungen unterworfen sind. Die Frage zielt also darauf, inwiefern die theoretisch-analytische Perspektive bzw. das kritische Genderwissen zur Umwandlung des Alltagswissens beitragen und somit

6 Wenn man den Originaltitel des Hauptwerks *Le Deuxième Sexe* (1949) von Simone de Beauvoir wörtlich nimmt, dann spricht sie vom zweiten Geschlecht. Auch Bourdieu verweist in seiner Schrift *La domination masculine* (1998) / Dt.: *Die männliche Herrschaft* (2017 [2005]) auf die kulturell verankerte Vorrangstellung des Männlichen, die auf „symbolischer Gewalt“ basiert.

„Chancen für eine Transformation der Geschlechterordnung, -verhältnisse und -beziehungen sowie des gesellschaftlichen Wissens über diese“ (Kahlert 2019: 180)

bieten kann.

Retrospektiv betrachtet veränderte sich die Thematisierung des Geschlechterdualismus bereits im Zuge der emanzipatorischen Bemühungen der zweiten Frauenbewegung ab den 1960er Jahren (Kuster 2019: 7). Das veränderte Wissen um die soziale, kulturelle und politische Dimension von Geschlechtszugehörigkeit bedingt gesellschaftliche Transformationsprozesse, deren Dynamiken und Ursachen⁷ erst nachträglich ersichtlich werden. Mit den gesellschaftlichen Veränderungen in der (Post-)Moderne geht auch eine Modifikation der dispositiven Anforderung einher, die sich an individuelle Subjektivierungsprozesse und Lebensentwürfe richtet:

„Menschen sehen sich damit konfrontiert, zu fragen und zu hinterfragen, wie sie ‚angemessen‘, ‚richtig‘ und ‚passend‘ einerseits, aber auch ‚widerständig‘ andererseits Geschlechtlichkeit leben und erleben (können). Es gilt als ‚dispositive Anforderung‘, das geschlechtliche (Er-)Leben ‚selbstbestimmt‘ zu gestalten.“ (Bühmann 2019: 50).

Indem sich traditionelle Rollenmuster und etablierte Ordnungssysteme im Zuge emanzipatorischer Prozesse wandeln, entstehen Zwischenräume für neue Formen des Zusammenlebens. Geschlechterarrangements sind aber nicht selbstbestimmt, sondern unterliegen ökonomischen, politischen und sozio-kulturellen Einflüssen bzw. Zwängen, worin widersprüchliche Anforderungen zum Vorschein kommen. Gegenwärtig ist

„[d]ie Entwicklung gesellschaftlicher Geschlechterverhältnisse [...] durch unübersehbare Widersprüche zwischen und innerhalb von Diskursebenen“ (Rendtorff et al. 2019: 1)

sowie innerhalb von gesellschaftlichen Veränderungsprozessen gekennzeichnet. In diesem Zusammenhang sprechen Rendtorff, Riegraf und Mahs (2019) von „Un/Gleichzeitigkeit“ bezogen auf zeitliche und transformative Dynamiken. Dabei verlaufen die diversen Entwicklungslinien in ihrer Grundstruktur stets ähnlich; für die gesellschaftlichen Transformationsprozesse lässt sich aber konstatieren, dass sie zu jeweils unterschiedlichen Zeitpunkten verliefen und verlaufen.⁸

Aktuelle Un/Gleichzeitigkeiten betreffen sowohl kritisch-emanzipatorische, queere Tendenzen wie auch Tendenzen der Retraditionalisierung, der

7 Veränderungenprozesse basieren u.a. auf „externen“ Dynamiken und Ursachen wie zum Beispiel neue Technologien, Massenkommunikation, Säkularisierung oder Modernisierung (Connell 2013: 126). Zu Transformationsprozessen bezogen auf Geschlechterverhältnisse in der (europäischen) Moderne siehe auch Walgenbach (2015: 21ff.).

8 Aus der Perspektive der Postcolonial Studies sowie mit Blick auf die Ungleichzeitigkeiten der internationalen Entwicklung werden Asymmetrien sichtbar. Die kritische Perspektive der Gender Studies muss diese berücksichtigen und kann nicht von einem Ideal oder einer Konstante/Kontinuität der ‚positiven‘ Entwicklung ausgehen. Prozesse können auch rückläufig verlaufen, wie das in den Tendenzen zur Retraditionalisierung deutlich wird.

De-Thematisierung oder Prekarisierung von Geschlecht sowie des Anti-Genderismus⁹, die die gegenwärtigen Diskurse bestimmen. Die Herausforderung der Geschlechterforschung im Hinblick auf Wandlung und Umformung von gesellschaftlichen Geschlechterverhältnissen bemisst sich unter anderem am

„Neudenken des Symbolischen unter dem Aspekt der zeitlichen Dynamik des regulierenden Diskurses“ (Butler 2017 [1995]: 48).

Nur mit dem Wissen über die tiefverwurzelten Mechanismen der Herstellung von Geschlechterordnung lassen sich diese neu denken.

3 Die Zukunft der Geschlechterforschung als Querschnittsdisziplin

Wie bereits thematisiert, besteht ein Zusammenhang zwischen einem epistemischen Wandel und sozialen Transformationsprozessen. Diese vollziehen sich innerhalb diskursiver und lebensweltlicher Handlungsräume und finden ihren Ausdruck in gelebten Beziehungsformen, in (medialer) Kommunikation, in Institutionen.

Die Geschlechterforschung als solche stellt ein recht heterogenes wissenschaftliches Feld dar, worin Geschlecht als Gegenstandsbereich sowie als Analyse- und Strukturkategorie in disziplinären sowie trans- und interdisziplinären Perspektiven relevant wird. Das Sprechen von ‚Geschlecht als Querschnittsthema‘ verweist auf ein Phänomen bzw. Grundphänomen, das implizit diverse Forschungsbereiche (und Lebensbereiche) tangiert und erst (methodologisch) mit einer expliziten Genderperspektive als solches hervorgebracht wird. Das Geschlecht fungiert als ein Grundphänomen im ähnlichen Sinne wie der menschliche Körper, da die gesellschaftlichen Prozesse der Verkörperung, Subjektivierung und Vergeschlechtlichung sich darin abzeichnen.¹⁰ In diesem Zusammenhang verweist Villa darauf, dass der Körper (bzw. das Geschlecht) inter- oder gar transdisziplinär ist:

9 Das Thema des Anti-Genderismus im Kontext der Gesellschaft, Politik und Wissenschaft behandeln Hark und Villa (2015) ausführlich.

10 Die wissenschaftliche Aufmerksamkeit für den Körper als Forschungsgegenstand steht im Kontext des *body turns* in Kultur-, Geistes- und Sozialwissenschaften des späten 20. Jh. und erwies sich als anschlussfähig für die Geschlechterforschung, wo der vergeschlechtlichte und diskursive Körper als Ort der (Geschlechts-)Identität sowie als Objekt von Strukturen und Institutionen fungiert. Relevante Ansätze in diesem Feld sind u.a.: Soziologie des Körpers (Gugutzer 2002, 2004; Villa 2011); Körper und Performativität (Butler 1991, 1997); Verkörperung und Habitus-Konzept (Bourdieu 1987); Körper- und Biopolitik (Foucault 1987); Leibphänomenologie/Phänomenologie der Geschlechtlichkeit (Lindemann 2011; Stoller 2010).

„Er ist eine Schnittstelle vielfältiger Diskurse: Biologie, Philosophie, Soziologie, Geschichte und Anthropologie haben jeweils, ‚ihren‘ Körper und jeder hat seine Plausibilität.“ (Villa 2011: 30).

Das heißt, die unterschiedlichen disziplinären Perspektiven samt der jeweiligen erkenntnistheoretischen Verortung haben ihre Berechtigung und ferner bedingen sie sich gegenseitig. Die Überschneidung der vielfältigen Fach-Diskurse stellt einen (diskursiven) Konsens her: So wird zum Beispiel ein medizinisches bzw. biologisches Verständnis von Geschlecht (Bipolarität Mann-Frau) auf alle anderen Diskurse übertragen, worin essentialistische Annahmen bezüglich der Geschlechter historisch begründet und reproduziert werden (vgl. Laqueur 1992).

Geschlecht bzw. Geschlechterverhältnisse als Querschnittsthema zu bearbeiten, beinhaltet hingegen eine kritische Auseinandersetzung mit geschlechtsspezifischen Strukturen, mit deren historischer Kontinuität wie Relativität und mit den vorherrschenden Ungleichheitsverhältnissen:

„Methodologisch gesprochen geht es darum, den Zusammenhang zwischen Positionierung im sozialen Raum, kulturellen Klassifikationen und individuell-habituellen ‚Stellungnahmen‘ zu analysieren. Dazu gilt es erstens, das erkennende Subjekt an einem bestimmten Punkt des Raum-Zeit-Kontinuums zu situieren, zweitens, die soziale Bedingtheit des Denkens zu klären und schließlich drittens, das auch in die Erkenntnismittel eingegangene gesellschaftliche Unbewusste zu analysieren.“ (Hark 2014: 55)

Komplexe Zusammenhänge und Forschungsfragen lassen sich also nicht allein aus *einer* fachlichen Sicht bearbeiten, vielmehr müssen die vielfältigen Schnittmengen zu anderen Disziplinen samt einer Reflexion erkenntnistheoretischer Voraussetzungen einbezogen werden, insbesondere dann, wenn ein Phänomen in so vielen wissenschaftlichen und gesellschaftlichen Feldern relevant ist. Darüber hinaus stellt der Austausch über Methoden, Zugänge, Diskurslinien sowie (fach-)spezifische Fragestellungen einen qualitativen Mehrwert im Hinblick auf gemeinsame Bearbeitung und neue Forschungsperspektiven dar. Inwiefern kann man aber von der *Geschlechterforschung als Querschnittsdisziplin* sprechen?

Im Hinblick auf ihre Etablierung, Weiterentwicklung und Institutionalisierung erhält die Geschlechterforschung den *Status einer eigenständigen Disziplin*; ihre Genese und Verortung finden aber in und zwischen den Disziplinen statt, wie auch die geläufige Charakterisierung als ‚inter- und transdisziplinäre Geschlechterforschung‘ auf eine übergeordnete Genderperspektive in disziplinären Zusammenhängen verweist. Zwischen den disziplinär gefächerten Forschungsgebieten ergeben sich auf thematischen und methodologischen Ebenen zahlreiche Überschneidungen wie auch Unterschiede, die nur im Austausch über einen gemeinsamen Verständigungsrahmen bezogen auf das ‚Genderwissen‘ reflektiert werden können. Mit einem (Selbst-)Verständnis als Querschnittsdisziplin wird die Positionierung der Geschlechterforschung als eigene Disziplin an der Schnittstelle zu anderen Fach- und For-

schungsfeldern bestärkt. Durch ihren theoretischen und methodologischen Blick auf Geschlechterverhältnisse (Expertise) kann sie die transversale Einbindung von Gender als Analysekatgorie – im Sinne einer kritischen Überprüfung der unthematischen Übernahme bzw. Reproduktion von dichotomen Annahmen in forschenden Prozessen – anregen. Es geht also um die Berücksichtigung von

„komplexen analytischen Perspektiven auf Geschlechterverhältnisse [...] vor dem Hintergrund der Dekonstruktion von Geschlecht“ (Kuster 2019: 10).

Dieser Anspruch mündet aber in einem *Hiatus*, wie Kuster treffend anmerkt:

„Es ist freilich ein Hiatus zwischen der avancierten Theorielandschaft der Gender Studies und einer lebensweltlichen Beharrungstendenz der omnipräsenten bipolaren Geschlechtsunterscheidung trotz einer tendenziellen Nivellierung der angestammten Geschlechtsunterschiede zu konstatieren.“ (Kuster 2019: 10).

Darin zeigt sich die eigentliche Herausforderung, zwischen der avancierten Theorie und der lebensweltlichen Praxis zu vermitteln, die als Forschungspraxis, Lebenspraxis wie auch Praktiken der Kommunikation (Sprache, Öffentlichkeit, Diskurs) an der Strukturierung des gesellschaftlichen Wissens mitwirken. Auf einer anderen Ebene verweist der Hiatus auf die *Ungleichzeitigkeiten* (Rendtorff et al. 2019) und *Dis/Kontinuitäten* (Hark 2007) innerhalb der Gender Studies, die im Beitrag kurz angerissen wurden.

4 Fazit

Insgesamt wird die Komplexität des Forschungsfeldes hervorgehoben, das sich aufgrund der vielschichtigen Bezüge (im Sinne der Anschlussfähigkeit) mit anderen gegenwärtigen Meta-Diskursen und Forschungsgebieten, wie zum Beispiel im Kontext der Digitalisierung oder Nachhaltigkeit, verbindet, worin Genderaspekte durchaus relevant sind.

Die Geschlechterforschung reflektiert und kritisiert wissenschaftliche Erklärungsmodelle, die sich auf Objektivität und Evidenz berufen; diese Kritik zielt in erster Linie auf die unreflektierte Übernahme von tradierten Denkstrukturen. Durch selbstkritische Haltung und Praxis trans- bzw. querdisziplinärer Forschung werden neue Schwerpunktsetzungen, Fragen und Methoden (empirische und theoretische Zugänge) erforderlich. Dabei geht es wesentlich um die Anschlussfähigkeit des Forschungsfeldes und dessen Aktualität. Konkret heißt das: In welchem Verhältnis steht die Geschlechterforschung zu den gegenwärtigen Diskursen um gesellschaftlich relevante Themen wie Gleichberechtigung, Anerkennung, Globalisierung und Transformation? Wie lassen sich in diesem Zusammenhang Interdisziplinarität und Interkulturalität zu-

sammen bzw. in ihren Ungleichzeitigkeiten denken? Im Hinblick auf die Situiertheit des Wissens einerseits und auf die globalen Zusammenhänge andererseits: Wie können Interdependenzen von Mikro- und Makroebene in die Forschungsfragen integriert werden? Ferner bedürfen gesellschaftliche Transformationsprozesse einer querdisciplinären Betrachtung, denn sie betreffen verschiedene Ebenen, die Gender als Querschnittsdimension tangiert: die Wandlungen betreffen Bereiche der Politik, Ökonomie sowie Gesellschaft im Hinblick auf das Zusammenleben und Gestalten von privaten und öffentlichen Geschlechterverhältnissen. Dabei erfordern auch Themen wie Globalisierung, Internationalisierung, Migration und sozialer Wandel eine kritische Betrachtung jenseits einer westlichen bzw. eurozentrischen Optik.

Die nachfolgenden Beiträge in diesem Band behandeln exemplarisch und unabhängig voneinander solche Perspektiven, die den westlich geprägten, hegemonialen Diskurs im Hinblick auf die Vorstellungen vom Osten (Geschlechterverhältnisse in Russland), Orient (Ethnosexismus) und Süden (Körperlultur im Tango Argentino) kritisch hinterfragen. Bezogen auf die eigene Positionierung und Situiertheit konstruiert ein unreflektierter Eurozentrismus die Anderen nach dem dichotomen Muster, worin Differenzlinien und Asymmetrien eingezeichnet sind. Aus einer forschenden Sicht muss die Frage, im Rekurs auf Foucault und Butler, immer wieder neu gestellt werden: Warum diese Ordnung und nicht eine andere?

Literatur

- Becker-Schmidt, Regina (2013): Konstruktion und Struktur: Zentrale Kategorien in der Analyse des Zusammenhangs von Geschlecht, Kultur und Gesellschaft. In: Graf, Julia/Ideler, Kristin/Klinger Sabine (Hrsg.): Geschlecht zwischen Struktur und Subjekt. Theorie, Praxis, Perspektiven. Opladen/Berlin: Budrich, S. 19-42.
- Bourdieu, Pierre (1987 [1980]): Sozialer Sinn. Kritik der theoretischen Vernunft. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Bourdieu, Pierre (2017 [2005]): Die männliche Herrschaft. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Bublitz, Hannelore (2013): Judith Butler zur Einführung. Hamburg: Junius Verlag.
- Bublitz, Hannelore (2017): Diskurstheorie. In: Gugutzer, Robert/Klein, Gabriele/Meuser, Michael (Hrsg.): Handbuch Körpersoziologie. Grundbegriffe und theoretische Perspektiven, Band (1). Wiesbaden: Springer VS, S. 189-203.
- Bührmann, Andrea Dorothea/Schneider, Werner (2012): Vom Diskurs zum Dispositiv. Eine Einführung in die Dispositivanalyse. Bielefeld: transcript.
- Bührmann, Andrea Dorothea (2019): Dispositivanalyse: Effekte der Konstruktion, De-Konstruktion, Re-Konstruktion von Geschlechterverhältnissen. In: Kortendiek, Beate/Riegraf, Birgit/Sabisch, Katja (Hrsg.): Handbuch Interdisziplinäre Geschlechterforschung. Wiesbaden: Springer VS, S. 499-508.
- Butler, Judith (1991): Das Unbehagen der Geschlechter. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.

- Butler, Judith (2001): *Psyche der Macht. Das Subjekt der Unterwerfung*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Butler, Judith (2002): *Performative Akte und Geschlechterkonstruktion. Phänomenologie und feministische Theorie*. In: Wirth, Uwe (Hrsg.): *Performanz. Zwischen Sprachphilosophie und Kulturwissenschaften*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 301-320.
- Butler, Judith (2017 [1995]): *Körper von Gewicht. Die diskursiven Grenzen des Geschlechts*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Connell, Raewyn (2013): *Gender*. Wiesbaden: Springer VS.
- de Beauvoir, Simone (1992): *Das andere Geschlecht. Sitte und Sexus der Frau*. Reinbeck: Rowohlt.
- Dhawan, Nikita (2014): *Doing and Undoing Gender: Die Zukunft der Geschlechterforschung*. In: Gmainer-Pranzl, Franz/Schmutzhart, Ingrid/Steinpatz, Anna (Hrsg.): *Verändern Gender Studies die Gesellschaft? Zum transformativen Potential eines interdisziplinären Diskurses*. Frankfurt a.M.: Peter Lang, S. 13-22.
- Fleig, Anne (2014): *Die Zukunft von Gender und das Subjekt des Feminismus: Zur Einführung*. In: Fleig, Anne (Hrsg.): *Die Zukunft von Gender. Begriff und Zeitdiagnose*. Frankfurt a.M.: Campus, S. 7-17.
- Foucault, Michel (1978): *Dispositive der Macht. Über Sexualität, Wissen und Wahrheit*. Berlin: Merve.
- Foucault, Michel (1987): *Der Wille zum Wissen: Sexualität und Wahrheit I*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Foucault, Michel (2003): *Schriften in vier Bänden. Dits et Ecrits. Bd III, 1976-1979*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Foucault, Michel (2013 [1973]): *Archäologie des Wissens*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Gugutzer, Robert (2002): *Leib, Körper und Identität. Eine phänomenologisch-soziologische Untersuchung zur personalen Identität*. Wiesbaden: Springer.
- Gugutzer, Robert (2004): *Soziologie des Körpers*. Bielefeld: transcript.
- Haraway, Donna (1995 [1988]): *Situiertes Wissen. Die Wissenschaftsfrage im Feminismus und das Privileg einer partialen Perspektive*. In: Haraway, Donna (Hrsg.): *Die Neuerfindung der Natur: Primaten, Cyborgs und Frauen*. Frankfurt a.M./New York: Campus, S. 73-97.
- Harding, Sandra (1991): *Feministische Wissenschaftstheorie. Zum Verhältnis von Wissenschaft und sozialem Geschlecht*. Hamburg: Argument.
- Hark, Sabine (2007): *Dis/Kontinuitäten: Feministische Theorie. Einleitung*. In: Hark, Sabine (Hrsg.): *Dis/Kontinuitäten: Feministische Theorie*. Wiesbaden: Springer VS, S. 9-17.
- Hark, Sabine (2014): *Kontingente Fundierungen: Über Feminismus, Gender und die Zukunft der Geschlechterforschung*. In: Fleig, Anne (Hrsg.): *Die Zukunft von Gender. Begriff und Zeitdiagnose*. Frankfurt a.M.: Campus, S. 51-75.
- Hark, Sabine/Villa, Paula-Irene (Hrsg.) (2015): *Anti-Genderismus: Sexualität und Geschlecht als Schauplätze aktueller politischer Auseinandersetzungen*. Bielefeld: transcript.
- Heckhausen, Heinz (1972): *Discipline and Interdisciplinarity*. In: Apostel, Leo/Berger, Guy/Briggs, Asa/Michaud, Guy (Hrsg.): *Interdisciplinarity. Problems of Teaching and Research in Universities. Report of the Centre for Educational Research and Innovation (CERI)*. Paris: OECD, S. 83-89.

- Heckhausen, Heinz (1987): ‚Interdisziplinäre Forschung‘ zwischen Intra-, Multi und Chimären-Disziplinarität. In: Kocka, Jürgen (Hrsg.): Interdisziplinarität. Praxis – Herausforderung – Ideologie. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 129-145.
- Kahlert, Heike (2019): Geschlechterwissen: zur Vielfaltepistemischer Perspektiven auf Geschlechterdifferenz und -hierarchie in der sozialen Praxis. In: Kortendiek, Beate/Riegraf, Birgit/Sabisch, Katja (Hrsg.): Handbuch Interdisziplinäre Geschlechterforschung. Wiesbaden: Springer VS, S. 179-189.
- Kortendiek, Beate/Riegraf, Birgit/Sabisch, Katja (Hrsg.) (2019): Handbuch Interdisziplinäre Geschlechterforschung. Wiesbaden: Springer VS.
- Kuster, Friederike (2019): Mann – Frau: die konstitutive Differenz der Geschlechterforschung. In: Kortendiek, Beate/Riegraf, Birgit/Sabisch, Katja (Hrsg.): Handbuch Interdisziplinäre Geschlechterforschung. Wiesbaden: Springer VS, S. 3-12.
- Laqueur, Thomas (1992): Auf den Leib geschrieben. Die Inszenierung der Geschlechter von der Antike bis Freud. Frankfurt a.M./New York: Campus.
- Lindemann, Gesa (2011): Das paradoxe Geschlecht. Transsexualität im Spannungsfeld von Körper, Leib und Gefühl. Wiesbaden: Springer VS.
- Link, Jürgen (2008): Dispositiv. In: Kammler, Clemens/Parr, Rolf/Schneider, Ulrich Johannes (Hrsg.): Foucault-Handbuch: Leben – Werk – Wirkung. Stuttgart/Wiesbaden: Metzler, S. 237-242.
- Pimminger, Irene (2012): Was bedeutet Geschlechtergerechtigkeit? Normative Klärung und soziologischen Konkretisierung. Opladen/Berlin: Budrich.
- Rendtorff, Barbara/Riegraf, Birgit/Mahs, Claudia (Hrsg.) (2019): Struktur und Dynamik – Un/Gleichzeitigkeiten im Geschlechterverhältnis. Wiesbaden: Springer VS.
- Singer, Mona (2010): Feministische Wissenschaftskritik und Epistemologie: Voraussetzungen, Positionen, Perspektiven. In: Becker, Ruth/Kortendiek, Beate (Hrsg.): Handbuch der Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden, Empirie. Wiesbaden: Springer VS, S. 292-301.
- Stoller, Silvia (2010): Existenz – Differenz – Konstruktion. Phänomenologie der Geschlechtlichkeit bei Beauvoir, Irigaray und Butler. München: Wilhelm Fink.
- Villa, Paula-Irene (2011 [2006]): Sexy Bodies. Eine soziologische Reise durch den Geschlechtskörper. Wiesbaden: Springer VS.
- Villa, Paula-Irene (2012): Judith Butler. Frankfurt a.M.: Campus.
- Walgenbach, Katharina (2015): Geschlecht in gesellschaftlichen Transformationsprozessen. In: Walgenbach, Katharina/Stach, Anna (Hrsg.): Geschlecht in gesellschaftlichen Transformationsprozessen. Opladen: Budrich, S. 21-50.
- West, Candace/Zimmerman, Don (1987): Doing Gender. Gender and Society 1, 2, S. 125-151.

Überlegungen zur Geschlechterforschung in der Russischen Föderation – eine komparatistische Annäherung an einen Verstehensprozess¹

Rita Stein-Redent

- (1) Verstand wird Russland nie verstehn,
Kein Maßstock sein Geheimnis rauben;
So wie es ist, so laßt es gehn – An Rußland kann man nichts als glauben.
(2) Der kühle, wägende Verstand
Kann Rußlands Wesen nicht verstehen;
Denn dass es heilig ist, dies Land,
Das kann allein der Glaube sehen.
Fedor Tjucev (1803-1873); 1866²

„Умом Россию не понять“:
Умом Россию не понять,
Аршином общим не измерить:
У ней особенная статья —
В Россию можно только верить. 1866³

In den heutigen Sozialwissenschaften (und besonders in den Geschichtswissenschaften) wird immer mehr der Vergleich zwischen verschiedenen Gesellschaften Gegenstand von Analysen, sei es bei der Frage nach dem Nationalstaat, der Konstruktion und Ausgestaltung transnationaler Räume oder bei der Untersuchung der Transition in Osteuropa. Ich möchte in diesem Beitrag⁴ den Fokus auf die Geschlechterforschung in der heutigen Russischen Föderation⁵ aus vergleichender Perspektive legen. Es ist hier nicht der Platz, eine ausführliche Diskussion über Termini wie Kulturtransfer, vergleichende Gesellschaftsperspektive, Beziehungsgeschichte, „entangled history“ oder „shared history“ zu führen. Denn schon diese kurz angerissenen Verständnisse und die damit verbundenen verschiedenartigen Ansätze lassen zum einen erken-

- 1 Ich möchte mich ganz herzlich bei meinen Kolleginnen Corinna Onnen, Anna Orlikowski und Ulrike Knobloch für ihre Hinweise, Anregungen und Diskussionen bedanken.
- 2 Übersetzt von Rolf-Dietrich Keil (1); Ludolf Müller (2). Aus: Etkind, Efim (1987). Man kann entscheiden, welche der Übersetzungen man sich anschließt!
- 3 Tjutschew (1866/1996)
- 4 Dieser Aufsatz bezieht sich auf die Überarbeitung von Stein-Redent (2010).
- 5 Da es schwierig ist, die gesamte Russische Föderation in den Blick zu nehmen, wird hier sehr stark verallgemeinert.

nen, wie schwierig und wenig eindeutig es ist, sich in komparative Forschung zu begeben⁶. Gleichzeitig haben solche Forschungen den Reiz einen Perspektivenwechsel vorzunehmen, sich entweder in die Außenperspektive der Beschreibung von zu vergleichenden Phänomenen zu begeben oder sich deren in Innenansichten, was gleichwohl schwieriger ist, zu versuchen. Es wird daher hier eine deskriptive Außenperspektive eingenommen, um zunächst ein Problembewusstsein für den gewählten Gegenstand zu entwickeln. Erst im Nachgang und auf dieser Basis ist es möglich, sich in der Zukunft in eine Innenperspektive zu begeben, um analytische Verfahren zu diesem hier gewählten Gegenstand in Anwendung zu bringen.

1 Notwendige Vorüberlegungen über den Gegenstand

Um eine Einordnung für das Verständnis der hier gewählten Thematik vornehmen zu können, sollen zunächst notwendige Rahmenseetzungen erfolgen. Zum einen sind jegliche sozialwissenschaftlichen Auseinandersetzungen mit Geschlecht und Geschlechterverhältnissen in der Russischen Föderation und die hierfür notwendigen Verständigungsprozesse nicht so einfach einzuordnen. Kenntnisse der unterschiedlichen kulturellen und gesellschaftlichen Kontexte in diesem Land, aber auch die Gestaltung der Lebensverhältnisse werden dabei vorausgesetzt. Auch Macht- und Herrschaftsdiskurse werden hier anders geführt: die alltagsweltliche Diskussion geht meist von einer starken Frau und einem schwachen Mann aus, ohne dabei in Frage zu stellen, dass in der Praxis Macht- und Führungspositionen von Männern besetzt sind. Letztlich geht es um die Differenz von Öffentlichkeit und Privatheit; staatsbürgerliche Gleichheit und gelebte Ungleichheit – dasselbe gilt auch für unsere Gesellschaft.

Zum anderen etablierte sich die Geschlechterforschung in Russland als akademische Richtung Ende der 1980er Jahre. Diese war bzw. ist sehr stark durch den westlichen Diskurs geprägt und trägt bis heute dazu bei, dass das feministische Vokabular zwar langsam Fuß fasst, zumindest im wissenschaftlichen Kontext, auch wenn dabei oft ein ‚russischer Akzent‘ gesetzt wird. So entwickelten sich innerhalb der russischen Geschlechterforschung im Laufe der Zeit solche Begrifflichkeiten wie zum Beispiel *Genderologie* oder *Feminologie*. Gleichzeitig ist darauf hinzuweisen, dass akademisch geführte Debatten den regionalen Bezug zu beachten haben; die Debatten um Geschlecht

6 Vielleicht lässt sich damit auch erklären, warum im Handbuch Interdisziplinäre Geschlechterforschung (Kortendiek et al. 2019) nur ein einziger Aufsatz, der sich dem Thema: „Eastern Europe: Gender Research, Knowledge Production and Institution“ von Andrea Pető zu finden ist und dieser sich auf Ungarn bzw. eher Südosteuropa bezieht. Osteuropa ist mehr.

werden in den großen Städten der Russischen Föderation anders geführt als auf dem Lande; im europäischen Teil des Landes anders als im asiatischen Teil.

Ausgehend von diesen Rahmensetzungen können für die Verortung der Frauen- und Geschlechterforschung in der heutigen russischen Gesellschaft zunächst drei Vorüberlegungen getroffen werden. Denn

„es muss betont werden, dass die Gender-Konzeption [als Forschungsgegenstand für die Russische Föderation] nicht nur eine linguistische Innovation ist, sondern vielmehr den Anfang eines wissenschaftlichen Paradigmenwechsels in der Analyse sozialer Beziehungen bedeutet“ (Chotkina 1992: 6).

Dies alles erschwert das Verstehen bzw. den Verstehensprozess.

1.1 Erste Vorüberlegung

Der Diskurs in der russischen Geschlechterforschung erfolgte, wie erwähnt, seit Ende der 1980er zu einem großen Teil über die Rezeption westlicher Theorie- und Forschungsansätze durch eine Gruppe russischer Frauen- und Geschlechterforscher*innen. Die Gefahr einer solchen Annäherung an die Frauen- und Geschlechterforschung bzw. die „Aneignung“ dieses Forschungsfeldes bestand und besteht darin, eine notwendig zu führende theoretische Diskussion durch eine möglicherweise unkritische Übertragung westlicher Modelle und Theorienansätze quasi von Beginn an einzugrenzen. In der sozialen Praxis Russlands wird das Thema „Frauen und Geschlecht“ oft mit Feminismus gleichgesetzt und ist in dieser Diktion verkürzte staatssozialistische Emanzipationspolitik oder Westimport. Für den Umgang mit den verschiedenen Forschungsansätzen, ihrer kritischen Reflexion, der Entwicklung einer eigenständigen russischen Frauen- und Geschlechterforschung sowie einer hier stattfindenden Theoriedebatte ist es unabdingbar, die Lücke zwischen deren wissenschaftlicher Analyse und Alltagszuschreibung zu schließen. Ein „bloßer Transfer“ westlicher Diskussionen und Erkenntnisinteressen beinhaltet u.a. ein forschungsstrategisches Problem. Die russische Sprache eignet sich wenig, westeuropäische Texte zur Frauen- und Geschlechterforschung „eins zu eins“ ins Russische zu übertragen. Die russischen Entsprechungen sind oft nicht ausreichend, um Inhalt und Sinnstruktur dieser Texte adäquat wiederzugeben, auch deshalb nicht, weil die russische Sprache eine maskuline Sprache ist. Selbst als Forscherin mit ausreichenden Sprachkenntnissen ist dieses Vermittlungsproblem fast nicht überwindbar, da man als „Außenstehende“ bestimmte Kulturkategorien „in sich“ aufgenommen hat, einen anderen Erfahrungshintergrund hat und fremdsprachlichen Interpretationen gegenübersteht, die in einem anderen Kulturraum angesiedelt sind. Für eine Beschäftigung mit der russischen Frauen- und Geschlechterforschung müssen daher Sprachfelder erarbeitet werden, die die Erfahrung, Wahrneh-

mungsmuster, Traditionen und Geschichte der Frauen dieses Landes, aber auch deren u.a. kulturellen Weiblichkeitsdiskurse wiedergeben. Das „Übertragungsproblem“ kann auf die Ebene eines politischen Problems gehoben werden, da durch Sprache, Sprachinterpretation und -deutung u.a. die Spezifik der russischen Geschlechterbeziehungen widergespiegelt wird.

1.2 *Zweite Vorüberlegung*

Gender als analytische Kategorie beschreibt nicht nur Geschlechterverhältnisse und -ordnungen, sondern beinhaltet auch Diskurse, die Erfahrungspotenziale reflexiv aufnehmen. Gerade diese Wechselseitigkeit erfordert ein ständiges kritisches Hinterfragen eigener Ansichten und Herangehensweisen. Eine Forschungsperspektive, die Gender nicht als normative Kategorie begreift, erleichtert eine Annäherung an die Analyse von Geschlechterverhältnissen mit anderen sozialen, kulturellen und emotionalen Hintergründen. Dieses Vorgehen ermöglicht, das Referenzmodell Westeuropa nicht als etwas Statisches zu begreifen und dessen Übertragbarkeit auf den Forschungsgegenstand Osteuropa kritisch zu hinterfragen. Will man andere kulturelle Gegebenheiten untersuchen, spielen Fremd- und Selbstwahrnehmung eine wichtige Rolle. Kulturelle Ordnungen wiederum werden nur dann begreifbar, wenn es gelingt, Interaktions-, Beziehungs- und Verhältnismuster „aufzudecken“, auf denen diese Ordnungen beruhen. Mit einer derartigen Fokussierung vermeidet man Fehler wie zum Beispiel jene, die auf eine scheinbare Rückständigkeit und den Nachholbedarf Osteuropas⁷ abzielen. Erfahrungsräume, Wahrnehmung des Alltäglichen in Ost und West, Geschichte und Kultur sind verschieden. Kommunikationsdefizite und manchmal auch Widersprüchlichkeiten, die bei einem unreflektierten „Ost-West-Austausch“ auftreten, laufen Gefahr, den Blick allein auf Differenzen zu richten, so dass das Gemeinsame übersehen werden kann (Dittrich (Stein-Redent)/Hölscher 2001: 35ff.).

7 Zur Debatte der nachholenden Modernisierung im Kontext der Transformationsforschung siehe u.a.: Müller (1991), Ott (2000).

1.3 *Dritte Vorüberlegung*

Die sowjetische Geschlechterordnung war in sich eine sehr widersprüchliche Konstruktion. So wurde öffentlich eine Geschlechtergleichheit proklamiert. Die staatliche Infrastruktur mit Kindereinrichtungen zum Beispiel unterstützte dies. Besonders galt dieses „Hilfsangebot“ den Frauen, damit sie ihren mütterlichen Pflichten nachkommen konnten. Und hier liegt die Kehrseite: Mutterschaft, Erwerb und eine traditionelle familiäre Arbeitsteilung wurden als Wert ideologisiert und auch sozialisiert. Die arbeitende Mutter⁸ war Leitbild der sowjetischen Frau und zentrales Moment im sowjetischen Geschlechtervertrag. Dieser Geschlechtervertrag mit diesem Leitbild unterliegt heute in einer sich plural entwickelnden Gesellschaft einer langsamen Veränderung und wird diversifiziert. Es reicht von der beruflich erfolgreichen Frau bis hin zur überzeugten Hausfrau. In diesem Spannungsfeld sucht die russische Frau ihren Platz. Unbesehen davon ob in der Öffentlichkeit oder bei privaten Entscheidungen dient das sowjetischen Frauenideal bis heute als Orientierung. Die Veränderung der weiblichen Komponente im Geschlechterkontrakt wird zwar allseits diskutiert, wie sich dieses auf den russischen Mann auswirkt, bleibt bis dato aber ein „Geheimnis“. Hier liegt ein Forschungsfeld brach.

1.4 *Ein notwendiger Einschub: Was geschieht heute im Osten?*

Der soziale Wandel, wie er seit 1989 in Osteuropa resp. in der Russischen Föderation stattfindet, impliziert eine Veränderung im gesamten sozialen Leben und bewirkt daher nicht nur eine Veränderung von Details gesellschaftlicher Organisation, sondern eine Neudefinition grundlegender Prinzipien. Dem Modell von Diskontinuität und Wandel folgend, nehmen gegenwärtige Forschungsansätze zu Osteuropa neuere Betrachtungsfelder auf: zum Beispiel die Kontinuität kultureller und traditioneller Symbolik, die Legitimationsfunktion des ehemaligen politischen Regimes und Muster kultureller und sozialer Aktivitäten. Es zeigt sich, dass in Osteuropa einerseits neuartiges soziales Handeln entsteht und andererseits immer noch verschiedenartige Regulierungsformen, Definitionen und Symbole gewesener zentraler Institutionen weiter existieren. Die bis heute anhaltende Neudefinierung kultureller Normen, individueller wie kollektiver Identitäten, die Auseinandersetzung zwischen „Altem“ und „Neuem“, bestimmen ganz wesentlich den Inhalt und die Dimensionen der sich verändernden russischen Gesellschaft (Stein-Redent 2008: 22ff.). Es entstehen und etablieren sich so neue Notwendigkeiten der

8 Das Leitbild der arbeitenden Mutter geht vom Ideal einer Vollzeit arbeiteten Mutter aus, das Erwerbstätigkeit, Mutterschaft und Hausarbeit in sich vereinigte und als erstrebenswert postuliert wurde.

Handhabung sozialwissenschaftlicher Kategorien für die Betrachtung und Analyse gesellschaftlicher Gegebenheiten. Dabei wird zunehmend deutlich: es gibt keine allgemeingültige Konstruktion gesellschaftlicher Vorbilder, kein generelles zu implementierendes Muster eines einzigen institutionellen Gesellschaftsentwurfes. In der russischen Gesellschaft interagieren zwei Pole miteinander: ein Innen- und ein Außenpol, d.h. die kontinuierliche Ausschöpfung bekannter kultureller Muster und Denktraditionen einerseits und die Unterordnung unter allgemeine Gesetzmäßigkeiten moderner gesellschaftlicher Entwicklung andererseits. Man kann die Hypothese aufstellen, dass in Osteuropa eine spezifische Form von Modernität entsteht bzw. eine eigene Definition von Moderne, in die u.a. die Bedeutung von Kollektivität als ein Merkmal dieser Gesellschaften einfließt. Was es zu beweisen gilt.

Die mit dem gesellschaftlichen Umbau seit 1989 einhergehenden strukturellen Veränderungen verändern Wertvorstellungen und die Regulierung sozialer Konflikte. Auf dieser Folie werden soziale Beziehungen mit neuen Inhalten versehen, verändern sich Legitimationswege und letztlich auch die Figurationen der Sozialstruktur. Es kommt zu Änderungen u.a. in der Machttechnologie: Kollektivität wird ersetzt durch Selbstverwirklichung und individuelle Verantwortung. Der Markt fungiert dabei als Grenze, als Norm. Davon sind auch der Geschlechtervertrag und Geschlechterarrangements betroffen. Traditionelle Gegebenheiten, stabile soziale Netze, feststehende individuelle Biografien und soziale Sicherheiten der Vergangenheit stehen Instabilitäten, Lebensrisiken, einer Vielzahl von Unsicherheiten individueller wie gesellschaftlicher Art gegenüber. Davon betroffen sind auch Veränderungen in den historisch gewachsenen Geschlechterarrangements. Dieses „biografische Gepäck“, Sozialismuserfahrung und praktische Bewältigung von Transformationsprozessen, so Dölling (2005: 27), ist bei vergleichenden Fragestellungen einzubeziehen. Mentale und kulturelle Differenzen zwischen Ost und West werden heute immer offensichtlicher. Die biografische Vermittlung gelebter sozialistischer Vergangenheit zeichnet sich besonders in zwei Bereichen ab: im Bereich der Familie und im Bereich der Geschlechterbeziehungen. Die Veränderungen auf der Makroebene in den osteuropäischen Gesellschaften werden im Denken und Handeln als Tendenz zu Privatisierung und Entstaatlichung auf der Mikroebene sichtbar. Das heißt letztlich, dass soziokulturelle Erfahrungs-, Deutungs- und Verhaltensmuster einer Veränderung ausgesetzt sind. In den Sozialwissenschaften wird dem noch nicht ausreichend Rechnung getragen. Handlungshorizonte, Familienkonstellationen, Verwandtschaftsorganisation oder Ordnung der Lebensphasen sowie familiäre Arbeitsorganisation spielen für die Ausgestaltung lebensweltlicher Entscheidungsspielräume eine große Rolle. Diese Elemente können über die unmittelbaren individuellen Lebenswelten hinausreichend Gesellschaften konstituieren. Der moralische Wert von Familie und damit auch der Frau nimmt bis heute in den osteuropäischen Ländern einen hohen Stellenwert ein. War

Familie in der Vergangenheit Platz des „stummen Widerstandes“, so ist Familie heute Platz der Sicherheit, des sozialen Zuspruchs aber auch des Schutzes (Stein-Redent 2008: 65ff.).

Im 18. Jahrhundert wurde mit der zunehmenden wissenschaftlichen Entdeckung fremder Kulturen in Europa der Begriff der Entzauberung Asiens ins Spiel gebracht, denn Europa verstand sich seit jeher als Gravitationspunkt der Welt.⁹ Entzauberung¹⁰ wurde gleichgesetzt mit Verlust von Sinnschätzen vor-moderner Vielfalt, der Niederlage des Ästhetischen und einer methodischen Rationalität in den Wissenschaften gegen andere Mechanismen der Rationalisierung. Diese Rationalisierung wird zumeist als Globalisierung der westlichen Kultur angesehen (Weber 1965: 188)¹¹, die keinen Platz für andere Kulturen lässt (Rüsen 1998: 18ff.).

Der Streit um den „richtigen Blick“ auf Differenz ist ganz und gar keine Ost-West-Angelegenheit; er verläuft immer und überall innerhalb und zwischen den Kulturen. In ihm verdichten sich Probleme des Subjektverständnisses, der Ich-Identität und der Handlungsfähigkeit bezogen auf unterschiedliche Denk- und Wahrnehmungsmodelle. Gleichzeitig impliziert er die Fragen nach dem Gemachten und Erlebten aber auch die Verpflichtung der Gesellschaftsveränderung. Differenzwahrnehmung und Differenzsetzung werden oft dazu verwendet, fremde Kulturen so abzubilden und zu kontrastieren, dass einer bestimmten Ideologie gefolgt bzw. nach empirischer Richtigkeit gesucht wird. Nach Eisenstadt gilt, dass

„in einer komparativ angelegten Untersuchung [...] die angemessenen Analyseeinheiten auch immer davon [abhängen], an welcher Art von Problem man interessiert ist“ (Eisenstadt 1999: 3).

Unterschiedliche Analyseeinheiten führen letztlich zu vielfältigen und differenzierten Betrachtungsweisen ein und derselben Problematik. Dies gilt allgemein für eine sozialwissenschaftliche Forschung über „fremde“ Kulturen oder eine kulturvergleichende Forschung und deshalb auch für die Frauen- und Geschlechterforschung.

9 Vergleiche dazu ausführlich: Kamphausen (2000: 99ff.).

10 Vergleiche dazu ausführlich: Osterhammel (1998).

11 Solch eine Herangehensweise bedeutet zugleich auch die Herausforderung von Differenz und Vielfalt in der Kultur und wurde auch im westlichen Selbstverständnis selber so empfunden und zum Ausdruck gebracht als das „stahlharte Gehäuse“, in dem die kulturelle Kreativität des Westens erstickt (Weber 1965: 188)

2 Konzeptionelles Herangehen

Will man nun soziale Gegebenheiten fremder Gesellschaften untersuchen, kommt man nicht umhin, sich mit Problemen einer vergleichenden Forschung auseinanderzusetzen. Analyseabsichten ausgewählter Gegenstände, Vorstellungen über die zu erhoffenden Ergebnisse, führen den oder die Forscher*in von außen, absichtlich oder auch nicht dazu, Vergleiche mit der eigenen Gesellschaft zu ziehen. Dabei können bei der Übertragung und Wertung der Ergebnisse Schwierigkeiten auftreten, die die Forschenden nicht vorhersehen können. Darüber hinaus gilt ein allgemeines methodologisches Problem: Wenn ein „Modell“ als ein Denksystem gefasst wird, mit dessen Hilfe bestimmte Konstitutionsbedingungen eines Gegenstandes analysiert und erklärt, Forschungen quasi vorstrukturiert werden und aus den gewonnenen Erkenntnissen theoretische Ansätze entwickelt werden, dann liegt in der Wahl des Modells und seiner Determinanten der entscheidende Schritt. Gleichzeitig wird bei der Modellkonstruktion die Sicht der Forscher*innen miteinbezogen. Das bedeutet u.a., dass hier Vergleiche und Hypothesen formuliert werden, die auf Kenntnissen und Erwartungen der Forscher*innen zurückgreifen. Vor solch einem Hintergrund muss eine Analyse der russischen Geschlechterverhältnisse als eine Analyse von außen verstanden werden¹². Ein solcher Ansatz bietet die Möglichkeit, spezifische Raum- und Zeitfaktoren bei der Untersuchung sozialer Phänomene verschiedener Gesellschaften einzubeziehen und Entwicklungen nicht als Synchronismus von Abläufen in den einzelnen Ländern zu begreifen.

„Interessant ist der Gedanke einer ansteckenden Wirkung von Kontakten. Er setzt sozusagen den geringsten Grad an Beziehung voraus, der weder zum Transfer noch zu dessen Anpassung und Verankerung führen muss. Stattdessen genügen die bloße Kenntnis und eine Ähnlichkeit der Verhältnisse, Probleme und perzipierten Lösungsmöglichkeiten, die sowohl Ansporn zur Nachahmung geben, als diese auch ermöglichen. Dabei weckt der Begriff bewusst ambivalente Assoziationen. Die Ideen der Französischen Revolution erregten die europäischen Gemüter auf höchst unterschiedliche Weise. Sie entfalten in den einzelnen Ländern höchst unterschiedliche Wirkungen – aber ‚ansteckend‘ im Sinne unaufhaltsamer Verbreitung waren sie allemal“ (Hildermeier 2006: 135).

Das heißt, zum einen wirken spezifische, national bedingte Ursachen auf soziale Gebilde ein, und machen deren Besonderheit aus. Zum anderen stehen die gewählten Betrachtungszusammenhänge und ihre Veränderungen in Interaktion mit außenstehenden sozialen Gebilden. Mit solch einem Vorgehen stehen Forscher*innen vor der Aufgabe, das Referenzsystem für eigene Betrachtungsperspektive genau zu definieren und nationale Gegebenheiten in den Blick übergreifender Fragestellungen zu nehmen. Die Suche nach Gemeinsamkeiten und Unterschieden, was Ziel jeder Vergleichsforschung ist,

12 Vergleiche dazu: Kaelble (1999).

die Festlegung von Typologien und ihre Kontextualisierung, treten damit aus einer rein nationalen Betrachtung in einen transnationalen Rahmen.

In den westlichen Industrieländern hat sich eine nunmehr deutlicher entwickelte „Gender Awareness“ in geschlechterpolitischen Maßnahmen niedergeschlagen; wie zum Beispiel Frauenförderpläne, Gleichstellungsbeauftragte, Gender Mainstreaming, Beratungsstellen für Frauen. Hier hatte die Etablierung von Frauen- und Geschlechterforschung an den Universitäten vor ca. 50 Jahren Signalwirkung, weil sie einen öffentlichen Artikulationsraum für Geschlechterthemen aufspannte (Metz-Göckel 2010: 895ff.). Zwar gibt es (immer noch) eine curriculare Institutionalisierung von Gender Studies im Fach Soziologie zum Beispiel an der St. Petersburger Universität, aber, wie die meisten russischen Universitäten (Wrede/Stein-Redent 2003ff.), existiert bis heute keine institutionalisierte Gleichstellungspolitik und die derzeitigen Entwicklungen curriculare Veränderungen an den Hochschulen verdeutlichen, dass die Gender Studies ihren Platz im universitären Ausbildungsgefüge sukzessive verlieren.

Unter den Bedingungen der Marktwirtschaft sind alte, ungelöste Probleme bei der Erwerbsbeteiligung, der politischen Teilnahme und im Alltag der vorangegangenen gesellschaftlichen – sozialistischen – Entwicklungsetappe mit übernommen worden. Hinzu kommen neue Probleme: u.a. die Wiederbelebung einer Ideologie der „ursprünglichen Funktion“ der Frau, sich voll und ganz der Familie zu widmen, und das Fehlen einer politischen Lobby für Frauen. Gleichzeitig geht ein Prozess vonstatten, Frauen aus den höheren staatlichen Funktionen heraus zu drängen. Ihnen bleibt, wie schon seit Jahrhunderten, der private Bereich. Das verleiht der Hyperzentrierung der Mutterrolle, dem matrizenrierten Modell in der russischen Kultur zusätzliche Beständigkeit. Dieses Bild wird auch im russischen Fernsehen vermittelt, besonders durch Werbung und Talk-Shows, die auf traditionelle Geschlechterverhältnisse und -zuweisungen rekurren und diese damit permanent reproduzieren, auch von Frauen selbst.

Die Situation russischer Frauen und Männer und der Familien hat sich heute gegenüber der noch immer vertrauten sowjetischen Lebensweise und deren Regeln dennoch nicht in der Weise verändert, um die traditionellen Geschlechterverhältnisse, d.h. die geschlechtsspezifische Trennung von Erwerbs- und Hausarbeit radikal zu verändern. Das ist weder aus ökonomischen Gründen möglich, noch entspricht es den Vorstellungen russischer Frauen selbst, deren Frauenbild in den vergangenen Jahrzehnten immer auch das der berufstätig-kompetenten und in Leitungsfunktionen geübten Frau war/ist und gleichzeitig Frauen in politischen Führungspositionen skeptisch gegenübersteht. Gleichzeitig existiert ein erstaunliches Potenzial selbstinitiiertes und staatlich nicht unterstützter Frauengruppen.¹³

13 Vgl. dazu ausführlich: Schmitt (1997).

In der heutigen russischen Politik, die einerseits die ökonomische und soziale Überbelastung von Frauen zu berücksichtigen hat und sich andererseits mit gesellschaftlichen Vorurteilen gegenüber der Emanzipationsfrage und dem Feminismus auseinandersetzen muss, sind Konzepte zu entwickeln, die den konkreten Bedingungen der russischen Gesellschaft entsprechen. Dafür müssen zuerst institutionelle Strukturen geschaffen und wirksame Instrumentarien für die Durchsetzung von Fraueninteressen auf politischer Ebene ausgetestet werden. Aber soziale und ökonomische Existenzsicherung lassen politische Aktivitäten zweitrangig erscheinen. Der Übergang von hierarchischen Machtstrukturen des „männlich“ dominierten totalitären Staates zu hierarchisch strukturierten Machtpositionen des „männlich“ dominierten demokratischen Staates, wie er in Russland sichtbar wird, lässt die Frauen außen vor. Und noch auf etwas ist in diesem Zusammenhang hinzuweisen: Der Begriff Gender-Regime wurde in der feministischen vergleichenden Wohlfahrtsstaatsforschung, zunächst in kritischer Abgrenzung zur Typologie von Wohlfahrtsstaaten als „welfare regimes“ nach Esping-Andersen (1990: 29ff.) entwickelt. Die Weiterentwicklung erfolgte im Hinblick auf Handlungsfelder als Gender-Regime und zwar auf den Ebenen des Individuums, des Haushaltes, der Zivilgesellschaft und der kollektiven wie sozialen Ebene (Dackweiler 2004: 512ff.). Dies heißt letztlich nichts anderes, dass solch ein soziales Phänomen mit einem Mehrebenenansatz zu untersuchen ist. Auch dies ist für eine komparatistisch angelegte Geschlechterforschung eine Herausforderung.

Die hier kurz skizzierten allgemeinen Bedingungen, in denen Frauen sich heute in der Russischen Föderation bewegen, werden in ihrer Widersprüchlichkeit von der russischen Soziologie nur am Rande wahrgenommen, überwiegend sogar vollständig ignoriert. Geschlechtsspezifische Aspekte werden in der wissenschaftlichen Literatur kaum diskutiert, und wenn doch, so zumeist im Zusammenhang mit Familie. Dabei soll in diesem Zusammenhang folgender Hinweis gestattet sein – die kulturell und gesellschaftlich verfestigte heterosexuelle Matrix in der russischen Kultur führt dazu, dass man das dichotome Verhältnis von Frau und Mann „nur“ thematisieren kann. Ob und wie dieses aufgebrochen werden kann, bleibt abzuwarten.

3 Versuch einer soziologischen Einordnung

Bei allen sozialwissenschaftlichen Phänomenen, denen sich die Soziologie annimmt, geht es nach Max Weber (1985: 427ff.) darum, das Postulat des sinnhaften Handelns auf der Ebene von Individuen zu verstehen und zugleich Handlung und Struktur zu verknüpfen. Wichtig dabei sind: der methodologische Individualismus, Formen der Handlungsorientierung aufgrund subjektiv gemeinten Sinns, das Verstehen und das Erkennen regelmäßiger Muster in

den Orientierungen der Handelnden. Dies alles ist nicht immer interessengetrieben, sondern bedarf eines umfänglichen Verständnisses des „sozialen Handelns“, das eingebettet ist in die vorgefundenen gesellschaftlichen Rahmenbedingungen. Produktion, Distribution und Rezeption von Theorien setzt genau hier an (Werle 2011: 1).

Dies heißt zusammengefasst – nach Max Weber (1985: 541ff.) – dass es darum geht, neben den Postulaten des methodologischen Individualismus, den vier Typen sozialen Handelns, seine Vorstellung von Verstehen auch die Vielfalt von Motiven zu beachten, wenn es um die Verortung soziologischer Gegenstände geht.

Solch ein Vorgehen gilt sowohl für Gesellschaftsanalysen (hier ist eine mikrosoziologische Herangehensweise gemeint), als auch für vergleichende Gesellschaftsuntersuchungen (Kroneberg 2009: 94ff.). Bezogen auf die Grundkriterien wissenschaftlichen Vorgehens (Stark/Magin 2013: 146ff.) gilt es, sowohl die Reproduzierbarkeit der Ergebnisse zu beachten aber auch die Transparenz bei der Produktion und Interpretation empirisch erhobener Daten herzustellen sowie die Nachvollziehbarkeit des Vorgehens und ferner die Intersubjektivität der Ergebnisinterpretation zu gewährleisten (Wittenberg 2001). Es bleibt an dieser Stelle festzuhalten:

1. Ein Vergleich ist eine wichtige Methode des Erkenntnisgewinns und gilt als klassische Form systematischer Überprüfung der sozialen Wirklichkeit.
2. Über eine Gegenüberstellung von Tatbeständen können Unterschiede und Gemeinsamkeiten erkannt, Hypothesen geprüft, Theorien entwickelt und
3. das Wissen über singuläre Situationen hinaus erweitert werden.¹⁴

Otto Hintze schrieb dazu 1929 – und seine Aussage gilt m.E. bis heute:

„Man kann vergleichen, um ein Allgemeines zu finden, das dem Vergleichenen zugrunde liegt; man kann vergleichen, um den einen der möglichen Gegenstände in seiner Individualität schärfer zu erfassen und von den anderen abzuheben“ (Hintze 1982: 239ff.).

Ohne an dieser Stelle tiefer zu gehen, werden im Folgenden kurz die Forschungsgegenstände in der Vergleichenden Forschung aufgezeigt, die insbesondere in der Geschichtswissenschaft, Literaturwissenschaft und den Sozialwissenschaften ein wichtiges Themenfeld darstellen.

14 Siehe dazu: Pickel et al. (2009).

3.1 *Wie sieht die Arbeitspraxis der Komparatistik aus? Was ist das Prinzip des Vergleichens?*

Wie kann man Äpfel mit Birnen vergleichen? Was sind Gemeinsamkeiten, was Unterschiede? Je nachdem, was Basis des Vergleiches ist, wird zum Beispiel das Klassifizierungssystem von Äpfeln auf Birnen übertragen. Lassen wir das Obst jetzt mal auf dem Teller liegen und wenden uns Phänomenen im gesellschaftlichen Kontext zu. Ein Vergleich dieser Phänomene unterschiedlicher Kulturen/Gesellschaften heißt auch immer das Herstellen einer Beziehung und bedarf immer einer Rekonstruktion interphänomenaler Relationen, Rezeptionen von theoretischen Konzepten, Begriffen, Definitionen aus anderen Denktraditionen – dies braucht man für eine Verständigungsgrundlage. Eingeschlossen darin sind – neben einem Austausch zwischen den Kulturen – auch die Berücksichtigung des Wandels und der Konstanz von sozialen Phänomenen.¹⁵

Die Herausforderung besteht in der Konzeptspezifikation. Alle, die in irgendeiner Form sich mit empirischer Sozialforschung beschäftigt haben, sind damit beständig konfrontiert. Also worum geht es: um etwas zu messen, muss präzisiert werden, was gemessen werden soll. In den Sozialwissenschaften wird nicht mit konkreten Ereignissen gearbeitet, sondern mit in Sprache gefassten Aussagen über die Realität – also mit Diskursen. Dabei ist es notwendig, die verwendeten Begriffe so zu fassen, dass diese für alle Interessierten zugänglich und nachvollziehbar sind. Die Präzisierung erfolgt in den Sozialwissenschaften meist mit Hilfe sogenannter Nominaldefinitionen („so sehe ich es“). Ausgehend davon muss aber auch geklärt werden, welche Dimensionen durch den Begriff angesprochen werden, also welche Aspekte des Gegenstandsbereiches durch das Konzept angesprochen werden – es gibt keine objektiven Kriterien, um zu beurteilen, ob eine Konzeptspezifikation gelungen ist. Wissenschaft ist subjektiv. Was definiere ich als Geschlecht? Welche Dimensionen sollen erfasst werden; zum Beispiel kognitiv: Geschlechterwissen; evaluativ: Einordnung in den gesellschaftlichen Kontext; intentional: Handhabung/Umgang mit Geschlecht. Hier sei ein Hinweis auf den symbolischen Interaktionismus erlaubt, der den Lern-, Deutungs- und Handhabungsprozess in Kulturen und Sozialisationsprozessen beschreibt. D.h. jegliche Selektionen, Klassifikationen und Definitionen/Definierungen sind kulturell bedingt und dies heißt: Taxonomien und Terminologien, auf denen die eigenen theoretischen Annahmen beruhen, können keine Allgemeingültigkeit beanspruchen, weil sie aus einer bestimmten Gesellschaft und Kultur hervorgegangen sind (Atteslander 2006).

15 Die politische Transformationsforschung die ihren Boom Anfang der 1990er Jahre hatte und die sich mit der Analyse der Umgestaltung einer Gesellschaftsformation in eine andere (West-Ost) hat an dieser Stelle angehalten (Konzept der Transformationsforschung). Siehe zum Beispiel Beyme (1994).

Setzen wir hier an und gehen einen Schritt weiter: Jedes neue Phänomen gelangt über einen Vergleich mit vorangegangenen bzw. bekannten Phänomenen zu seiner Bewertung. Diese Art Denkfigur gilt für das Herstellen systematischer Ordnungen – zum Beispiel die Einteilung in Tradition und Moderne. Jeglicher Vergleich ist eine hermeneutische Grundoperation. Wir vergleichen beständig – siehe Äpfel und Birnen. Jeder Vergleich unterliegt einem Erkenntnisinteresse. Aufgrund seiner erkenntnistiftenden Leistung ist der Vergleich Teil der sogenannten Findungslehre, die auch als Heuristik bezeichnet wird, d.h. „Wer fremde Sprachen nicht kennt, weiß nichts von seiner eigenen“ (Goethe 1968: 13).

Damit geht die Notwendigkeit einer theoretischen Reflexion der kulturellen Bedingtheit einher. Reflexion bedeutet immer auch Selbstreflexion. Sie ist das Ziel vergleichender Forschung – siehe Goethe-Zitat – und zugleich auch die Herausforderung für die Soziologie. Zima (2011: 4) bringt Bourdieu an dieser Stelle ins Spiel, indem er darauf verweist, dass Kultur keine homogene Einheit ist, sondern ein dynamisches Miteinander und Gegeneinander von Gruppen, Subkulturen, Ideologie, Sprachen und Diskursen. Dies zu berücksichtigen bedeutet, nicht nur nach der kulturellen Bedingtheit ganz allgemein zum Beispiel von Definitionen, sondern nach deren konkreten gesellschaftlichen Verankerungen in der eigenen und in der fremden Theorie, in einer Subkultur, einer Gruppensprache oder einer Ideologie zu fragen. Daraus folgt, den gesellschaftlichen, sprachlichen und ideologischen Ursprung der eigenen Theorie und der mit ihr interagierenden und konkurrierenden Theorie zu erforschen – also Reflexion als Selbstreflexion zu betreiben.

3.2 *Wie können komparatistische Konstruktionen aussehen?*

Wie sind Relevanzkriterien, Selektionen und Klassifikationen für das Erkennen, Beschreiben und Verstehen von Phänomen zu gestalten? Wenn Zima folgend nach Habermas' Verständnis der Gegensatz System/Lebenswelt (1) für eine Diagnose der Entwicklung von Gesellschaft zu Grunde gelegt wird, geschieht dies anders, als wenn Luhmanns Gegensatz von System/Umwelt (2) theoretische Basis der Betrachtung und Analyse ist. Bei ersterem (1) sind die Herrschaftsmechanismen die Triebfeder sozialer Entwicklung. Bei (2) sind die sozialen Differenzierungsprozesse bedeutsam (Durkheim 1992; Simmel 1989: 109ff.).

An dieser Stelle ist also festzuhalten: Begriffe, Definitionen als Abbild sozialer Phänomene spiegeln soziale Gegebenheiten wider, sind kulturelle Ausdrucksformen und geben auch Machtmechanismen wieder. Bei deren Rezeptionen darf nicht vergessen werden, wie diese einzuordnen sind: Wer interpretiert Definitionen/Theorien wie (Zima 2011: 6ff.)? Wo liegt damit das Spannungsfeld eines Vergleiches? Als Ansätze vergleichender Forschung

kristallisieren sich, ganz grob formuliert, zwei Richtungen heraus: einerseits die Möglichkeit der Entwicklung universeller Kategorien (siehe Universalanspruch der Systemtheorie bei Luhmann (1997: 158)) oder andererseits die Notwendigkeit kulturspezifischer Kategorien und Konzepte mit dem Problem des Eurozentrismus (die Handhabung unseres west-/europäischen Denkens).

An dieser Stelle, muss daher die Beeinflussung von „Kultur“ auf theoretische Konzepte hervorgehoben werden – wir können auf der einen Seite den Einfluss von Kultur und den Einfluss kultureller Differenzen auf ein gesellschaftliches System erkennen und auf der anderen Seite handhaben wir Konzepte, die vordergründig „System“, „Struktur“ und „Funktion“ als Analyseinheiten beinhalten und bei denen der variable Faktor „Kultur“ zurücktritt. Es geht also bei vergleichenden Diskussionen, wie an anderer Stelle erwähnt, um kulturübergreifende bzw. kulturimmanente Forschungsansätze (Leimgruber 2014: 9).

Subsumierend ergeben sich m. E. folgende Fragen:

1. Können vergleichende Forschungen in den Formulierungen ihrer Vergleichskonzepte den subjektiven Einfluss ihrer theoretischen Grundannahmen vermeiden bzw. einschränken? Heißt zum Anfang jeder Untersuchung, man kann nur davon ausgehen, was den Betrachtenden als bekannt gilt?
2. Wie können Forschungskonzepte formuliert werden, die weit und offen genug sind, um die kulturellen Unterschiede der zu vergleichenden Untersuchungsgegenstände wie Institutionen, soziale Bewegungen, Konzepte zu erfassen?
3. Und auch die Frage nach dem Kulturbegriff stellt sich: also welche Begriffe, welches Verständnis werden in vergleichenden Ansätzen verwendet, damit wir uns verstehen?
4. Funktionen komparativer Praktiken beinhalten Klassifikationen, Konstitution und Rekonstruktion (Cappai 2005: 48ff.).
5. Bei komparativer Forschung geht es um Ordnung. Diese bestimmen auch die Vergleichsrelata (Renn 2005: 200), die dann komparativ ins Verhältnis gesetzt werden. Jeder Gegenstandskonstitution geht Ordnung voran. Vergleiche sind primär begriffs- und somit objektbildend. Sie dienen zum einen dem Nachweis von Identität und zum anderen dem Nachweis von Differenz¹⁶.

16 S. Die Vergleichsmethode (o.D.).

4 Konsequenzen für eine komparativ angelegte Geschlechterforschung

Der gesellschaftliche Umbruch von 1989 in der Russischen Föderation führt zu Veränderungen aller gesellschaftlichen Indikatoren einschließlich der Geschlechterverhältnisse. Dabei wird das Arrangement von Staat, Markt, Individuum, Familie, Geschlecht neu definiert. Diese Prozesse drängen Frauen in den häuslichen Bereich zurück bzw. versuchen dies; sie verändern die Zuschreibung der Wertigkeiten für Reproduktions- und Erwerbsarbeit sowie das geschlechterpolitische Wertesystem insgesamt. Die sozialistische Geschlechterordnung unterschied sich grundlegend von der westlichen und der heute gehandhabten. Die westliche Interpretation dieser Ordnung beschreibt diese als „patriarchalisch“, „quasipatriarchalisch“ „egalitär“. Forscherinnen aus der Russischen Föderation hingegen charakterisieren solch eine Ordnung einerseits als „aufgedrängten Geschlechtervertrag der berufstätigen Frau und Mutter“ und merken andererseits „das Fehlen von Männlichkeit“ an (Stein-Redent 2010: 58ff.). Eine historisch angelegte Analyse des Geschlechtervertrages im Sozialismus, die notwendig ist, um dessen Veränderung unter den neuen Bedingungen deutlich zu machen, hat daher Muster der Geschlechterrollen herauszuarbeiten, die West- wie Ost-Ansprüchen gerecht werden. Es soll auch angemerkt werden, dass Probleme der Lage der Frau im öffentlichen Diskurs heute entweder als nicht bedeutsam eingestuft werden oder dass Bilder generiert werden, die die Frau in einer Opferrolle abbilden. Es entstehen aber auch alternative Bilder wie zum Beispiel das der „business woman“. Damit wird zwar eine Entwicklung deutlich, die die Geschlechterzuschreibungen im Prozess der Ausdifferenzierung begreift und Differenzen in Abhängigkeit von der sozialen Lage, Bildung, Ethnie verdeutlicht. Gleichzeitig verweist die Forschung aber auch auf eine (neue) Kommerzialisierung von Sexualität ausschließlich bezogen auf den weiblichen Körper. Damit entsteht heute für sozialwissenschaftliche Forschung über das Geschlecht im postsozialistischen Raum, auch in der Russischen Föderation, eine neue Herausforderung.

Nach Eisenstadt (1979) wird den Beziehungen zwischen drei distinkten „symbolischen Codes“ und den institutionellen Ordnungsmustern und Arrangements einer Gesellschaft eine wesentliche Bedeutung zugeschrieben. Erstens ist der Code zu berücksichtigen, der auf die „Perzeption der Welt, des Lebens und der kosmischen Ordnung“ abstellt; zweitens sind jene symbolischen Orientierungen bedeutsam, „die die soziale Struktur als solche betreffen und die mit der Dimension wie Hierarchie, Qualität, Solidarität oder Macht in Zusammenhang stehen“; drittens sind „Symbole der kollektiven Identität zu beachten“ (Eisenstadt 1979: 13f.).

Bei interkulturellen Vergleichsforschungen sind bestimmte Gegebenheiten zu berücksichtigen, wenn es darum geht, Analysen und Interpretationen zum sozialen Wandel und dem Transformationsprozess in Osteuropa durchzuführen. Diese sind an die von Giddens' formulierten Leitsätze angelehnt, denen zufolge bei kulturvergleichenden Sozialstrukturanalysen Folgendes beachtet werden sollte:

„Vermeide Überverallgemeinerungen auf der Grundlage kurzer Zeitspannen [...] [und] auf der Grundlage einer einzigen Gesellschaft [...] Gehe nie davon aus, dass sozialer Wandel nur von immanenten Entwicklungen in einer Gesellschaft abhängt [...] Beachte den internationalen Kontext sozialer Strukturen und Prozesse“ (Giddens 1973: 15).

5 Problembehaftung

Ein solch geartetes Vorgehen hat sich mit bestimmten Problemen auseinanderzusetzen. Zum einen bezieht sich dies auf die Festlegung des begrifflichen wie analytischen Rahmens, der die unterschiedlichen Untersuchungsdimensionen und -ebenen aufnimmt. Zum anderen ist zu berücksichtigen, dass sich die nationalen Geschlechterregime zwar ähnlich entwickeln, diese aber vor dem Hintergrund historisch-spezifischer gesellschaftlicher Strukturen, länderspezifischer Varianzen im komplexen Zusammenwirken von (staatlichen und nichtstaatlichen) Institutionen, dem Handeln sozialer Akteur*innen (Gewerkschaften) und normativer Leitbildern in verschiedenen gesellschaftlichen Arenen geschehen. Das heißt, länderspezifische Ressourcen, Optionen wie auch Restriktionen für individuelles Handeln, die soziale Praxis im Umgang mit gesellschaftlichen und individuellen Konflikten (Demonstrationen, Scheidungsrecht) sind immer mitzudenken.

Bezieht man sich auf die hierfür notwendigen zu konstruierenden Analyseeinheiten für eine Untersuchung im Sinne der komparatistischen Geschlechterforschung, gilt es m.E. folgende Fragestellungen zu beantworten: Wie wird der Begriff Gender von Geschlecht (sex) abgegrenzt? Wie verhält sich das Konzept Gender-Regime zu anderen Regime-Konzepten? Wie erfolgen Periodisierungen, historische Betrachtungen, welche Indikatoren werden hier verwendet – zum Beispiel Etablierung bzw. Institutionalisierung der Geschlechterforschung? Welche Beobachtungsdimensionen sind für einen Vergleich denkbar? Welche theoretischen Ansätze sind im Mainstream verortet?

Nachdenkenswert erscheint Folgendes – und dies erschwert das gegenseitige Verstehen: Von westlichen Forscher*innen angewandte Messinstrumente spiegeln in der Regel Analysebedürfnisse nach westlichem Vorbild wider. Werden dabei gesamtgesellschaftliche Fragestellungen verfolgt, so können Unterschiede in den Gesellschaften und makrosoziale Sachverhalte primär in einem aktuell-historischen Gesellschaftsvergleich untersucht werden (zum

Beispiel politische oder wirtschaftliche Systeme). Denn Vergleiche sind hier weniger explizit, sondern eher ex post angelegt. Deshalb erleben wir immer Überraschungen, wenn sich scheinbar „plötzlich“ soziale Realitäten auftun, mit denen wir nicht gerechnet haben (wie zum Beispiel ein eigener Weg demokratischen Verständnisses in der Russischen Föderation). Für die Frauen- und Geschlechterforschung bedeutet dies, der Entstehungs- und Entwicklungsgeschichte der russischen Frauen- und Geschlechterforschung mehr Aufmerksamkeit zukommen zu lassen, um deren „innere Logik“ zu verstehen. Daneben sollten Beobachtungs- und Analyseeinheiten so angelegt sein, dass interkulturelle Vergleiche möglich werden. Zum Beispiel muss eine Definition von Armut oder von Mittelschicht als quantifizierbare Charakteristik zugleich bulgarischen, russischen, französischen etc. Verhältnissen Rechnung tragen und auf diese anwendbar sein. Das heißt, die methodischen, theoretischen und empirischen Vergleichsinstrumente müssen derart konzipiert sein, dass sie einen hohen Verallgemeinerungsgrad zulassen, der es ermöglicht, für verschiedene Kulturkreise gleichermaßen empirische Untersuchungen durchzuführen und zutreffende Aussagen zu finden. Hier liegt die Chance einer „gemeinsamen“ Frauen- und Geschlechterdiskussion „ein Allgemeines zu finden“ und die „Individualität [des jeweiligen Gender-Diskurses] schärfer zu erfassen und vom anderen abzuheben“ (Hintze 1982: 251). Gesellschafts- und kulturvergleichende Beobachtungs- und Analysegänge auf der sozialen Mikroebene von Handlungsmustern sind mit vielfältigen Problemen behaftet. Denn hierbei werden gründliche intragesellschaftliche und intrakulturelle Kenntnisse der zu vergleichenden Sozialwelten verlangt. Solche Kenntnisse sind letztlich notwendig, um die „Feinheiten“ einer Gesellschaft und der dort vorherrschenden Interaktionsmuster und Handlungsorientierungen zu erkennen. Erst mit diesen Erkenntnissen kann auf der Ebene interkultureller Vergleiche der Frage über Erfolg oder Nichterfolg, der Entsprechung oder Nichtentsprechung von Ergebnissen der Vergleichsforschung nachgegangen werden. Das heißt der Frage, warum „etwas“ bei uns genauso ist oder nicht so ist wie bei den anderen. In der gegenwärtigen Diskussion der Frauen- und Geschlechterforschung fällt insbesondere die Kontrastierung von Ost und West auf. Die wechselseitigen Beziehungen, die sowohl sozial, kulturell, wirtschaftlich und auch intellektuell von statten gehen (und gegangen sind), die Debatten und Bilder über- und voneinander, die gegenseitigen Beeinflussungen werden kaum verfolgt, den Ursachen der Unterschiede oder Annäherungen, die in solchen Beziehungen zu finden sind, wird selten nachgegangen. Meist erfolgt ein interkultureller Vergleich im Hinblick auf eine Ergebnisbezogenheit. Das heißt, es werden sogenannte Resultate sozialer Entwicklungen, also „fertige Produkte“ untersucht. Die Eigendynamik, die in jedem Land unter ganz spezifischen, nämlich eigenen Vorzeichen von statten geht, wird nicht oder kaum berücksichtigt, geschweige denn einbezogen. Hier ist die Frauen- und Geschlechterforschung gefordert, historischen Vergleich und

Transferanalyse miteinander zu verbinden, auch wenn eine methodische Trennung weiterhin sinnvoll erscheint. Diese Verbindung scheint aus meiner Sicht eine Möglichkeit zu sein, Unterschiede und Gemeinsamkeiten besser erklären zu können, auch wenn in einer komparativ angelegten Frauen- und Geschlechterforschung die ganze Komplexität hier nicht erfasst werden kann.

Schaut man auf Probleme der Vergleichsforschung mit Russland und deren Verortung im Bereich der Frauen- und Geschlechterforschung, so lassen sich hierfür zusammengefasst folgende Rahmenbedingungen ausmachen: In der Vergangenheit litt Russland unter zu viel Staat, der auf allen Ebenen der Gesellschaft involviert, wenn nicht gar Bestandteil war. Russische Föderation bedeutet nach wie vor Moskau, vielleicht noch St. Petersburg, Regionen und Städte außerhalb dieser „global cities“ finden kaum Beachtung, obwohl hier Prozesse von statten gehen, die es verdienen, analysiert zu werden (zum Beispiel Entwicklungen in Sibirien bzw. Transformationsprozesse in ländlichen Regionen). Damit wird das föderative Moment Russlands bislang in der Vergleichsforschung wenig beachtet: das Verhältnis der Hauptstädte zur „Provinz“. Russlands spezifische Fragen sind bei allen Analysen zu beachten, weil sie die Besonderheiten dieser nunmehr nach Öffnung strebenden Gesellschaft ausmachen. Schließlich ist der noch nicht gänzlich abgeschlossene Entscheidungsprozess einer Selbstzuschreibung, ob man sich Europa oder Asien mitsamt der Suche nach einer eigenständigen Entwicklung (russischer Sonderweg) zugehörig „fühlt“, zu nennen. Dieser dürfte nicht nur nachhaltig interkulturelle Vergleichsforschungen im Bereich von Frauen- und Geschlechterstudien, sondern auch Forschungen zur Sozialstruktur und zu Lebensstilen zum Beispiel beeinflussen.

Die oben dargestellten Problemfelder lassen erkennen, dass eine explizite und systematische Erforschung der Frauen- und Geschlechterforschung in der russischen Gesellschaft gefordert ist, um Gemeinsamkeiten und Unterschiede sowie Prozesse der Annäherung und Auseinanderentwicklungen im Vergleich zum westeuropäischen Frauen- und Geschlechterdiskurs verstehen zu können. Weiter nachgedacht werden muss in Zukunft auch darüber, welche der Grundintentionen¹⁷ in einer komparativ angelegten Frauen- und Geschlechterforschung verfolgt werden soll. Dies ist wichtig, damit die vergleichende Forschung in diesem Forschungsfeld eine stärkere Beachtung findet.

Vieles muss noch getan werden, damit wir uns verstehen (lernen), und auch, dass der hier skizzierte Gegenstand Eingang in unseren westlichen Gender-Diskurs findet – mit allen Schwierigkeiten, Kontroversen und Widersprüchlichkeiten.

17 Man unterscheidet in der Vergleichsforschung vier Grundintentionen: den analytischen, den aufklärenden, den verstehenden und den Identitätsvergleich. Siehe: Kaelble (1999: 48ff.)

Literatur

- Atteslander, Peter (2006): Methoden der empirischen Sozialforschung. Berlin: ESV.
- Beyme, Klaus von (1994): Systemwechsel in Osteuropa. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Cappai, Gabriele (2005): Der interkulturelle Vergleich. Herausforderungen und Strategien einer sozialwissenschaftlichen Methode. In: Renn, Joachim et al. (Hrsg.): Kulturen vergleichen: Sozial- und Kulturwissenschaftliche Grundlagen und Kontroversen. Wiesbaden: VS Verlag, S. 48-78.
- Chotkina, Soja (1992): Zencina i socialnaja politika (genderny aspekt). Moskau: ISEPN.
- Dackweiler, Regina-Maria (2004): Wohlfahrtsstaat: Institutionelle Regulierung und Transformation der Geschlechterverhältnisse. In: Becker, Ruth/Beate Kortendiek (Hrsg.): Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden, Empirie. Wiesbaden: VS Verlag, S. 512-523.
- Die Vergleichsmethode (o.D.): Was ist eine Relation? <https://vergleichsmethode.wordpress.com/2008/11/20/50-einleitung/>. [Zugriff: 29.01.2020].
- Dittrich (Stein-Redent), Rita/Barbara Hölscher (2001): Transfer von Lebensstilkonzepten. Zu den Voraussetzungen interkultureller Vergleichsforschungen. Münster et al.: Waxmann Verlag.
- Dölling, Irene (2005): Ostdeutsche Geschlechterarrangements in Zeiten des neoliberalen Gesellschaftsumbaus. In: Schäfer, Eva et al. (Hrsg.): Irritation Ostdeutschland. Geschlechterverhältnisse in Deutschland seit der Wende. Münster: Verlag Westfälisches Dampfboot, S. 16-34.
- Durkheim, Emile (1992): Über die soziale Arbeitsteilung. Studie über die Organisation höherer Gesellschaften (mit einer Einleitung von Niklas Luhmann). Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Eisenstadt, Samuel N. (1979): Tradition, Wandel und Modernität. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Eisenstadt, Samuel N. (1999): Die Dimensionen komparativer Analyse und die Erforschung sozialer Dynamik. Von der vergleichenden Politikwissenschaft zum Zivilisationsvergleich. In: Kaelble, Hartmut/Jürgen Schriewe (Hrsg.): Diskurse und Entwicklungspfade. Der Gesellschaftsvergleich in den Geschichts- und Sozialwissenschaften. Frankfurt a.M./New York: Campus, S. 3-28.
- Esping-Andersen, Gosta (1990): The Three Worlds of Welfare Capitalism. Princeton, New Jersey: Princeton University Press.
- Etkin, Efim (Hrsg.) (1987): Russische Lyrik. Gedichte aus drei Jahrhunderten. Ausgewählt und eingeleitet von Efim Etkin. München/Zürich: Verlag Piper.
- Giddens, Antony (1973): The Class Structure of the Advanced Societies. London: Hutchinson.
- Goethe, Johann W. (1968): Maximen und Reflexionen. Gesamtausgabe, Band (XXI). München: dtv.
- Hildermeier, Manfred (2006): Osteuropa als Gegenstand vergleichender Geschichte. In: Budde, Cornelia et al. (Hrsg.): Transnationale Geschichte. Themen, Tendenzen und Theorien. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, S. 117-136.
- Hintze, Otto (1982): Soziologische und geschichtliche Staatsauffassung. In: Otto Hintze (Hrsg.): Soziologie und Geschichte. Gesammelte Abhandlungen zur Sozi-

- ologie, Politik und Theorie der Geschichte, Band (2). Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, S. 239-305.
- Kaelble, Hartmut (1999): Der historische Vergleich. Eine Einführung zum 19. und 20. Jahrhundert. Frankfurt a.M./New York: Campus.
- Kamphausen, Georg (2000): Quis indicabit? Die Krise der europäischen Intelligenz am Ende des 19. Jahrhunderts und die „Erfindung Amerikas“. In: Eßbach, Wolfgang (Hrsg.): Welche Modernität? Intellektuellendiskurse zwischen Deutschland und Frankreich im Spannungsfeld nationaler und europäischer Identitätsbilder. Berlin: Berlin-Verlag, S. 107-126.
- Kroneberg, Clemens (2009): Das Modell der Frame-Selektion. Grundlagen und soziologische Anwendung einer integrativen Handlungstheorie. https://madoc.bib.uni-mannheim.de/2986/1/Kroneberg_1.pdf/. [Zugriff: 28.01.2020].
- Leimgruber, Walter (2014): Kultur und Kulturtheorien: zwischen De- und Rekonstruktionen. https://sagw.ch/fileadmin/redaktion_sagw/dokumente/Publikationen/Akademievortraege/Akademievortrag_23_Leimgruber.pdf. [Zugriff: 01.12.2019].
- Luhmann, Niklas (1997): Die Gesellschaft der Gesellschaft. Band (1). Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Metz-Göckel, Sigrid (2010): Institutionalisierung der Frauen-/Geschlechterforschung: Geschichte und Formen. In: Becker, Ruth/Kortendiek, Beate (Hrsg.): Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden, Empirie. Wiesbaden: VS Verlag, S. 895-903.
- Müller, Klaus (1991): Nachholende Modernisierung? Die Konjunkturen der Modernisierungstheorie und ihre Anwendung auf die Transformation der osteuropäischen Gesellschaften. *Leviathan* 19, 2, S. 261-291.
- Osterhammel, Jürgen (1998): Die Entzauberung Asiens. Europa und die asiatischen Reiche im 18. Jahrhundert. München: C.H. Beck.
- Ott, Thomas (2000): Angleichung, nachholende Modernisierung oder eigener Weg? Beiträge der Modernisierungstheorie zur geographischen Transformationsforschung. *Europa Regional* 8, 3/4, S. 20-27.
- Pickel, Susanne et al. (Hrsg.) (2009): Methode der vergleichenden Politik- und Sozialwissenschaft. Neue Entwicklungen und Anwendungen. Wiesbaden: Springer VS.
- Renn, Joachim (2005): Die gemeinsame menschliche Handlungsweise. Das doppelte Übersetzungsproblem des sozialwissenschaftlichen Kulturvergleichs. In: Srubar, Ilja et al. (Hrsg.): Kulturen vergleichen: Sozial- und Kulturwissenschaftliche Grundlagen und Kontroversen. Wiesbaden: VS Verlag, S. 195-228.
- Rüsen, Jörn (1998): Einleitung: Für eine interkulturelle Kommunikation in der Geschichte. Die Herausforderungen des Ethnozentrismus in der moderne und die Antwort der Kulturwissenschaften. In: Rüsen, Jörn et al. (Hrsg.): Die Vielfalt der Kulturen. Erinnerung, Geschichte, Identität. Band (4). Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 12-36.
- Schmitt, Britta (1997): Zivilgesellschaft, Frauenpolitik und Frauenbewegung in Russland. Von 1917 bis zur Gegenwart. Königstein/Taunus: Ulrike Helmer Verlag.
- Simmel, Georg (1989): Über soziale Differenzierung. Sociologische und psychologische Untersuchungen. Leipzig 1890. Gesamtausgabe, Band (2). Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 109-295.
- Stark, Birgit/Magin, Melanie (2013): Komparative Forschungsansätze. Theoretische Grundlagen und methodische Verfahrensweisen. In: Möhring, Wiebke/Daniela

- Schlütz (Hrsg.): Handbuch standardisierter Erhebungsverfahren in der Kommunikationswissenschaft. Wiesbaden: Springer VS, S. 145-164.
- Stein-Redent, Rita (2008): Zum Wandel der Familie in Russland. Eine Bestandsaufnahme ihrer Veränderungen seit 1917. Hamburg: Verlag Dr. Kovac.
- Stein-Redent, Rita (2010): Verstehen wir uns? – Perspektiven und Probleme vergleichender Geschlechterforschung in Ost und West. In: Ernst, Waltraut (Hrsg.): Internationale Frauen- und Genderforschung in Niedersachsen: Grenzregime: Geschlechterkonstellationen zwischen Kulturen und Räumen der Globalisierung. Münster: LIT Verlag, S. 147-163.
- Tjutschew, Fedor (1866/1996): Rossiju ne ponjatj... In: Tjutschew, Fedor: Izbrannoe. Vsemirnaja biblioteka poezii. Rostov-na-Donu. <https://rupoem.ru/tyutchev/umom-rossiyu-ne.aspx/>. [Zugriff: 12.03.2020].
- Weber, Max (1965): Die protestantische Ethik. Eine Aufsatzsammlung. Gütersloh: Gütersloher Verlagshaus.
- Weber, Max (1985): Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre. Tübingen: UTB, J.C.B. Mohr Verlag (Paul Siebeck Verlag).
- Werle, Dirk (2011): Wissenstransfer als Analyse­kategorie der Wissenschaftsentwicklung und ihre soziale­pistemologische Bedingungen. <http://fheh.org/wpcontent/uploads/2016/07/wissenstransfer.pdf>. [Zugriff: 29.01.2020].
- Wittenberg, Reinhard (2001). Einführung in die sozialwissenschaftlichen Methoden und ihre Anwendung in empirischen Untersuchungen I: Skript. (Arbeits- und Diskussionspapiere/Universität Erlangen-Nürnberg, Sozialwissenschaftliches Institut, Lehrstuhl für Soziologie, 01-01). <https://nbnresolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-318625>. [Zugriff: 20.01.2020].
- Wrede, Brigitta/Stein-Redent, Rita (2003): Neue Perspektiven für die Frauen- und Geschlechterforschung an der Fakultät für Soziologie in St. Petersburg. Journal Netzwerk Frauen- und Geschlechterforschung NRW 15, S. 68-69.
- Zima, Peter V. (2011): Komparatistische Perspektiven: Zur Theorie vergleichender Literaturwissenschaft. Tübingen: Francke Verlag, S. 1-90.

Weiblicher Ethnosexismus

Frauen als Produzentinnen und Adressatinnen sexistischer Rassismen in der Flüchtlingshilfe

Amanda Louise Palenberg

1 Das Konzept des Ethnosexismus und die Täter*innen

In Anlehnung an Dietze (2016), die nachzeichnet, wie im Nachgang der Kölner Silvesternacht 2015 der „Rape-Fugee“ konstruiert wurde, als männlicher, muslimischer Flüchtling, der eine Gefahr für Frauen darstellt,¹ möchte ich in diesem Beitrag die Konstruktion der weiblichen Geflüchteten der jüngsten Einwanderungswelle theoretisch und empirisch aufarbeiten.

Mit der Fokussierung auf die gender-Perspektive wird das Geschlecht als eine soziale Konstruktion anvisiert, die in Verbindung mit Zuschreibungen als Struktur- und Differenzkategorie die soziale Positionierung von Individuen bestimmt. Das soziale Geschlecht strukturiert danach in bestimmter Weise Lebensläufe entlang sozialer Hierarchien, worin sich auch andere Differenzkategorien im Sinne der Intersektionalität gegenseitig überschneiden (vgl. Hill Collins 2000) und sich in (Macht-)Ungleichheiten äußern. Daran anknüpfend ist das Geschlecht als Ungleichheitskategorie entscheidend für die Verortung von Wissen in Machtstrukturen der heteronormativen Gesellschaft (vgl. Singer 2010: 286, 291). Dieser Beitrag fokussiert ethnosexistische Intersektionen, also wie Frauen aufgrund der Kategorie Gender in Kombination mit Ethnizität (Migration/Flucht) und Religion (Islam) in sozialen Hierarchien degradiert werden. Dabei verorte ich meine Forschung in (feministischen) postkolonialen Diskursen, dem Okzidentalismus nach Said (2010) und Dietzes (2010) Okzidentalismuskritik als feministische Lesart sowie in der kritischen Migrationsforschung (und -pädagogik), beispielsweise nach Mecheril (2016).

Basierend auf Dietzes Herleitung des Begriffs *Ethnosexismus* als Kulturalisierung von Geschlecht,

„die ethnisch markierte Menschen aufgrund ihrer angeblich problematischen oder ‚rückständigen‘ Sexualität oder Sexualordnung diskriminiert“ (Dietze 2016: 4),

möchte ich diese Perspektive auf Rassismen gegenüber ethnosexualisierten Frauen anwenden. Dazu untersuche ich, welche Narrative bezüglich geflüch-

1 Allein die Tatsache, dass das Narrativ der „Kölner Silvesternacht“ keiner weiteren Erklärung bedarf, zeigt, wie nachhaltig diese Konstruktion wirkt (vgl. Dietze 2016).

teter muslimischer Frauen² existieren, wie diese als Zuschreibungen in Unterstützungsleistungen für Geflüchtete wirksam werden (hierbei ist interkulturelle Kompetenz als Qualifikation für haupt- und ehrenamtliche Unterstützer*innen reflexiv zu betrachten), und wie Teilhabe im Sinne eines selbstbestimmten Lebens in der Aufnahmegesellschaft für geflüchtete Frauen strukturiert wird.

Ethnosexismus als *Sexing Race* betrachtet die Intersektionen, denen Migrant*innen oder Geflüchtete ausgesetzt sind, wenn sie durch hegemoniale Deutungen strukturell benachteiligt werden. In diesem Sinne wird angenommen,

„dass Sexualpolitik eine Problematisierungsweise ist, mit der neoliberale Abendländlichkeit und Stigmatisierung von (muslimischer) Religion zu einem Überlegenheitsmuster verknüpft werden, das Freiheit sexualisiert und als (sexuell) unfrei angerufene Gruppen rassistiert“ (Dietze 2017: 9).

Dietze (2016: 5) definiert Ethnosexismus nicht nur

„als westliche patriarchalische Machtstrategie zur Kontrolle von Frauen, die auch westliche Frauen indoktriniere, um sie von ihren ethno-sexistisch markierten Schwestern zu trennen und ihre eigene unvollendete Emanzipation vergessen zu machen“.

Vielmehr verweist sie auf die Handlungsmacht, die sie westlichen weißen Frauen zuspricht und damit eine rein patriarchalische *Verschwörungstheorie* ausschließt. Im Sinne des reflexiven Rassismus von Karakayali (2011) sind demnach „auch weiße Frauen unter die Akteurinnen ethnosexistischer Diskriminierungsstrategien zu zählen“ (Dietze 2016: 6). Daran anknüpfend soll dieser Beitrag anhand empirischen Materials aufzeigen, wie weibliche Unterstützerinnen ethnosexialisierende Kategorisierungen gegenüber geflüchteten Frauen vornehmen und wie innerhalb der unterstützenden Praktiken Gegensätzlichkeiten konstruiert werden. Zudem sollen die Auf- und Abwertungsprozesse nachgezeichnet werden, die innerhalb unterstützender Interaktionen vollzogen werden, und auf ihre grundlegenden Strukturen hin untersucht werden.

2 Meine Forschung beschäftigt sich hauptsächlich mit geflüchteten Syrerinnen.

2 Syrerinnen zwischen geschlechts- und kulturspezifischen Zuschreibungen

Für die Analyse der Unterstützungsstrukturen wird das empirische Material einbezogen, das aus Interviews mit verschiedenen Akteurinnen eines Netzwerkes zur Flüchtlingshilfe stammt. Daran beteiligt waren Sozialarbeiterinnen, ehrenamtliche Unterstützerinnen sowie eine Arbeitgeberin. Die Interviews wurden für mein Dissertationsprojekt erhoben, das sich mit der selbstbestimmten Teilhabe syrischer Frauen beschäftigt. Dazu wurde nach der *Reflexiven Grounded Theory*³ mittels verschiedener Erhebungsformate (Interviewtranskripte, Beobachtungsprotokolle, Feldnotizen und Zeitungsartikel) ergründet, wie syrische Frauen in unterstützenden Netzwerken konstruiert werden, wie sich diese Fremdkonstruktionen von Selbstkonstruktionen der Syrerinnen unterscheiden und wie sich diese Diskrepanz auf deren Teilhabe auswirkt. Dieser Beitrag fokussiert nun vor allem die Perspektive auf weibliche Unterstützerinnen und ihre Handlungsweisen in unterstützenden Tätigkeiten. Zur Annäherung an diese Perspektivierung wird im Folgenden ein erstes empirisches Beispiel eingeführt. Sozialarbeiterin 2 (31):

„Also uns ist schon auch daran gelegen, dass grade die Frauen, äh, dazu zu ermutigen, ja, was heißt, was aus ihrem Leben zu machen (lacht), aber das denen nochmal aufzuzeigen, dass sie hier vielleicht doch ein paar andere Möglichkeiten haben als in ihrem Heimatland.“

Dieses erste Beispiel illustriert, wie verschiedene Gegensätze hergestellt und verortet werden. Ein Gegensatzpaar ist das *hier* und das *Heimatland*, was einen Raum erzeugt, innerhalb dessen sich geflüchtete Frauen scheinbar zu bewegen und zu verorten haben. An das *hier* und das *Heimatland* sind spezifische *Möglichkeiten* gekoppelt, die sich in ihren zugeschriebenen Qualitäten unterscheiden. Das Lachen der Sprecherin lässt darauf schließen, dass die *Möglichkeiten*, die sie dem *Heimatland* zuschreibt, im Gegensatz zu den *Möglichkeiten* im *hier* wortwörtlich zu belächeln seien, also qualitativ niedriger einzustufen seien.

- 3 Der Konzeption der *Reflexiven Grounded Theory* wird erkenntnistheoretisch eine konstruktivistische Ausrichtung zugrunde gelegt. Die forschende Person ist „in mehrfachem Sinn Teil des Untersuchungsfeldes: Als Handelnde und Interagierende“ (Breuer et al. 2018: 10). Aus reflexiver Perspektive soll diese Konstellation neues Potenzial ausschöpfen, indem ein neues „epistemisches Fenster“ (ebd.: 19) geöffnet wird. Der *Reizwert*, der den Forschenden zugeschrieben wird, wird als Charakteristikum reflexiv in die Theoriebildung einbezogen, indem diese Faktoren nicht als zu eliminierende methodische Fehler, sondern als Quelle epistemischer Inspiration betrachtet werden (vgl. ebd.: 84). Die multi- und interdisziplinäre Ausrichtung wird ergänzt durch die Eignung „für Untersuchungsanliegen, bei denen die Forschenden ein gewisses Maß an identifikatorischem *Herzblut* mitbringen, die Züge *persönlicher Projekte* besitzen – bei denen *nah heran* gegangen wird, bei denen es etwas *Neues* zu entdecken bzw. zu konzeptualisieren gibt“ (ebd.: 12).

Daran anknüpfend wird die Ziel-Kategorie eingeführt „*etwas aus ihrem Leben zu machen*“; sie verweist implizit auf die Kategorie eines guten Lebens, eines lebenswerten Lebens und eines selbstbestimmten Lebens, in dem bzw. aus dem heraus etwas gemacht, geschaffen wird. Dieser Standard bzw. Wert wird von der Sprecherin im *hier* verortet und ist an die *Möglichkeiten* im *hier* gekoppelt, die sie dem *Heimatland* der Geflüchteten abspricht. Die Formulierung, *hier* gäbe es *andere Möglichkeiten*, ist vermutlich ebenfalls zu deuten als *mehr Möglichkeiten*, was eine Pluralisierung des *hier* impliziert im Gegensatz zu einer einfältigen Lebensweise, die im *Heimatland* verortet wird.

Ein weiterer Gegensatz, den die Sozialarbeiterin im Interview konstruiert, ist der zwischen geflüchteter Frau und geflüchtetem Mann. Es sei wichtig, *grade* also besonders *die Frauen zu ermutigen*, was bei Männern nicht notwendig zu sein scheint. In der Sphäre des *Heimatlandes* wird also gedanklich eine Differenzierung zwischen Männern und Frauen⁴ vorgenommen. Frauen wird dabei im Speziellen eine fremdbestimmte Lebensführung zugeschrieben, somit bedarf es in den Augen der Sozialarbeiterin einer Ermutigung der Frau im Hinblick auf die selbstbestimmte Ergreifung der Möglichkeiten. Dies lässt vermuten, dass *orientalisch*⁵ markierten Männern hingehen nicht nur Selbstbestimmung, sondern auch die Hoheit über die Fremdbestimmung der Frauen zugeschrieben wird. Dieses geschlechtlich markierte Machtverhältnis wird dem *Orient* zugeschrieben und gleichzeitig im okzidental Kontext gelehnet.⁶ Hierbei kommt der Ethnosexismus als *Sexing Race* insofern zum Tragen, dass ethnisierte Frauen qua Geschlecht doppelt diskriminiert werden.

Im Hinblick auf Dietzes okzidentalistische Perspektive kann nun herausgearbeitet werden, wie an der Figur der Frau Orientalisierungen vorgenommen und verhandelt werden. Die Kontrastierung durch die Sozialarbeiterin im Interviewausschnitt illustriert und konstruiert Gegensätzlichkeiten. Zum einen wird ein *hier* konstruiert, eine Lebenswelt, in der Frauen selbstbe-

- 4 An dieser Stelle möchte ich anmerken, dass ich mir der Binarität dieses dichotomen Konstruktes durchaus bewusst bin. Als Frauen bezeichne ich in diesem Beitrag Personen, die von mir und anderen Feldakteur*innen weiblich gelesen werden (die Bezeichnung „Frau“ wird hierfür als hinreichender Indikator genutzt, dass Sprecher*innen die Personen, über die sie sprechen, weiblich lesen). Für die Bezeichnung Mann verhält es sich genauso. Es wird darüber hinaus angenommen, dass geschlechtliche Diversität im Feld (zumindest von Unterstützer*innen) nicht als relevant angesehen wird.
- 5 Ich weise darauf hin, dass im Folgenden die Begriffe *Orient/oriental* und *Okzident/okzidental* kursiv gedruckt werden, um kontinuierlich auf die Konstruiertheit der Begriffe aufmerksam zu machen und sie damit grundsätzlich infrage zu stellen. Innerhalb direkter Zitate wird die Schreibweise der Verfasser*innen beibehalten.
- 6 Hierbei ist anzumerken, dass nicht relativiert werden soll, dass Phänomene der Unterdrückung existieren. Es soll vielmehr dekonstruiert werden, dass es sich dabei um als *oriental* zu verortende Eigenheiten handelt. Außerdem soll am Material verdeutlicht werden, dass es nicht entscheidend ist, ob Unterdrückung existiert, sondern vielmehr, ob dies von Unterstützer*innen angenommen wird.

stimmt etwas aus ihrem Leben machen können, in der sie vielfältige Möglichkeiten haben, die Freiheit(en) suggerieren: der *Okzident*, die *westliche* Welt, Europa, Deutschland. Zum anderen wird der Gegensatz konstruiert: der *Orient*, der Lebensraum, in dem die Frau unter Repressionen leben muss, sich nicht entfalten kann, keine Möglichkeiten zur Selbstverwirklichung hat (oder dies nicht will), nicht frei ist.

Nach Said (2010) ist die Konstruktion des *Orients* und der *Orientalen* erst die Bedingung der Möglichkeit der (Selbst-)Konstruktion des *Okzidents*. Die Konstruktion des *Heimatlandes* durch die deutsche Sozialarbeiterin ist die Grundlage für die Konstruktion des *hier*. Die Konstruktion der geflüchteten Frau ist die Grundlage für die Selbstkonstruktion der deutschen Frau. Die Pluralisierung des *hier*, mit seinen vielfältigen *Möglichkeiten*, seinen Freiheiten, seiner Modernität, existiert nur durch die Gleichzeitigkeit der Einfachheit des *Heimatlandes*, seiner Restriktionen und seiner Rückständigkeit.

Dietze (2010) denkt Saims Orientalismus (2010) insofern weiter, dass sie den Dreh- und Angelpunkt der Verhandlung dieser Gegensätze in der Figur der Frau sieht. Dietze argumentiert, dass an der Frau symbolisch manifestiert wird, wofür *Orient* und *Okzident* stehen. Dabei wird der *Okzident* als modern, fortschrittlich, aufgeklärt und emanzipiert konstruiert, der *Orient* entsprechend als veraltet, traditionell, zurückgeblieben und unterdrückt.

Im Kontext aktueller integrativer Bemühungen, die dieser Beitrag in den Blick nimmt, könnte zunächst angenommen werden, dass die „Rückständigkeit“ der *Orientalen* (Frauen) durch unterstützende Tätigkeiten entgegengewirkt wird, es sozialarbeiterisches oder unterstützerisches Bestreben sei, die vermeintlichen Defizite auszugleichen und die Möglichkeiten des *hier* auch tatsächlich „an die Frau zu bringen“, wie es der obige Interviewauszug suggeriert. Tatsächlich lässt sich jedoch beobachten, dass geflüchtete Frauen in einer Weise unterstützt werden, die die orientalistische Konstruktion eher reproduziert. Sozialarbeiterin 2 (78):

„Also oft is es auch dann unsere Aufgabe, die n bisschen zu desillusionieren, leider. Weil viele doch sehr hohe Wünsche und Anforderungen haben an sich selbst. Und dann muss man bisschen, n bisschen die manchmal runterholen.“

Sozialarbeiterin 1 (79):

„Ja denen auch einfach n realistisches Ziel setzen, so. Und ähm, ja, die auch auf jeden Fall aufklären, also was das auch bedeutet, so ne Ausbildung zu machen hier, oder n Studium, ähm, weil die da, glaub ich, noch nicht so wirklich die Vorstellung von haben.“

In dieser Interviewsequenz mit zwei Sozialarbeiterinnen⁷ wird deutlich, dass dem Unterstützungsverhältnis eine Hierarchie zugrunde liegt, die festschreibt, wer bestimmt, in welchem Maße integratives Verhalten zulässig ist. Aus der

7 Sozialarbeiterin 1 und 2 wurden zusammen befragt, daher tauchen ihre Aussagen hier direkt nacheinander auf.

Logik der Hilfeleistenden und Hilfesuchenden heraus haben die Sozialarbeiterinnen die (Deutungs-)Hoheit über die Bedürfnislage der Klientinnen und die Unterstützungsleistungen, die gewährt werden. Demnach entscheiden die Sozialarbeiterinnen, welche Ziele realistisch sind, was es legitimiert, geflüchtete Frauen auf der einen Seite zu ermutigen, „etwas aus ihrem Leben zu machen“, und sie auf der anderen Seite „ein bisschen runter zu holen“. Welchen Spielraum diese Grenzmarkierungen rahmen, liegt im Ermessen der Sozialarbeiterinnen. Welche Folgen dies für die Teilhabe der geflüchteten Frauen haben kann, wird im abschließenden Teil dieses Beitrages thematisiert.

Der Interviewausschnitt gibt weiteren Aufschluss darüber, wie geflüchtete Frauen konstruiert werden. Die beiden Sozialarbeiterinnen sprechen davon, geflüchtete Frauen desillusionieren zu *müssen*. Daraus lässt sich schließen, dass sie geflüchteten Frauen zuschreiben, irrational zu handeln und eine illusionsartige Vorstellung über das Leben *hier* zu haben. Ebenfalls wird geflüchteten Frauen unterstellt, dass sie unwissend bezüglich der Ausbildungs- oder Studienmöglichkeiten seien, was einer Aufklärung bedürfe. Insgesamt werden geflüchtete Frauen, *orientalisch* und weiblich Markierte, konstruiert als unmündig, fremdbestimmt, irrational und unwissend. Diese Zuschreibungen erfahren sie im Kontext institutionalisierter Integrationsmaßnahmen häufig von Frauen.

Es ist nicht lange her, dass sich auch westliche, weiße, europäische, deutsche Frauen mit ebendiesen Attribuierungen und Fremdzuschreibungen, die ihre Freiheit beschnitten, konfrontiert sahen und sich aus der Unterdrückung von patriarchalischen Strukturen herauskämpften (und sich immer noch in diesem Kampf befinden, vgl. dazu beispielsweise Rommelspacher 2007). Dass die Frau als defizitäres Gegenstück zum Mann konstruiert und qua Geschlecht ihrer Rechte beraubt wird, erinnert an Zeiten vor der Frauenbewegung. Dennoch wird diese Praxis fortgeführt, indem Frauen ihre „ethno-sexistisch markierten Schwestern“ (Dietze 2016: 5) auf gleiche Weise stigmatisieren – bewusst oder unbewusst.

Diese Handlungsweise erfüllt nach Dietzes Argumentation den Zweck der Selbstaufwertung gegenüber der Abgewerteten. Die Aufwertung des Selbst durch die Abwertung der ethnisierten Anderen ist Programmatik des Orientalismus und im sexualisierten Kontext Logik der okzidentalistischen Kritik. Die Frauen- oder Geschlechterfrage stellt

„für das Gleichheitspostulat des Okzidents eines seiner größten Legitimationsprobleme dar, werden doch Demokratie, Chancengleichheit und Gerechtigkeit als Hauptindiz für seine Überlegenheit angeführt“ (Dietze 2010: 34).

Der eigene Sexismus wird im Zuge der Debatte geleugnet und im *orientalischen* Patriarchat verortet. „Die okzidentale Frau wird damit performativ als bereits emanzipiert inszeniert“, was „Feministischen Okzidentalismus“ zu einem guten Deal „für heimische Patriarchen“ (ebd.: 36) macht, indem er die eigene Frauenfrage verschiebt. Diese Praktiken der Inszenierung und Ver-

schleierung werden von *okzidental*en Männern und Frauen gleichermaßen getätigt.

„Diese Verschiebung eigener Probleme und Widersprüche auf die andere Kultur soll die dominante Kultur vom Problemdruck entlasten und sie in ihrer Überlegenheit und Vorbildlichkeit stärken“ (Rommelspacher 2007: 260).

Dies wird zum eigenen Problem, wenn

„Auseinandersetzungen um Geschlechtergerechtigkeit in der Mehrheitsgesellschaft zunehmend überflüssig“ (ebd.: 260)

werden und *westliche* Frauen durchgängig als emanzipiert bezeichnet werden.

„Diese ‚Emanzipation‘ bemisst sich jedoch nun nicht mehr an der Ungleichverteilung von Arbeit, Einkommen und Status zwischen Männern und Frauen, sondern am Abstand zwischen ‚der westlichen‘ und ‚der islamischen‘ Frau“ (ebd.: 260).

„Einheimische deutsche berufstätige Frauen steigen in der Tat immer mehr auf, sie verdanken dies jedoch mehr einer Unterschichtung durch ethnische Minderheiten als einer Umverteilung von Arbeit zwischen Männern und Frauen im Privatleben wie im Arbeitsbereich. Eine solche ‚Emanzipation‘ erweist sich also insofern als eine Illusion, als sie mit ethnischer Privilegiertheit verwechselt wird“ (ebd.: 260).

Ein Indiz für die (vermeintlich abgeschlossene) Emanzipation der *okzidental*en Frau ist ihre angebliche berufliche/erwerbstätige/finanzielle Selbstbestimmung und Unabhängigkeit, die *oriental*en Frauen abgesprochen wird. Im Folgenden wird ein Interviewausschnitt mit einer Arbeitgeberin herangezogen, um aufzuzeigen, welche stereotypen Vorstellungen berufliche Teilhabe geflüchteter Frauen beeinträchtigen. Arbeitgeberin (13):

„Hab ich auch gesagt, was soll denn das junge Mädchen⁸ machen? Die jungen Frauen haben es sowieso schwieriger als Männer und die müssen sich auch noch durchboxen. [...] Das ist ja sowieso bei jungen Migrantinnen oder Frauen das Problem so, die wollen ja irgendwann heiraten und dann sagt sie: „Dann bin ich ja 24 wenn ich fertig bin.“ Aber (lacht), aber es ist natürlich bei den jungen Flüchtlingsfrauen noch was anderes, viele sind ja mit 16, 17 verheiratet...“

Die Formulierung, die syrischen jungen Frauen müssten sich *auch noch durchboxen*, suggeriert zum einen, dass dies möglicherweise nicht für syrische junge Männer gilt, und ebenfalls nicht für deutsche junge Frauen. Hierbei werden Freiheit und Selbstbestimmung als Ressourcen, die eine Berufstätigkeit verlangt, ethnisch und geschlechtlich markiert, *oriental*en Frauen abgesprochen und im *Okzident* verortet. Flüchtlingsfrauen hingehen werden ein junges Heiratsalter und Fremdbestimmtheit zugeschrieben und dies gleichzeitig problematisiert, also – im wahrsten Sinne des Wortes – als Negativ der *okzidental*en Frau konstruiert. Diese Bewertung wird bestärkt durch das La-

8 Die Rede ist von einer 21-jährigen Syrerin.

chen der Sprecherin, die aus ihrer privilegierten Lage heraus als nicht nur berufstätige Frau, sondern sogar als Arbeitgeberin die Überlegenheit ihres Status ethnisch-kulturell markiert. Die vermeintlich schlechten Voraussetzungen der jungen Syrerin werden hierbei in ihrer Kultur und ihrer Ethnizität als strukturelle Unterdrückung und Fremdbestimmtheit festgeschrieben, anstatt sie fluchtbedingt mit den (noch) fehlenden Sprachkenntnissen und eventuell kriegsbedingt mit verpasster Schulbildung zu begründen. Stattdessen wird durch die Herstellung des Kontrastes zwischen *okzidentaler* und *orientaler* Frau die eigene Position aufgewertet.

Neben der ethnisch-kulturellen Markierung ist Religion ebenfalls ein wirksamer Marker, wobei hier nicht theologische Überzeugungen eine Rolle spielen, sondern ausschließlich die weltliche Dimension, die den Islam und die Muslim*innen „spiegelbildlich zum schöpferisch-rationalen Menschen des Okzidents postiert“ (Karakayali 2011: 98). Traditionell fungiert *der Islam* seit jeher als Gegenspieler *des Westens* (vgl. Rommelspacher 2002: 99). Dabei wird der christlich-abendländische *Okzident* als moderne Lebenswelt konstruiert, der muslimische *Orient* hingegen als veraltet, quasi symbolisch als dunkle prä-aufgeklärte Vergangenheit des *Okzidents* (vgl. Karakayali 2011: 99). Als weiblich markiertes Symbol des Islams steht paradigmatisch das Kopftuch. Arbeitgeberin (13):

„Hier vor Ort is sie zwar schon besser angesehen, weil sie nicht unbedingt ne Kopftuchträgerin is. Das is natürlich schon oft n Problem in Firmen, dass die Leute das nicht so gerne sehen, wenn man n Kopftuch trägt. Deshalb war das für uns eigentlich schon recht einfach. Da brauchten wir überhaupt kein, da haben wir überhaupt kein Problem jetzt. Aber unter ihren Landsleuten hat sie natürlich immer das Problem, dass sie als Christin gilt, nicht als Muslim.“

Die Arbeitgeberin problematisiert das muslimische Kopftuch, obwohl ihre Auszubildende weder Muslimin ist, noch ein Kopftuch trägt. Die ethnische Markierung qua Status *Flüchtling* oder im Hinblick auf die Herkunft bzw. Nationalität *Syrerin* lässt sich offenbar aber kaum von der Kategorie *Islam* trennen. Somit werden Zuschreibungen unhinterfragt reproduziert und stabilisieren das Bild eines kulturalisierten Islams.

Messerschmidt (2018: 380) bricht es auf eine simple Formel runter:

„Die muslimische Frau gilt im antimuslimischen Diskurs als besonders unterdrückt, was den muslimischen Mann implizit zum patriarchalen Unterdrücker macht. Sexismus und Rassismus gehen ein Bündnis ein, dem dringend ein Gegenbündnis feministischer Rassismuskritik entgegenzusetzen ist“,

um die Konstruktionen aufzubrechen. Eine ähnliche Kernaussage findet sich bei Rommelspacher (2009: 401), die argumentiert, dass die Emanzipation westlicher Frauen im antimuslimischen Diskurs als Überlegenheit und Fortschrittlichkeit im Kontrast zur muslimischen Frau definiert wird. Dadurch geht es nicht mehr um das Aufholen der Benachteiligungen gegenüber (west-

lichen) Männern, was der (westlichen) feministischen Debatte und der Grundproblematik von Geschlechterungleichheit nicht entgegenkommt.

Rückbezogen auf den letzten Interviewausschnitt kann dies bedeuten, dass die Kategorie *Islam* konsequent bezüglich „*orientaler Personen*“ mitgedacht werden muss, um die *okzidentale* Überlegenheit zu rechtfertigen und zu reproduzieren. Der kulturalisierte Islam als fester Bestandteil des *Orients* fungiert als Hauptargument der westlichen Überlegenheit. Ebenfalls festgeschrieben in diesem Konstrukt aus *Islam* und *orientaler* Kultur sind patriarchalische (Familien-)Strukturen und Rollenverständnisse. Ehrenamtliche 6 (54ff.):

„Ja sie is ne tolle Frau, und sie könnte auch was werden und könnte auch was machen hier, aber ich glaube... (Ehrenamtlicher 7: Sehr intelligent...) Ja, und der Mann der hindert sie nur, hab ich das Gefühl. Aber da kann ich nicht vermitteln, das schaff ich nicht. (lacht) Da bei dem Punkt nicht. Ja... (Ehrenamtlicher 7: Ne, ne da muss man... Man kann ja nich irgendwie ne Ehe auseinander führen...) Ne ne, ne ne. (Ehrenamtlicher 7: Das geht nicht. Da müssen die selber ihren Weg finden.) Aber, diesem Ehepaar, kann ich nicht helfen.“

Dieses interviewte Ehepaar engagiert sich ehrenamtlich in der Flüchtlingshilfe und begleitet unter anderem geflüchtete Familien aus Syrien. Sie berichten, dass sie in einer Familie beobachten, dass die Frau von ihrem Ehemann unterdrückt wird und ihre Teilhabe am außerfamiliären Leben beeinträchtigt wird. Diese Situation bewerten sie zwar als Missstand, sehen sich aber nicht in der Lage, einzugreifen. Die patriarchalische Familienstruktur wird als unantastbar angesehen, als fest im Konstrukt aus Herkunftskultur und Religion verankert. Hier werden *okzidental* verortete Werte (Demokratie, Chancengleichheit der Geschlechter, Freiheit) nicht als Maßstab an *oriental* verortete Verhaltensweisen gelegt und somit konserviert.

Ein ähnlicher Zusammenhang lässt sich bezüglich der familiären Kinderbetreuungsfrage beobachten. Die interviewte Sozialarbeiterin berichtet im Folgenden von einem Deutschkurs, der probeweise mit integrierter Kinderbetreuung angeboten wurde, zu dem mehr Frauen erschienen, als zuvor angenommen wurde. Sozialarbeiterin 1(136):

„Ja, da ham wir auch nich mit so ner positiven Resonanz gerechnet, also das scheint echt so n bisschen das Geheimrezept zu sein, irgendwie nen Kurs anzubieten mit Kinderbetreuung vor Ort...“

Vereinbarkeit von Kinderbetreuung und Beruf oder (Aus-/Weiter-)Bildung ist ein Thema, dass im gesamtgesellschaftlichen Bewusstsein verankert sein sollte. Dass eine Kinderbetreuung an der Bildungsstätte die Teilnahme am Deutschkurs für geflüchtete Frauen erleichtern sollte, dürfte eigentlich nicht überraschen – tut es aber offensichtlich. Die Sozialarbeiterinnen, die für die Koordination verantwortlich sind, haben nicht damit gerechnet, dass geflüchtete Frauen vermehrt an einem Kurs mit Kinderbetreuung teilnehmen würden. Im Umkehrschluss heißt das, dass sie den Frauen ein grundsätzliches In-

teresse am „Deutsch lernen“ abgesprochen haben, unabhängig von organisatorischen Fragen. Die Vereinbarkeitsfrage, die im *Okzident* längst als weiblich verortetes Problem erkannt wird, wurde auch hierbei nicht als „Maßstab“ an das Verhalten *orientaler* Frauen angelegt und als naheliegende Lösungsstrategie angenommen. Vielmehr überraschte die Parallele zu *okzidental*en „Frauenproblemen“ die Sozialarbeiterinnen.

3 Gefangen in orientalistischen Konstruktionen

Bis hierher wurden verschiedene empirische Beispiele dafür geliefert, dass unterstützende Tätigkeiten in der Flüchtlingshilfe von orientalistischen Zuschreibungen geprägt sind, was oft zu Nachteilen für geflüchtete Frauen führt. Innerhalb der Migrationsgesellschaft avancieren sie zu Migrant*innen zweiter Klasse, weil die vermeintliche Hierarchie in der Herkunftskultur mitgedacht wird. Diese doppelte Degradierung lebt durch eine sich selbst reproduzierende Rechtfertigungslogik – zur vermeintlichen Überlegenheit *okzidental*er Frauen und tatsächlicher doppelter Überlegenheit *okzidental*er Männer. Die Brisanz potenziert sich geradezu, wenn erneut betont wird, dass es sich hierbei um die Betrachtung sexualisierter Rassismen in integrativen und unterstützenden Strukturen handelt; gerade in diesen Strukturen wird grundsätzliches Wohlwollen, Akzeptanz und Offenheit gegenüber ethnisch markierten Anderen vorausgesetzt. Nach Mecheril (2007: 27) dient Interaktion mit Migrant*innen demnach der Legitimierung der Selbstkonstruktion und des eigenen Status und geschieht nicht etwa aus reinem Interesse heraus, vielmehr ist interkultureller Austausch ein Instrument zur Verfestigung von Grenzen, Differenzen und Machtansprüchen.

Aus dem hier analysierten Datenmaterial lassen sich als Ergebnis zwei Muster im Kontext des unterstützenden Verhaltens erkennen, die wiederum Hierarchien und machtvolle Strukturen reproduzieren: Erstens, Unterstützerinnen erkennen Unterdrückung und greifen nicht ein und zweitens, Unterstützerinnen werden selbst zu Unterdrückerinnen.

In beiden Fällen ist die *agency*⁹ der geflüchteten Frauen beschnitten, da sie sich als Empfängerinnen von Unterstützungsleistungen (Betreuung, Beratung, etc.) in unterlegenen Positionen befinden. Als Ergebnis haben die Frauen kaum eine Chance, entsprechend ihrer eigenen Vorstellungen zu handeln. Die unterstützenden Frauen bleiben in beiden Fällen in ihrer privilegierten und überlegenen Position und stellen keine richtige „Augenhöhe“ her. Die Frage bleibt, ob Frauen tatsächlich Einbußen ihrer eigenen Privilegien als

9 Hiermit verweise ich auf das Konzept der *agency* nach Emirbayer und Mische (1998).

Angehörige der Mehrheitsgesellschaft fürchten oder ob das Gefühl der Überlegenheit ausschlaggebend für das Verhalten ist.

Aus den Beispielen wird ersichtlich, wie die befragten Unterstützerinnen geflüchtete Frauen konstruieren, welche Fähigkeiten, Kompetenzen, Ressourcen und Handlungsspielräume sie ihnen zuschreiben oder absprechen. Es bleibt zu fragen, wie auf geflüchtete Frauen reagiert wird, die nicht dem Stereotyp einer unemanzipierten *orientalen* Frau entsprechen. Hierzu zeigt sich, dass diese Frauen als „Positivbeispiele“, als „Ausnahmen von der Regel“ typisiert werden.

Ein Zeitungsartikel aus der Oldenburgischen Volkszeitung vom 20.4.2019 titelt: „Izdehar Mustafa ist beruflich angekommen.“ Es heißt weiter, sie arbeite „als Dolmetscherin und Tagesmutter. Zudem leitet die Syrerin Nähkurse und engagiert sich ehrenamtlich“. Ihre Unterstützerin von der Koordinierungsstelle Frauen und Wirtschaft im Oldenburger Münsterland bezeichnet Mustafa als „Paradebeispiel“ und erklärt weiter:

„Gerade für weibliche Flüchtlinge ist es aufgrund ihrer familiären Situation häufig nicht möglich, Sprachkurse zu besuchen oder einen Beruf auszuüben“.

Da sei aktive Hilfe und Beratung erforderlich (Timpheus 2019).

Die Formulierung der Unterstützerin zeigt deutlich, wie „Paradebeispiele“ als Ausnahmen inszeniert werden und an ihnen die „normale geflüchtete Frau“ als Regel konstruiert wird. So wird die Ordnung aufrechterhalten, in der sich die *okzidentale* Frau in jedem Fall als Überlegene positioniert und die geflüchtete Frau als Symbol des *Orients* in ihrer Rückständigkeit fest schreibt.

4 Die ewige Subalterne?

Spivaks (1988) postkoloniale Perspektivierung weiblicher Migrantinnen „Can the subaltern speak?“ wurde vielfach rezipiert, adaptiert und in Bänden verarbeitet wie „Kann die Migrantin sprechen?“ (Hausbacher et al. 2012) oder „Spricht die Subalterne Deutsch?“ (Steyerl/Gu rez Rodr uez 2003). Im Hinblick auf diesen Beitrag kann die Frage, ob die (*orientale*) Geflüchtete (Deutsch) sprechen kann, wie folgt beantwortet werden: Geflüchtete Frauen haben innerhalb der orientalistisch-repressiven Unterstützungsstrukturen kaum eine Chance, ihre eigenen Lebensentwürfe zu realisieren. Vermeintliche Unterstützung legt stereotype Konstruktionen geflüchteter Frauen zugrunde, an die Unterstützungsleistungen angepasst werden. Dabei dienen ethnosexualisierte Zuschreibungen der Reproduktion von Hierarchien, Grenzen und Dichotomien. Die *orientale* Frau wird zur Projektionsfläche, auf der *okzidentale* Frauen „ihren Kleinkampf“ gewinnen dürfen, das *okzidentale* Patri-

archat innerokzidental (gegenüber *seinen Frauen*) und global (gegenüber seinem Alter-Ego dem *Orient*) seine Vorherrschaft ausbauen und verfestigen kann.

Um auf die Eingangsfrage nach Teilhabe zurückzukommen, ergibt sich aus dieser Argumentation, dass Teilhabe für geflüchtete Frauen in dem Rahmen zugelassen wird, der das orientalistische Konstrukt nicht ins Wanken geraten lässt. Die geflüchtete Frau erfüllt demnach auch jenseits der Unterstützungs- und Teilhabeprozesse noch ihre Funktion als Repräsentantin des patriarchalischen, rückständigen, fremdbestimmten *Orients*.

Um Unterstützungsarbeit nicht grundsätzlich abzuwerten und konstruktiv weiterzuentwickeln, soll ein Beispiel angeführt werden, wie den orientalistischen Zuschreibungspraktiken der Unterstützerinnen begegnet werden kann: Caixeta (2003) berichtet aus einer Migrantinnenselbstorganisation, die sich gegen eurozentrische Kulturhegemonie in sozialen Projekten positioniert und dazu Handlungsstrategien entwickelt haben.

„Die Darstellungen über uns, sei es auch in der Widersprüchlichkeit des Daseins scheinen unendlich. In den Kulturbereich einzutreten, die Produzentinnen in diesem Bereich mit ihren eigenen Zuschreibungs- und Fabrikationstechniken über uns zu konfrontieren, wurde zu einer Strategie“ (ebd.: 189),

schreibt Caixeta über den Umgang mit Zuschreibungen und Konstruktionen durch Akteurinnen (die Formulierung „Produzentinnen“ lässt darauf schließen, dass es sich um Frauen handelt) in Projektarbeit. Die Settings der kulturellen Projekte beschreibt Caixeta als Territorien, in denen im Vorfeld bereits die Rollen der Darstellenden und Dargestellten, Produzierenden und Produzierten klar über Hegemonien der Dominanzkultur markiert worden waren. Die Reaktionen bestanden aus Störungen und Provokationen der hegemonialen Ordnungsmuster auf der Grundlage einer feministischen und anti-rassistischen Ethik, um darauf hinzuwirken, dass Migrantinnen als Protagonistinnen ihrer eigenen Geschichte handlungsfähig sein können (vgl. ebd.: 189, 190, 192).

Als Handlungsempfehlungen für reflexionsbereite Unterstützer*innen kann Folgendes formuliert werden: „Interkulturelle Kompetenz“, die als Schlüssel für die Arbeit mit Migrant*innen oder Geflüchteten gefeiert wird, müsste umgedeutet werden als ein Bewusstwerden über Macht-, Herrschafts- und soziale Ungleichheitsverhältnisse und als Verlernen differenzierender Konstruktionsprozesse in interkulturellen Kontexten (vgl. Castro Varela 2008: 108). Spivak (2008) plädiert für ein kontraintuitives Handeln, da unreflektierte Hilfe häufig von verinnerlichtem kolonialen Vorwissen geprägt ist dadurch destruktiv wirken kann – ganz gleich, wie gutgemeint sie ist. Mecheril (2008: 29) spricht in diesem Zusammenhang überspitzt von „Kompetenzlosigkeitskompetenz“ und meint damit die professionelle Fähigkeit, „sich auf das eigene Nicht-Wissen zu beziehen“.

Um eine feministische Perspektive auf diese Dekonstruktionsprozesse zu integrieren, plädiert dieser Beitrag dafür, besonders Frauen ihre doppelte (Selbst-)Verstrickung zu verdeutlichen. Dabei gilt es, ein Bewusstsein dafür zu schaffen, welche repressiven Praxen ihre unterstützende Arbeit beinhaltet. Zudem muss Klarheit darüber geschaffen werden, dass auch (*okzidentale*) Frauen Produzentinnen von Ethnosexismen sind, wobei ihnen keineswegs ihre Handlungs- und Urteilsfähigkeit abgesprochen werden darf. Die Verantwortung für ethnosexistisches Handeln und Verhalten muss unabhängig von geschlechtlicher Zuordnung übernommen werden. Diese feministisch-kritische Herangehensweise trägt das Potenzial in sich, Orientalismen und Okzidentalismen aufzubrechen, und anstatt vieler kleiner Kriege, den großen Kampf für sich zu entscheiden.

Dekoloniale, anti-rassistische und feministische Perspektiven müssten entsprechend Einzug in Debatten um die Professionalisierung pädagogischer und sozialer Arbeit erhalten. Die Ausbildung pädagogischen Personals muss dahingehend in den zuständigen akademischen und nicht-akademischen Institutionen evaluiert und aktualisiert werden. Dafür sind entsprechende Formate der (Nach-)Qualifizierung zu konzeptionieren. Übertragbar sind diese Module ebenfalls auf die Qualifizierung von ehrenamtlichen Unterstützer*innen, wie sie einige soziale Organisationen bereits praktizieren. Mit entsprechender Justierung der Aus- und Weiterbildungen kann dazu beigetragen werden, dass unterstützende Arbeit für Geflüchtete nicht nur gut gemeint, sondern auch zunehmend gut gemacht wird.

Literatur

- Breuer, Franz/Muckel, Petra/Dieris, Barbara (2018): *Reflexive Grounded Theory: eine Einführung für die Forschungspraxis*. Wiesbaden: Springer.
- Caixeta, Luzenir (2003): *Anthropophagie als Antwort auf die eurozentrische Kulturhegemonie. Oder: Wie die Mehrheitsgesellschaft feministische Migrantinnen schlucken >muss<*. In: Steyerl, Hito/Gutiérrez Rodríguez, Encarnación (Hrsg.): *Spricht die Subalterne deutsch?: Migration und postkoloniale Kritik*. Münster: Unrast, S. 186-212.
- Castro Varela, María do Mar (2008): *Macht und Gewalt: (K)ein Thema im Diskurs um interkulturelle Kompetenz*. In: Rommelspacher, Birgit/Kollak, Ingrid (Hrsg.): *Interkulturelle Perspektiven für das Sozial- und Gesundheitswesen*. Frankfurt a.M.: Mabuse-Verlag, S. 97-114.
- Dietze, Gabriele (2010): *Okzidentalismuskritik. Möglichkeiten und Grenzen einer Forschungsperspektivierung*. In: Dietze, Gabriele/Brunner, Claudia/Wenzel, Edith (Hrsg.): *Kritik des Okzidentalismus: transdisziplinäre Beiträge zu (Neo-)Orientalismus und Geschlecht, GenderCodes*. Bielefeld: transcript, S. 23-54.

- Dietze, Gabriele (2016): Ethnosexismus. Sex-Mob-Narrative um die Kölner Sylvesternacht. In: *movements. Journal for Critical Migration and Border Regime Studies* 2, 1. <https://movements-journal.org/issues/03.rassismus/10.dietze--ethnosexismus.html>. [Zugriff: 20.02.2020].
- Dietze, Gabriele (2017): *Sexualpolitik: Verflechtungen von Race und Gender*. Frankfurt a.M.: Campus.
- Emirbayer, Mustafa/Mische, Ann (1998): What is Agency? *American Journal of Sociology* 103, 4, S. 962-1023.
- Hausbacher, Eva/Klaus, Elisabeth/Poole, Ralph J./Brandl, Ulrike/Schmutzhart, Ingrid (2012): *Migration und Geschlechterverhältnisse: Kann die Migrantin sprechen?* Wiesbaden: Springer VS.
- Hill Collins, Patricia (2000): It's All in the Family: Intersections of Gender, Race, and Nation. In: Narayan, Uma/Harding, Sandra (Hrsg.): *Decentering the Center. Philosophy for a Multicultural, Postcolonial, and Feminist World*. Indianapolis: Indiana University Press, S. 62-82.
- Karakayali, Serhat (2011): Reflexiver Eurozentrismus. In: Friedrich, Sebastian (Hrsg.): *Rassismus in der Leistungsgesellschaft: Analysen und kritische Perspektiven zu den rassistischen Normalisierungsprozessen der „Sarrazindebatte“*. Münster: Edition Assemblage, S. 96-113.
- Mecheril, Paul (2007): Politische Verantwortung und Kritik. Das Beispiel Migrationsforschung. In: Figatowski, Bartholomäus/Haile Gabriel, Kokebe/Meyer, Malte (Hrsg.): *The making of migration: Repräsentationen, Erfahrungen, Analysen*. Münster: Westfälisches Dampfboot, S. 24-32.
- Mecheril, Paul (2008): „Kompetenzlosigkeitskompetenz“. Pädagogisches Handeln unter Einwanderungsbedingungen. In: Auernheimer, Georg (Hrsg.): *Interkulturelle Kompetenz und Pädagogische Professionalität*. Wiesbaden: VS Verlag, S. 15-34.
- Mecheril, Paul (2016): Es bleibt anders. Kämpfe um die (Pädagogik der) Migrationsgesellschaft. In: Gritschke, Caroline/Ziese, Maren (Hrsg.): *Geflüchtete und Kulturelle Bildung*. Bielefeld: transcript, S. 101-106.
- Messerschmitt, Astrid (2018): Migrationsgesellschaftliche Reflexivität im Kontext von Geschlechterverhältnissen. In: Blank, Beate et al. (Hrsg.): *Soziale Arbeit in der Migrationsgesellschaft. Grundlagen – Konzepte – Handlungsfelder*. Wiesbaden: Springer VS, S. 379-386.
- Rommelspacher, Birgit (2002): *Anerkennung und Ausgrenzung: Deutschland als multikulturelle Gesellschaft*. Frankfurt a.M.: Campus.
- Rommelspacher, Birgit (2007): Dominate Diskurse. Zur Popularität von „Kultur“ in der aktuellen Islam-Debatte. In: Attia, Iman (Hrsg.): *Orient- und Islambilder: interdisziplinäre Beiträge zu Orientalismus und antimuslimischem Rassismus*. Münster: Unrast, S. 245-266.
- Rommelspacher, Birgit (2009): Feminismus und kulturelle Dominanz: Kontroversen um die Emanzipation der muslimischen Frau. In: Berghan, Sabine/Rostock, Petra (Hrsg.): *Der Stoff, aus dem Konflikte sind: Debatten um das Kopftuch in Deutschland, Österreich und der Schweiz*. Bielefeld: transcript. S. 395-411.
- Said, Edward. 2010. *Orientalismus*. Frankfurt a.M.: Fischer.
- Singer, Mona (2010): Feministische Wissenschaftskritik und Epistemologie: Voraussetzungen, Positionen, Perspektiven. In: Becker, Ruth/Kortendiek, Beate (Hrsg.):

- Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden, Empirie. Wiesbaden: VS Verlag, S. 292-301.
- Spivak, Gayatri Chakravorty (1988): Can the Subaltern Speak? In: Nelson, Cary/Grossberg, Lawrence (Hrsg.): Marxism and the Interpretation of Culture. Urbana: University of Illinois Press, S. 271-315.
- Spivak, Gayatri Chakravorty (2008): More Thoughts on Cultural Translation. Eipcp. <http://eipcp.net/transversal/0608/spivak/en>. [Zugriff: 3.5.2019].
- Steyerl, Hito/Gutiérrez Rodríguez, Encarnación (Hrsg.) (2003): Spricht die Subalterne deutsch?: Migration und postkoloniale Kritik. Münster: Unrast.
- Timphaus, Andrea (2019): Izdehar Mustafa ist beruflich angekommen. Lohnerin ist ein Beispiel für die Integration geflüchteter Frauen in den Arbeitsmarkt im Oldenburger Münsterland. <https://oldenburgische-volkszeitung.de/index.php?news=125292>. [Zugriff: 5.12.2019].

Veränderung von Geschlechterkonstruktionen und Resonanzverhältnissen durch Tango Argentino

Tangoerfahrungen als Ausgangspunkte von Geschlechterkulturation – eine Diskussion leibkörperreflexiver Resonanzen in Tangopraxen unter Einbindung Hartmut Rosas Resonanztheorie

Gertrud Antonia Arlinghaus

1 Einführung

Selbst- und Weltverhältnisse sowie Veränderungen von sozialen Verhältnissen über ästhetische Zugangsweisen und qualitative Forschungsverfahren zu erschließen, wird in den „Geistes-, Kultur-, und Sozialwissenschaften“ mit steigender Tendenz verfolgt. Im Sammelband „Tanzpraxis in der Forschung“ stellen Wissenschaftler*innen die Generierung von Wissen und Bildung über Bewegungsreflexivität in ästhetischen Praxen im Kontext bspw. von leibphänomenologischen Überlegungen und Biographiearbeit vor (vgl. Quinten/Schroedter 2016). Das Erkenntnispotenzial ästhetischer Zugänge und Leibkörperlicher Wahrnehmungsfähigkeit besteht aus körpersoziologischer Perspektive darin, dass sie dem Subjekt Differenzerfahrungen ermöglichen (vgl. Gugutzer 2017: 386). In ästhetisch-aisthetischen Prozessen wiederum zeigen sich die Wahrnehmung und (intersubjektive) Resonanzvermittlungen, Abraham nutzt den Begriff Widerhall (Abraham 2016: 26), sowie die leibkörperlichen Erkenntnistätigkeiten relevant. Abraham plädiert für eine Anerkennung solch leiblich-sinnlicher-affektiver Wissensformen im wissenschaftlichen Kontext (vgl. Abraham 2016: 19f.). Welche Bedeutung ästhetisch-aisthetische Prozesse in Tanzpraxen für Wissenschaft und Bildung haben können, ist u.a. von Quinten und Schroedter (2016) in ihrem Sammelband „Tanzpraxis in der Forschung – Tanz als Forschungspraxis“ formuliert.

In soziologischer Perspektive zeigt es sich wesentlich, Praxis in ihrer jeweiligen „Performanz“ zu erfassen, welche „sich erst dann manifestiert, wenn sie buchstäblich geschieht“ (Hillebrandt 2014: 29). Geleistet werden kann dies unter der Prämisse, Praktiken im Verhältnis jeweiliger Bedeutungshorizonte zu analysieren (vgl. ebd.: 29f.). Tanzpraktiken können entsprechend als Performanzen gelesen und analysiert werden, in denen sich subjektive Bedeutungshorizonte zeigen. Die Sammelbände von Klein (2009a) und Quinten und Schroedter (2016) explizieren, wie in Tanz- und Tangopraxen Konstrukte wie Geschlecht, Status oder Bildung hergestellt und bearbeitet werden.

Welche Rolle die Kategorie Geschlecht in Gesellschaften sowie in individuellen Lebensverläufen und Geschlechtergerechtigkeitsbestrebungen einnehmen kann und wie tradierte Geschlechterordnungen aufgebrochen und egalisiert werden können, ist durch die Geschlechterforschung mannigfaltig untersucht (vgl. Gildemeister 2019: 409ff.; Schlüter 2012: 462ff.). Dass aber eine grundsätzliche Egalisierung von Geschlechterverhältnissen noch aussteht, davon zeugen aktuelle Debatten der Geschlechterforschung und ihr Ringen um geschlechtergerechtere Verhältnisse. Überlieferte, inkorporierte Muster und sozioökonomische Zwänge, das vermitteln bspw. die Untersuchungen von Klichowicz (2016), Hutter (2017) oder Scholz (2019), bestimmen im Fühlen, Denken und Handeln nachhaltig (tradierte) inkorporierte Geschlechterkonstruktionen der Subjekte. Ausgewiesene Forscherinnen diskutieren, dass eine noch ausstehende subjektorientierte Beforschung von (Tanz-)Praxen, wie Tangopraxen, mit Blick auf somatische Dimensionen und ästhetisch-ästhetische Erfahrungsprozesse, neben diskursiven Formen, für die Geschlechter- und Bildungsforschung grundlegende Erkenntnisse liefern können (vgl. Abraham 2016; Klein 2017; Villa 2013). Eine solche, gleichzeitig „sozialkonstruktivistische, empirische und theoretische“ Forschung könnte zur „Theoretisierung von (zum Beispiel geschlechtlicher) Subjektivität“ (Villa 2013: 66) sowie dem Verhältnis von Subjektbildung und Tanz (Klein 2017: 337) beitragen.

Die vorliegenden Diskussionen um Tangoerfahrungs- und Transferprozesse verorten sich theoretisch im Konzept des Doing Gender. Nach Schlüter zeigt sich das Konzept, Genderkonstruktionen und Konstruktionsveränderungen unter der aktiven Beteiligung aller Gesellschaftsmitglieder zu fokussieren, für die qualitative Forschung bedeutsam (vgl. Schlüter 2012). Dies, da Genderkonstruktionen sich empirisch im „Interaktionsgeschehen“ in „gesellschaftlichen Aktivitätsfeldern“ sowie auf der „Ebene der Sozialstruktur“ erfassen lassen. Sie sind damit „mehrdimensional“ als „Interaktionskategorie“, als „ordnende Kategorie“ und als „gesellschaftstheoretische Kategorie“ (Schlüter 2012: 464) einzustufen.

Das Konzept des Doing Gender, von West und Zimmerman in 1987 dargelegt (vgl. Gildemeister 2019: 411), zielt

„darauf ab, jene sozialen Praktiken und Prozesse in den Blick zu nehmen, in denen die binäre Unterscheidung von Geschlechtern erst entsteht“ (ebd.: 410).

Es fokussiert die Re-Produktion von Geschlechterkonstruktionen, soziale Ordnungen und einhergehenden Veränderungsprozessen in ihrer Vollzugswirklichkeit und lässt unsichtbare Regeln in den Praktiken erkennen (vgl. ebd.: 411ff.). Der Begriff Doing bezeichnet dabei eine routinierte kaum bewusst[e] „Art des Tuns“, welche sich „in und über Interaktionen“ (ebd.: 411) realisiert – es wird beeinflusst vom wechselseitigen Wahrnehmen sowie den in den Interaktionen erzeugten Resonanzen. Dieses Doing lässt sich auf jedes

Tun beziehen bspw. Doing Culture, in dem Interagierende soziale Tatbestände herstellen (vgl. ebd.). In diesem Sinne wird im Weiteren auch Doing Bildung gedacht, in dem Subjekte sich als soziale Wesen in ihren Interaktionen selbst hervorbringen und gestalten.

An- und Abgrenzend stehen dazu Deweys erfahrungstheoretischen Begriffe des „Tun und Erleiden“ („doing and underdoing“), welche sich im Konzept Experience (Lebenserfahrung) als ein „aktivisch-passivisches Kontinuum“ und als sinngebende Konstruktionskräfte zeigen (Neubert 2012: 71). Deweys Begriff des Underdoing, das erscheint aufgrund der sich ähnelnden Wortlaute wesentlich hervorzuheben, ist in den Wortbedeutungen und vom Konzept des Undoing, wie es nach Gildemeister (2019: 415) dargelegt ist, zu unterscheiden. Undoing meint, „dass etwas auch nicht getan werden könne“. In Interaktionen kann sich Gendering vollziehen, zwingend ist es jedoch nicht (vgl. ebd.).

Tangopraxen bieten sich an, leibkörperliche Interaktionsflächen zu analysieren. Tango Argentino stellt ein Paradigma dar, welches sich über Jahrhunderte sowohl bewahrte als auch in soziokulturellen Austauschprozessen durch Tänzer*innen gesellschaftlichen Verhältnissen angepasst wurde. Von ihrer Vergangenheit bis zur Gegenwart berühren Tangopraxen, im Doing Gender, (Ordnungs-)Strukturen in Mikro-, Meso- und Makroebenen. Das „Hybrid Tango“ bezeichnet Musik, Text und Tanz,

„ist Geschichte, Kultur, Industrie, Poesie, Kitsch und Politik; global, national und lokal [...] symbolisiert Lebensstil, Körperhaltung und Gefühl [...]“ (Klein 2009b: 7).

Es stellt Subjekten *unbeabsichtigt* einen spezifischen Rahmen zur Bearbeitung genderrelevanter Themen. Forschungsdesiderate zum „Verhältnis von Subjektbildung und Tanz“ (Klein 2017: 337) sind in ersten Analysen zu (Selbst-)Bildung im Medium des Tango Argentino (vgl. Arlinghaus 2011, 2013, 2014) in laufender Studie¹ bearbeitet. Die Analysen zeigen, wie inkorporierte (Gender-)Konzepte handlungsleitend, u.a. im Doing Gender und Doing Bildung, anhand leibkörperlicher Resonanz- und Reflexionsfähigkeiten transformiert werden und Egalisierungsprozesse befördern.

Grundlage bilden u.a. Konzepte um Leib und Körper (Gugutzer 2017; Plessner 1982; Wiegerling 2008). In den Diskussionen um Körper und Leib werden Unterscheidungen vorgenommen, den Körper funktional als objektivierbaren Gegenstand und den Leib beseelt, weniger beobachtbar, zu denken (vgl. Wiegerling 2008: 9ff.). Indes mehrten sich die Forderungen das Mediale und das Leiblich-sinnliche (vgl. Abraham 2016: 22) als wissenschaftliche Erkenntnisquelle mitzudenken. Solcherart Verschränkungsgedanken² produzierten vielseitige Begriffskonstellationen, bspw. in der Weise, wie er „von

1 Siehe Kapitel 2.

2 Wiegerling (2008) sowie Lindemann (2017) haben zum Verschränkungsgedanken und gegenwärtigen Thematisierung von Leib und Körper gearbeitet.

Husserl im Terminus ‚Leibkörper‘ zum Ausdruck gebracht wird“ (Wiegerling 2008: 12) und welcher sich als Mittel zur Weltaneignung gleichzeitig widerständig zeigt (ebd.) oder:

„Unter dem *eigenen Leib* eines Menschen, [...] [das zu verstehen], was er in der Gegend seines Körpers von sich spüren kann“ (Schmitz 2007: 15, Hervorhebung im Original).

Zudem wird der Verschränkungsgedanke in Ausdrucksformen wie „der Körper als doppelseitiger Akteur“ (Gebauer 2017: 87), „körperlicher Leib“ (Schmitz 1965: 6, zitiert nach Lindemann 2017: 61) oder „Körperleib“ (Abraham 2016: 24; Plessner 1982: 44) dargelegt. Plessner stellt in seinem Konzept Körper und Leib als einen unaufhebbaren Doppelaspekt der Existenz heraus.

„Leib und Körper fallen, obwohl sie keine material voneinander trennbaren Systeme ausmachen, sondern ein und dasselbe, nicht zusammen“ (Plessner 1982: 12).

In der vorliegenden Arbeit wird aus der Positionierung, dass sowohl dem Funktionalen als auch dem nicht Objektivierbaren Bedeutung beigemessen werden muss, mit einem solchen Verschränkungsdenken und dem Begriff Leibkörper operiert.

Konzepte zur menschlichen Fähigkeit der mimetischen Aneignung transkultureller Wissensbestände, wie sie durch Wulf (2017) dargelegt sind, liefern Erkenntnisse in Fragen um leibkörperlich inspirierte (Geschlechter-) Kulturation. Implizit angesprochen sind damit auch Diskussionen um subjektgebundene Herausforderungen und damit einhergehende Lern- und Bildungsprozesse. Anknüpfend an die anthropologischen Studien Plessners und Wulfs, fokussieren vorliegende Diskussionen weniger eine bildungssoziologische Perspektive, die mit Becker am besten im

„soziologischen Verständnis von erworbenen Fähigkeiten und Fertigkeiten [...] mit dem Konzept der Qualifikation zu verstehen“ (Becker 2017: 8)

ist. Im Vordergrund stehen in diesem Beitrag subjektbezogene Erfahrungs- und Bildungsprozesse, wie sie durch Dewey (1980) oder Marotzki (1990) bezeichnet sind und wie sie leibkörperlich, im Doing Gender und Doing Bildung, in Bottom-up-Prozessen gesellschaftlich relevante Phänomene beeinflussen. Eine Generierung von Genderbewusstsein und ihre Einbindung in Handlungspraxen stehen, über die reflexiven Prozesse, mit dem Lernen und möglichen intrapersonalen Flexibilisierungsprozessen in Zusammenhang. In diesem Sinne wird der hier zugrundeliegende Bildungsgedanke nicht als zweckgebundene Konzepte verstanden. Er folgt dem Gedanken einer zweckfreien Bildung, in denen Subjekte sich in kreativen, schöpferischen Prozessen sich dem Fremden öffnen und Neues entstehen lassen.

Leibkörperliche Erfahrungen in Sprache zu übersetzen, ist schwierig, dennoch zeigt sich eine solche Erfahrungsforschung derzeit nicht hinreichend berücksichtigt (vgl. Klein 2017: 337; Villa 2013: 66). Das Mediale offenbart

sich im Bereich der Zwischenräume, des noch Unsagbaren (vgl. Mersch 2002). Es steht dem Diskursiven nur bedingt zur Verfügung, indes kann es als ätherische Information konstituierend in Praxen münden – verfügbar ist es in dem, was sich zeigt und in dem, was im Weiteren als reflektierte Erfahrung zur Sprache kommt. An dem, was sich zeigt und sich performativ vollzieht, kann m. E. leibkörperorientierte Erfahrungsforschung ansetzen.

In diesem Beitrag wird Doing Gender und Doing Bildung in Tangopraxen vorgestellt. Kapitel zwei stellt den Untersuchungsrahmen der dieser Abhandlung zugrundeliegenden Dissertationsstudie vor. Das dritte Kapitel fokussiert Konzepte um leibkörperliche Medialität und Resonanz sowie die Bedeutsamkeit von Tangotanz und Tangoerfahrungen im Kontext von Konstruktionsveränderungen. Dargestellt ist, wie Leibkörperlichkeit und Resonanzfähigkeit als Bedingung in Geschlechterverhältnissen gelesen werden kann. Kapitel vier bearbeitet, wie Tänzer*innen im Doing inkorporierte Geschlechterkonstruktionen aufbrechen und ihr schweigendes Wissen erweitern. Es konkretisiert sich, wie ein verändertes Geschlechterrollenbewusstsein und neu erzeugte Bilder, als supervisionsähnliche Tangoerfahrungen, interaktiv Geschlechteregalierungsprozesse voranbringen. Anhand der analysierten Episoden wird deutlich, dass leibkörperliche Resonanzen und Reflexionen im Mikrokosmos der Tangoszenen, mit Dewey (1980) und Marotzki (1990), vollendete Erfahrungs- und Bildungsprozesse erzeugen und wie das Neue überzeugend und handlungsleitend in (Gender-)Kulturationsprozesse mündet. Doing Gender und Doing Bildung vollziehen sich unter Bedingungen im Mikrokosmos von Tangopraxen. Die Analysen geben so Aufschluss zu Veränderungen inkorporierter (Geschlechter-)konstruktionen und Erweiterungsprozessen durch Resonanz gebende Spielräume sowie zu leibkörperlichen Reflexions- und Resonanzfähigkeiten im Kontext von (Geschlechter-)Kulturationsprozessen.

2 Untersuchungsrahmen

Vorliegende Diskussionen basieren auf Ergebnissen eines laufenden Forschungsprojekts. Es fokussiert die Bedeutung von Tango Argentino für Tänzer*innen und untersucht, ob Tango ihnen ein potentiell Medium in (Selbst-)Bildungs- und Transformationsprozessen sein kann. Das Ziel der Studie wird triangulierend anhand von Literaturanalysen zu historischen Tanz- und Tangoentwicklungen und mittels episodischer Interviews verfolgt. Die Literaturanalysen gewähren Einblick in Gesellschafts- und Kulturationsprozesse über die Jahrhunderte hinweg. Das episodische Interview (vgl. Flick 2009: 238ff.) erhebt in einer internen Triangulation biographische und semantische Entfaltungen unbewusster und bewusster Prozesse von Subjekten in der Gegenwart. Die darin enthaltenen narrativen Anteile und subjektiven

„Expertisen“ aus den Erzählungen von Tangoexpert*innen, wurden auf der Grundlage der Grounded Theory nach Strauss und Corbin (Strauss/Corbin 1996) analysiert. Als Tangoexpert*innen gelten dabei alle Tangotänzer*innen. Befragt wurden Tänzer*innen unterschiedlichen Geschlechts und Alters. Sie verfügten über Tanzerfahrungen von drei Monaten bis zu 20 Jahren und über Erfahrungen als Doppelrollen- oder Einzelrollentänzer*in. Zur Zeit der Erhebung tanzten einige von ihnen den Tango ausschließlich im Freizeitbereich, andere auch als Tangolehrende. Um die Erhebung möglichst offen und weit zu halten, wurden Tänzer*innen aus unterschiedlichen Szenen und verschiedenen Landstrichen Deutschlands sowie z.T. aus anderen europäischen Ländern interviewt.

3 Leibkörperliche Medialität und Resonanz – notwendiges Mittel zur Veränderung inkorporierter (Gender-)Konstruktionen?

Leibkörperliche Resonanz- und Reflexionsfähigkeit erscheinen als Bedingungen, unter denen Menschen einen Beitrag zu Konstruktionsveränderungen leisten können. Die menschliche Fähigkeit zur exzentrischen Positionalität, d.h. die Fähigkeit sich selbst als Person im eigenen Denken, Handeln und Fühlen beobachten zu können (vgl. Plessner 1982: 9ff.), kann als ein bedeutender Faktor in Veränderungsprozessen wahrgenommen werden. Damit einher geht die Fähigkeit menschlicher Medialität, d.h. die Fähigkeit zur Wahrnehmung, Speicherung und Vermittlung von Zeichen, in welchen der menschliche Leibkörper als Ur-Medium im Anschluss an Welt verstanden werden kann (Wiegerling 2008: 19f.). In ihm kann sich das schöpferisch Neue vollziehen und zeigen (Mersch 2000: 26). Mit ihrem Leibkörper verfügen Subjekte über ein Wahrnehmungsmittel, mit Hilfe dessen sie in Interaktionen auf Basis der Intersubjektivität das Aufscheinen vom Neuen – im Eigenen oder im Anderen – erkennen lernen können.

Plessner expliziert, dass Subjekte nicht nur das Fremde, sondern auch das Vertraute über befremdende Formen, bspw. kunstvolle Formen oder distanzierte Erzählungen, mit anderen Augen wahrnehmen und verstehen lernen können (Plessner 1982: 170f.). Den vorangehenden Ausführungen folgend, begründen sich Horizonterweiterungen aufgrund von leibkörperlichen Zugängen/Vorgängen, welche sich nicht auf das Denken und das Bewusste allein reduzieren lassen. Zudem befördern leibkörperliche Interaktionen, wie sie sich in Tänzern vollziehen, eine mimetische Aneignung von Welt und das Hervorbringen von Neuem (vgl. Wulf 2017). In ihnen können sich so soziale Verhältnisse materialisieren. Dies bedeutet auch,

„dass sich Strukturkategorien des Sozialen wie Geschlecht, Alter oder Ethnie sowie soziale Mechanismen wie Macht oder In- und Exklusion sowohl in den Ordnungen des Tanzes wie in den Praktiken des Tanzes zeigen“ (Klein 2017: 340).

Das, was sich zeigt, kann Tänzer*innen wiederum als Reflexionsfläche ihrer Selbst- und Weltbezüge sowie inkorporierten Konstruktionen dienen. Mit Dewey (1980) können solcherart Prozesse in individuellen Erweiterungs- und Veränderungsprozessen, sofern sie vollendet werden, als ästhetische Erfahrungen durchtragen. Die ästhetische Erfahrung vollzieht sich nach Dewey schrittweise in fünf Phasen, der emotionalen Antwort, der Problem-Definition, der Hypothesenbildung, dem Experimentieren und dem Anwenden, d.h. unter spezifischen Bedingungen, von der wahrgenommenen Emotion bis zur neuen, angepassten Anwendung (Neubert 2012: 49). Aufgrund ihrer medialen Fähigkeiten zeigen sich Menschen in der Lage das Vertraute, Fremde, Abweichende, Neue ebenso wie komplexe Phänomene, bspw. soziale Ordnungen, zu begreifen sowie in Reflexions- und Erfahrungsschleifen Neues hervorzubringen und über ihre Handlungen lebendig werden zu lassen.

Betrachtet man Medialität und Resonanzfähigkeit als menschlich angelegte und auszubauende Ressourcen und im Kontext von Bildungsprozessen, also als zu bildende Elemente, dann erscheinen Gegenwärtigkeit, Codierungs- und Encodierungsprozesse relevant. Bildung erfordert eine Flexibilisierung in Interaktions- und Kommunikationsprozessen (vgl. Marotzki 1990) und damit von gegenwärtigen Resonanzen sowie einer feinen Aufschlüsselung von Botschaften. Nicht selten werden Resonanzfähigkeit und adäquate Übersetzungsleistungen empfangener oder gesendeter Botschaften als ein vorhandenes Gut vorausgesetzt. Die Anforderungen aber halten in der Praxis nicht stand. Gewohnte Interpunktionen und Kommunikationsmuster unterstützen eine Fixierung inkorporierter Überzeugungen und Konstruktionen (vgl. Watzlawick et al. 2000; Schulz von Thun 2001). Es lässt sich beobachten wie Watzlawicks (et al. 2000) Erkenntnisse weitreichend in wissenschaftliche wie praxeologische Kontexte einfließen, bspw. in Bildungs- oder Beratungsbereiche, die sich mit der Überwindung inkorporierter Strukturen in Selbst- und Weltveränderungsprozessen von Subjekten befassen (vgl. Marotzki 1990; Schreyögg 2010). Für Neuentwicklungen von Deutungs- und Handlungsoptionen erscheinen Resonanz erzeugende, leibkörperliche Interaktionsformen in freien Spielräumen bedeutsam (vgl. Schreyögg 2010: 218ff.). Mit Rosa (2016) und Buer (2010) können oszillierende Interaktionen komplexe Bildungs- und Weltanverwandlungsprozesse gelingen lassen. Es bedarf

„gleichsam einer doppelten Resonanzfähigkeit [...], die sich einmal zwischen *Selbst* oder *Geist* und *Körper* und sodann zwischen *Körper* und *Welt* ausbildet“ (Rosa 2016: 71, Hervorhebung im Original).

Indes mangelt es mitunter an resonanten Weltbeziehungen und damit einhergehender (Selbst-)Entfremdung der Subjekte mit weiterreichenden Folgen für multiple gesellschaftliche Bereiche, bspw. Familie, Kultur oder Bildung (vgl. Rosa 2016). Mangelnde Resonanzen stehen so einer Veränderung inkorporierter Strukturen und einer Aktualisierung von Geschlechterkonstruktionen entgegen.

Weiterhin erscheint die Frage nach Geschlechterrollen im Kontext resonanter Medialität nicht als unwesentlich. Inkorporierte Rollenmuster, wie Geschlechterrollenkonzepte, vermitteln sich in Lebenspraxen (vgl. Hutter 2017; Klein 2017), während das subjektive Genderbewusstsein sich aus den individuellen Auseinandersetzungsprozessen speist (Schweer/Lachner 2014: 36). Marotzki erläutert, wie sich subjektive (rollenbezogene) Weltbilder, Vorstellungen und Erwartungshaltungen fixieren oder über Lern- und Bildungsprozesse flexibilisieren und in Weiterentwicklungs- wie Neukonstruktionsprozesse münden können (vgl. Marotzki 1990). Wer den Erfahrungsberichten von Tänzer*innen folgt, wird feststellen, wie immens die Praxis auf ihr inneres Erleben wirkt. Leibkörperlich einlassende Kontemplation und präzente Gegenwärtigkeit stehen neben enttäuschenden Erlebnissen oder unerfüllten Sehnsüchten. Wenngleich sich mit Villa Erfahrungen nur bedingt versprachlichen lassen, „muss man sie als Versuch ernst nehmen, leiblich-körperliche Erfahrungen zu versprachlichen“ (Villa 2013: 71). Sich Selbst und Andere*s in multiplen Perspektiven leibkörperlich zu empfinden und das Empfinden dem Bewussten zugänglich werden zu lassen, zeigt sich indes als Fähigkeit nicht per se ausgebaut, sondern kann m.E. wie andere Bildungsbereiche angereichert und verfeinert werden. Diskussionen zur Resonanzproblematik und Lebensqualität (vgl. Buer 2017) thematisieren, ob Resonanz über spezifische Strategien leibkörperlicher Erfahrungsarbeit, bspw. in psychodramatischen Interaktionen, (wieder) hergestellt werden kann.

Wie bereits benannt können tänzerische Begegnungen als Praktiken und Interaktionsflächen verstanden werden, in denen sich offene, leibkörperliche Medialität und Aneignungs-, Vermittlungs- wie Neuordnungsprozesse vollziehen können (vgl. Klein 2017; Wulf 2017). Subjekte sind darin auf ihre leibkörperliche Medialität angewiesen (s.o.). Warum dies insbesondere im Tango Argentino bedeutsam ist, begründet sich in der spezifischen Art tänzerischer Interaktionen. Beobachtet man Tänzer*innen in ihrer Tangopraxis und folgt den Erzählungen, wie sie ihre Tänze gestalten, dann lässt sich ein Tangotanz nicht als eine vorstrukturierte Abfolge bestimmter Tanzelemente beschreiben. Tänzer*innen suchen nach einer präsenten, gegenwärtigen Wahrnehmung und Vermittlung nonverbaler Zeichen. Die oszillierenden Vorgänge finden sich als leibkörperlicher Ausdruck in ihren Bewegungen wieder. Damit dies gelingen kann, sind Tangotänzer*innen auf eine fein ausgebaute kinästhetische Informationsvermittlung angewiesen, in der ihre Leibkörper ihnen als Resonanzboden dienen. Der Tanz fordert, im Bruchteil von Sekunden die

leibkörperlichen Bewegungen der Tanzpartner*innen sowie der eigenen Gestalt zu lesen und spielerisch einen erneuten Bewegungsimpuls zu initiieren. Dies wird anhand eigener Erfahrungen, Erzählungen, Anforderungen auf Tanzflächen sowie vorgelebter Bilder geübt, geschult, gesucht und zunehmend verfeinert.

„Ein Bild wird innerhalb der Szene sofort praxeologisch und diskursiv hinterfragt und eben als Bild, als von der Praxis abstrahierte Geste dechiffriert. Es leitet einerseits das Tun durchaus an, wenn etwa Tänzerinnen und Tänzer sich bemühen, so auszusehen, sich so zu bewegen, wie es auf den Bildern aussieht. Doch gibt es ein mehr oder minder offenes Wissen darüber, dass konkrete Bewegungen sich anders anfühlen als sich Bilder ansehen“ (Villa 2013: 70).

Neben der Anverwandlung des Fremden bleibt das ganz Eigensinnige³ von Tänzer*innen bestehen. Vermeintliche Tangokultur geht nicht immer mit dem Wahrgenommen und eigenem Erleben einher – Kongruenzen wie Inkongruenzen zwischen Hören, Sehen und Fühlen geben Anlass zur Wahrnehmungsbereitschaft und Anstoß zur Reflexion des eigenen Erlebens. Tänzer*innen berichten, je feinstofflicher sie ihre leibkörperlichen Impulse wahrnehmen und je klarer sie leibkörperlich ihre Impulse vermitteln, desto leichter finden sie medialen Anschluss zu sich selbst und ihrem Erleben sowie zu den Bewegungsimpulsen ihrer Tanzpartner*innen. Mimetische Prozesse (s.o.) unterstützen im Weiteren einen Zugang zum schweigenden Wissen ihrer Tanzpartner*innen sowie zu Tangoartefakten, bspw. der Musik finden.

In welcher Weise (Tango-)Trainings leibkörperliche Wahrnehmungsfähigkeiten schulen können, beschreiben Abhandlungen zur spielerischen Kreativität in Tangotrainings und Genderschulungen. Gefördert werden neben der Kreativität und Improvisationslust die „kinästhetische Eigen- und Fremdwahrnehmung“ (Zubarik 2013: 204) sowie das Stimmigkeitserleben (ebd.: 203ff.), die Kommunikationskultur, Positions- und Dispositionsvermittlung sowie insbesondere die leibkörperlich gegenwärtige, präsente Begegnung (Arlinghaus 2014: 197ff.). Tango schärft die Sinne. Er fordert, „dass man einfach präsent ist auf allen möglichen Ebenen“ (I. Frau G. § 69). Dies wiederum unterliegt (zweckfrei geschulten) medialen Fähigkeiten und der Wahrnehmungsoffenheit von Akteur*innen, denn „was wir wahrnehmen ist abhängig davon, wie wir wahrnehmen“ (Liebau et al. 2008: 11) und m.E. auf welcher (tiefen) Ebene wir wahrnehmen, erleben und erfahren. Das informelle Trainingsfeld des Tango Argentino kann in dieser Perspektive als ein Feld zur Förderung leibkörperlicher Wahrnehmungs- und Resonanzfähigkeit sowie kinästhetischer Interaktionskultur gelesen werden und einen Ausgangspunkt zur Verflüssigung inkorporierter Geschlechterrollenbilder und –konzepte bieten.

3 Zum Eigensinn statt Verkörperung hat Villa (2013) gearbeitet.

4 **Doing Gender und Doing Bildung in Tangopraxen: Überlieferte Bilder, Rollenerfahrungen und entschiedene Wahlen**

Ein Blick in die (Tango-)Geschichte zeigt, dass existentielle Themen, die Suche nach Freiheit und Unabhängigkeit, nach wirtschaftlicher, politischer und leibkörperlicher Existenz sich über Jahrhunderte als ausschlaggebende Momente in Egalisierungsprozessen darstellen – deutlich werden Geschlechterrollenerfahrungen im Kontext überlieferter Bilder und Erwartungshaltungen, Überlebensstrategien und Entwurzlungserfahrungen ebenso wie Klassen- und Widerstandskämpfe insbesondere in Tangoliedtexten, wie sie durch Reichardt (1984) dargestellt sind (vgl. Reichardt 1984: 188ff.) oder auch durch Saikin (2004) auf Genderrollenkonstruktionen untersucht wurden. Als immaterielles Kulturerbe (vgl. Kämpfe 2018; Klein 2009a) nehmen die Überlieferungen tradierter Geschlechterrollenbilder über Diskurse, Zuschreibungen und über die Reproduktion von Werten sowie über die strategische Verfolgung von Wirtschaftsinteressen bis heute Einfluss auf europäische Gesellschaften (vgl. Kämpfe 2018: 238f.). Auch im Tangofeld werden über gezeichnete Bilder u.a. in der Lyrik, über Photographien oder über wissenschaftlich geführte Diskurse Geschlechterkonstruktionen reproduziert. So finden sich sprachliche Bilder, in denen der Tango bspw. als „Mittel der antielitären Selbstbehauptung“ (Reichardt 1984: 101), als „trauriger Gedanke, den man tanzen kann“ sowie als „Ausdruck eines vertikalen Verlangens“ (Klein 2009b: 7) oder als eine Art Meditationsform gelesen werden kann:

„Der Argentinier tanzt Tango, um über sein Schicksal und die allgemein menschliche Existenz zu meditieren“ (Sabato 1963: 17, zitiert nach Anzaldi 2012: 117).

Die ehemals Männern zugeschriebene Führungsrolle im Tangotanz verleiht dem Tanz ein in patriarchalischen Gesellschaften fußendes, zu kurz greifendes „machistisches Erscheinungsbild“ (vgl. Reichardt 1984: 67). Das Bild vom Tangomacho wird bis heute zum Beispiel über Abbildungen von Tangoposen reproduziert. Abweichende Handlungen miteinander tanzender Männer wurden in der Historie von beobachtenden Zeitgenossen als Übungsprozesse kategorisiert, als pädagogisches Mittel um Tanzschritte zu erlernen. Andere Motive dahinter zu vermuten, würde verzerrte Bilder wiedergeben, so vermittelt Reichardt Tango- und Gesellschaftsinteressierten Anfang der 1990iger Jahre in seinem Standardwerk Tango (vgl. Reichardt 1984: 66). Saikins (2004) Untersuchungen ergeben indes ein anderes Bild. Sie entschlüsselt über die Analyse von Tangotexten homosexuelle Elemente. Diese sollen, so ihre These, jedoch vertuscht werden, um ursprüngliche Tango-Stereotypen, d.h. heterosexuelle Bilder, aufrecht zu erhalten (Saikin 2004: 112ff.). In der Tangohistorie des ausgehenden 19. und beginnenden 20. Jahr-

hundreds befördern politische Kräfte und wirtschaftliche Interessensgruppen (s.o.) so eine Bewahrung tradierter Rollenverständnisse (Reichardt 1984; Saikin 2004; Villa 2006). Wenn indes selbst Anfang des 21. Jahrhunderts eine noch „zweifelslos hierarchische“ Rollenverteilung in Tangopraxen besteht (vgl. Saikin 2004: 43), so wird dennoch deutlich, dass intervenierende Bedingungen Möglichkeiten zur Verschiebung tradierter Geschlechterverhältnisse hervorbringen (vgl. Arlinghaus 2014: 194f.), denn der Tango schafft multiple Situationen für ungeplante Erfahrungen und zum Doing Gender (vgl. Saikin 2004: 21), also der konkreten und situationspezifischen Bearbeitung von Geschlecht.

Gegenwärtig gewähren die Bilder miteinander tanzender Männer erneut veränderte Lesarten. Beobachten lassen sich Szenen, in denen Tänzer*innen divers, in verschiedensten Geschlechterkonstellationen, sowohl in impulsgebender als auch in impulsnehmender Rolle miteinander tanzen sowie konstruktiv ungewohnte Rollen und Perspektiven erproben⁴. Zu vernehmen sind Doppelrollentänzer*innen, die im Perspektivwechsel, als miteinander Tanzende oder Übende gelesen werden können. Übende heterosexuelle Männer-tanzpaare beschreiben damit genau das Bild, welches mit Reichardt, in der Historie tanzenden Männern zugeschrieben wurde (s.o.). Neben der Reproduktion überlieferter Bilder zeigen sich gegenläufige Handlungsformen, welche dem binären Denken widersprechen. Folgen wir aktuellen Geschlechterdebatten können im Doing Gender über binäre Kategorisierungen soziale Tatsachen geschaffen werden, aber auch mit dem Konzept des Undoing Gender leer bleiben (vgl. Gildemeister 2019: 415). Undoing meint „dass etwas auch *nicht getan* werden“ (ebd.) kann. Ob also ein Gendering geschieht oder nicht, obliegt demnach den interagierenden Akteur*innen, Situation und Kontext (vgl. ebd.). Sie können „die Kategorisierung leerlaufen lassen“ (ebd.). Übende heterosexuelle Männertanzpaare oder auch Frauentanzpaare können in dieser Perspektive möglicherweise dem Undoing Gender und gleichzeitig einem Doing Bildung verortet werden.

Nachstehende Zitate von Tangotänzer*innen werden zur Verdeutlichung vorangehender Überlegungen herangezogen.

„Also ich genieße es absolut als Frau zu tanzen oder als Mann in der geführten Rolle, wenn ich nen Mann hab, der toll führt, sonst nicht. [...]. Also, als Geführter merkst du dann, was den Frauen alles so passiert, [...] und du merkst wie sie dauernd an dir rumzerren. Das ist schon so, dass ich da manchmal mich wundere über die Frauen, was sie alles mit sich machen lassen, sag ich mal [...] Und für mich als Lehrer ist es gut, dauernd mit den Männern zu tanzen, [...] und dann zu sagen, wisst ihr wie grauselig sich das anfühlt“ (I. Herr H. § 76/78/79).

4 Ausgeschrieben sind bspw. Trainings OPEN ROLE Tausch mit Lehrern, um Tanzrollen zu beleuchteten und zu hinterfragen (vgl. La academia Tango o.J.).

Die Episode beschreibt, wie Rollenkonstruktionen in impulsnehmende*r (Geführte*r) und impulsgebende*r (Führende*r) Rolle auf der leibkörperlichen Ebene aufscheinen. Deutlich wird, wie Formen von (Un-)Achtsamkeit aber auch abstrakte Herrschaftsverhältnisse, als konstruktionsgebundene Gebärden, als Einlassen oder Dominanz, in konkreten Praktiken, wie Umarmungen, spürbar werden können. Das Zitat legt dar, wie über das Fühlen „du merkst wie sie dauernd an dir rumzerren“ ein reflexiver Prozess zu Genderrollen einsetzt. Herr H. begründet seine Entscheidungen und Rollenwahlen anhand von spürbaren Qualitäten. Es geht nicht um Vorstellungsbilder, die Tango mit dem Begehren des anderen Geschlechts verwechseln, sondern um den Aspekt „toll geführt [zu] sein“. Überlieferte Bilder und Rollenverständnisse werden so über die Wahrnehmung und Qualität der Empfindungen in resonanten Interaktionen geprüft und bewertet. Toll geführt zu sein, impliziert Genuss. Diese Qualität kann die Wahl für die geführte Rolle im gleichgeschlechtlichen oder heterogeschlechtlichen Tanz unterstützen und eigenes Erleben bereichern. Nur unter dieser Bedingung, ist sie eine Option. Fehlt die Qualität, wird die geführte oder impulsnehmende Rolle von Herrn H. entschieden abgelehnt.

In der voranstehenden Episode zeigt sich die konkrete Tanz-Erfahrung von Herrn H. bedeutsam. Die Erfahrung beruht auf einem reflexiven und konstruktiven Prozess (vgl. Neubert 2012: 72), welcher wiederum aufbauende Reflexionsprozesse initiieren kann. Im

„umfassenden Sinne bedeutet Deweys Begriff *experience* Lebenserfahrung [...] und Lernprozesse, die je zu ihrer Zeit zur Qualität und Beschaffenheit nachfolgender Erfahrungen beigetragen haben“ (Neubert 2012: 71).

Solcherart Prozesse enthalten Chancen zur Konstruktionsveränderungen subjektgebundener verinnerlichter Strukturen, wenn für Individuen situative Notwendigkeiten bestehen. Wahrnehmung, Emotion, Kognition und Imagination spielen darin ebenso eine Rolle, wie „die Fähigkeiten der Konstruktion und der Kritik miteinander zu verbinden“ (ebd.: 73). Kreatives Handeln und Selbstkritik sei der Weg De-, Re-, und Konstruktionen freizusetzen (ebd.: 72f.). Die leibkörperlichen Selbst- und Fremdwahrnehmungen von Herrn H. aber auch seine Fähigkeit zur kritischen Bewertung dieser Erfahrungen zeigen sich also entscheidend im Prozess einer Entwicklung des Genderbewusstseins sowie aufbauender Konstruktionen oder Konstruktionsveränderungen. Sie können das Lernen und transformierende Prozesse anregen, in der sich Selbst- und Weltverhältnisse qualitativ ändern (vgl. Buer 2010; Marotzki 1990; Neubert 2012; Watzlawick et al. 2001). In dieser Lesart können auch die qualitativ sich ändernde Umarmung, wie sie durch Herrn H. beschrieben wird, und einhergehende Emotionen und Reflexionen modifizierte (Geschlechter-)Konstruktionen hervorrufen.

Der Prozess der ästhetischen Erfahrung von Herrn H. lässt sich im Interviewmaterial anhand der von Dewey ausgewiesenen fünf Schritte (1) der

emotionalen Antwort, (2) der Problem-Definition, (3) der Hypothesenbildung, (4) dem Experimentieren und (5) der Anwendung) nachzeichnen. Der Aspekt, „merkst du dann, was den Frauen alles so passiert“, verweist erstens auf den Ausgangspunkt der Erfahrung – das Fühlen. Die Situation löst eine emotionale Reaktion aus. Wenn Herr H. sich über Frauen wundert, „was sie alles mit sich machen lassen“, definiert sich zweitens das Problem. Als intellektuelle Reaktion auf das Problem kann drittens seine Überlegung „für mich als Lehrer ist es gut, dauernd mit den Männern zu tanzen“ gewertet werden. Gleichzeitig verweist diese Aussage viertens auf das Testen und Experimentieren mit dem Problem. Die Vollendung seiner Erfahrung wird im fünften Schritt, der Anwendung, sichtbar. Herr H. greift seine Erlebnisse und Reflexionen in Unterrichtssituationen auf, um „dann zu sagen, wisst ihr wie grauelig sich das anfühlt“. Es koppeln sich hier die Kräfte von Underdoing im Erleiden und Erspüren über den tänzerischen Perspektivwechsel, und von Doing im Einbinden der Reflexionen. Der erweiterte Erfahrungshorizont unterstützt die Vermittlung wohlthuender Bilder und geschlechtergerechterer Formen des menschlichen Aufeinandertreffens.

Auf Grund der individuellen, vollendet durchlaufenen Erfahrung trifft Herr H. Entscheidungen, greift in soziale Handlungen ein und überliefert genderbewusste Interaktionsmodelle im Tangofeld und durch Tangopraxen. Der Vorgang lässt sich als eine Folge von Ereignissen und Reflexionen auffassen, in der oder in denen sich Lernen zeigt. In Rückbindung an Batesons Lernmodell aus dem Jahre 1964/1971 (vgl. Marotzki 1990: 34ff.) fasst Marotzki die Fähigkeit „auf denselben Reiz“ verschieden zu reagieren als Lernen auf der Ebene I (vgl. Marotzki 1990: 36). Potentiell scheint auch ein Bildungsprozess auf der Ebene II in der Erfahrung von Herrn H. angelegt, denn durch eine Erweiterung der Handlungsoptionen kann das Subjekt Gewohnheiten verändern (vgl. ebd.: 38ff.) und „ändert es die Art und Weise, seine Erfahrungen zu interpretieren“ (ebd.: 38). Auf der Grundlage von Erfahrungslernen vollzieht sich Doing Gender in dieser Episode mit den Worten Deweys „mitten im Leben“ (Dewey 1980: 151, zitiert nach Neubert 2012: 49). Wie die Lernprozesse selbst freie Welten für eine „konstruktive Erweiterung“ (ebd.) im Doing brauchen, erscheint sich auch Doing Gender im freien Experimentieren durch Tangopraxen zu vollziehen.

Mit dem Ansatz des Doing Gender und dem Erfahrungskonzept Deweys lässt sich auch nachstehende Episode untersuchen.

„Ich bin sehr heterosexuell sonst so veranlagt, aber im Tango genieß ich das auch mit Frauen zu tanzen und wirklich auch offen zu sein für die ganze Bandbreite der Erfahrung“ (I. G. § 33).

„Also ich hab viel weniger Frauen, enge Frauenfreundschaften gehabt, bevor ich angefangen hab zu führen. Das hat sich wirklich verändert. Ich hab dann auch so im Leben mehr, ich sag'n wir mal so die Tür geöffnet, mit Frauen mich enger zu verbinden. Ich bin will ich mal sagen, aus der Frauengemeinschaft rausgeschmissen worden, als ich so ungefähr drei-

zehn war. Weil, das war dann in meiner Klasse so, die Mädchen haben sich dann immer so zusammengetan und so, so Strategien entwickelt wie sie die Jungen irgendwie um die Finger wickeln konnten. Und das hat mir nicht gefallen und ich hab gesucht, damit will ich nichts zu tun haben. Und ich hab dann eigentlich immer mehr mit den Jungen so Kontakt gehabt und später mit den Männern mehr, weil mir dieses manipulative von den Frauen absolut nicht...⁴ Da kann ich immer noch nichts mit anfangen, das ist absolut nicht mein Ding.“ (I. G. § 35).

In der Episode verdeutlicht Frau G., wie sich unter dem Einfluss von Tangoerfahrungen ihr Verhältnis zu Frauen veränderte. Über ihre Tangopraxen als Führende und Doppelrollentänzerin erfährt sich Frau G. Frauen gegenüber als einlassender und verbindender. Das Wort „wirklich“ verweist auf eine veränderte Erlebenswirklichkeit, welche sich nicht nur im Tangofeld äußert, sondern „auch so im Leben mehr“. Vorhergehende Gewohnheiten aufgrund von Erfahrungen, „Frauen manipulativ wahrzunehmen“ und sich von ihnen zu distanzieren, verschieben sich. Watzlawick vermutet,

„Interpunktionskonflikte mit der tief im Inneren verwurzelten und meist unerschütterlichen Überzeugung zu tun haben, daß es nur eine Wirklichkeit gibt, nämlich die Welt, wie ich sie sehe“ (Watzlawick et al. 2000: 93).

Im Interviewmaterial vermittelt Frau G. ihr Erleben als ihre „wirkliche“ Öffnung für Frauen. Für sie bedeutet es „offen zu sein für die ganze Bandbreite der Erfahrungen“. Damit eröffnet sie Räume für neue Interpunktions von Ereignisfolgen⁵. Sie verabschiedet gewohnte Reiz-Reaktionsschemata, Frauen zu meiden. Doing Gender vollzieht sich in der fokussierten Episode nicht in den häufig betrachteten Bildern der Egalisierung eines hierarchischen Geschlechterverhältnisses zwischen Mann und Frau, sondern unter Frauen unter der Bedingung, sich einzulassen entstehen resonante Begegnungen und Beziehungen *zwischen* Frauen. Mitten im Leben, in ihrer Situation als Tango lehrende, steht zunächst die Herausforderung, im Tango zu führen und sich auch Frauen leibkörperlich zuzuwenden. Mit dieser Ausgangslage und der Anforderung sich für das Tangotanzen den Tanzpartner*innen gegenüber wahrnehmend offen zu stellen (vgl. Kap. 1), entsteht eine neue Emotionslage. Frau G. genießt den Tanz mit Frauen. Ihre kommunikativen Interpunktions verändern sich dahingehend, das gewohnte, binäre Denken und Handeln – Frauen ablehnend zu begegnen und sich Männern zu öffnen – aufzubrechen und sich Frauen gegenüber zu öffnen. Damit gewinnt sie neue Erfahrungen, entdeckt den Genuss in der leibkörperlichen Interaktion und integriert diese Erfahrung feldübergreifend in ihre Lebensbezüge. Dies erscheint insofern bedeutungsvoll, als dass sie ihre gewohnte ablehnende Haltung gegenüber Frauen in einer entscheidenden Lebensphase, mit 13 Jahren, in der beginnenden Adoleszenz, entwickelte.

5 Der Kommunikationsforscher Paul Watzlawick hat zu Interpunktions von Ereignisfolgen gearbeitet (Watzlawick et al. 2000: 92ff.).

„Gerade in der Adoleszenz [werden] Geschlechterentwürfe und -unterscheidungen sowohl erzeugt als auch reproduziert. In hohem Maße [findet] eine Vergeschlechtlichung der sozialen Rollen statt“ (King/Benzel 2019: 1079f.),

welche sich im Weiteren fortsetzen können und

„sich auf die Entwicklung von Lebensentwürfen, die Art der Einmündung in Bildungs- und Berufskarrieren beziehen“ (King/Benzel 2019: 1079f.).

Das Aufbrechen langjährig inkorporierter Strukturen kann mit Bourdieu (1982) als eine besondere Herausforderung gelesen werden. Insofern verweisen die durch Tangopraxen angestoßene veränderte Emotionslage von Frau G. und ihre offenere Verbindung zu Frauen auf tiefgreifende Prozesse hinsichtlich ihrer Selbst- und Weltverhältnisse. Neue Gefühlswelten und Bilder und entsprechende soziale Interaktionen, eine förderliche Rahmung durch das Tangofeld zeigen sich als intervenierende Bedingungen. Sie erzählt:

„[...] , dass ich bereit bin mich zu verbinden mit Frauen, aber es dauert immer noch länger. Also ich bin noch wesentlich vorsichtiger als mit Männern“ (I. G. § 35).

Das Zitat lässt erkennen, wie sehr der Prozess als ein fortwährender, an Reflexionen gebundener Prozess verstanden werden kann. Erfahrungstheoretisch erscheint der Genuss, welcher sich in Tangopraxen fortwährend erneuern und sie nähren kann, als der erste Schritt. Die Anwendung im Privaten lässt sich als fünfter Schritt einer vollendeten Erfahrung (s.o.) lesen. In einer Bildungsperspektive hat Frau G. ihre Interpunktionsprinzipien von Erfahrungen insofern geändert, als dass sie für soziale Interaktionen mit Frauen und der Bandbreite daraus resultierender Erfahrungen offensteht. Sie flexibilisiert sich also in ihren Weltverhältnissen und dies, so meine Analyse, auf der Lernebene II. Marotzki benennt Prozesse auf dieser Ebene Bildungsprozesse. Sie beziehen sich

„auf die Veränderungen von Interpunktionsprinzipien von Erfahrungen und damit auf Konstruktionsprinzipien der Weltaufordnung“ (Marotzki 1990: 41).

Sie gehen mit einer Veränderung von Gewohnheiten und Weltverhältnissen einher, auf deren Grundlage sich ein Subjekt sich selbst anders zugänglich machen kann (vgl. ebd.: 41ff.). Das heißt indes nicht, dass Frau G. ihre Haltung, „das Manipulative“ abzulehnen, verändert, sondern auf Grundlage ihrer Wahrnehmungserfahrungen sich selbst klärt und geschlechterunabhängig anhand von Qualitäten im Resonanzerleben selbstwirksame, entschiedene Wahlen trifft.

Der Wandel von Selbst- und Weltbeziehungen zeigt sich von ursächlichen und intervenierenden Bedingungen abhängig. Problematische Interpunktionsformen oder verstummte Resonanzachsen, wie sie durch Rosa (2016) dargelegt sind und wie bspw. im Interviewmaterial von Frau G., das distanzierende

Verhalten zu Frauen als eine Verstumung der Freundschaftsachse⁶ gelesen werden kann, bedürfen Anstoß zur Veränderung. Unter anderem haben Moreno (1959) in psychologischer sowie Marotzki (1990) und Nohl (2006) in bildungstheoretischer Perspektive dazu geforscht, wie insbesondere freie Spielräume, welche zur Kreativität und Spontanität einladen, Subjekten Bedingungen bieten, Wandlungsprozesse anzustoßen und zu vollziehen. Tanzfelder, insbesondere Tangotanzpraxen bieten einen solchen Rahmen (Arlinghaus 2013; Bäcker/Freytag 2013). Sie gewähren freie Räume, fordern Resonanzen und befördern das freie Spiel mit Interaktionsqualitäten, gesellschaftlichen Konzeptionen und Strukturen. Freiheit wiederum bildet, folgen wir Bollnow, den Wesenskern resonanter Begegnung (vgl. Bollnow 1956, S. 18). Die Gegenstände Wahrnehmung, Resonanz und Erfahrungsoffenheit sowie Freiheit, Kreativität und Spontanität zeigen sich also als Faktoren und Bedingungen, unter denen sich Neues für Subjekte und ihre Gesellschaften entzünden kann.

Herr H. und Frau G. ermöglichen sich als Doppelrollentänzer*innen durch Rollen- und Perspektivwechsel ein umfassenderes leibkörperliches Wahrnehmungsspektrum, produzieren über ihre sozialen Handlungen in Tangopraxen ein genderrelevantes Erfahrungswissen, erweitern so ihr Geschlechterrollenbewusstsein und gestalten als Lehrende über ihre Interaktionen Geschlechter- und Resonanzverhältnisse auch für andere mit. Dies erscheint insofern interessant, als dass das Tangofeld somit gesellschaftlich relevante Phänomene nicht nur aufgreift, sondern im Doing auch bearbeitet.

5 Fazit

Genderkonstruktionen inkorporieren sich in Leibkörpern, produzieren und reproduzieren Geschlechterverhältnisse und beeinflussen Praxen. Wenngleich sich solcherart Prozesse auch in Tangopraxen vollziehen, bietet das Feld ebenso Raum verinnerlichte Geschlechterkonstruktionen in Interaktionen zu entlarven, zu verflüssigen und Geschlechterregalisierungsprozesse sukzessive herzustellen. Lebensanforderungen, die Freude an eigener Gestaltungsmacht sowie das Erleben leibkörperlicher Resonanzen können in den Prozessen als initiierende Kräfte verstanden werden. Die Kräfte fordern Tänzer*innen in ihren Praxen in reflexive Prozesse, diese können wiederum eine Flexibilisierung ihrer inkorporierten Gewohnheiten nach sich ziehen. In dieser Weise befördern sie eine Veränderung verinnerlichter (Geschlechter-)Konstruktionen. Das Tangofeld bietet den Geschlechtern dazu einen freien, schöpferischen

6 Rosa expliziert die Achse der „Freundschaft: Das menschliche Rühren und die Kraft der Verzeihung“ auf den Seiten 353-362 (Rosa 2016: 353ff.).

Spielraum. Es ermöglicht Tänzer*innen ihre leibkörperreflexiven Resonanzfähigkeiten auszubauen, ihre Rollenverhältnisse und Geschlechterkonstruktionen zu flexibilisieren und anhand qualitativ zu unterscheidender Signale unterschiedene Wahlen zu treffen. Mit Buer kann so ein „neues Gefühl von Einheit, Macht und Klarheit“ (Moreno 1973, zitiert nach Buer 2010: 64) erworben werden.

Auf der Matrix von Tangopraxen, so zeigt das empirische Material, lassen sich genderrelevante (Bildungs-) Bedarfe und Wandlungsprozesse inkorporierter Genderkonstruktionen im Mikrokosmos des Tangos sowie in Bottom-up-Prozesse erhellen. Bildungsbedarfe über formelle und informelle Bildungswege zur Unterstützung von Gendergerechtigkeit auszuweisen (vgl. Schlüter 2012: 463ff.), bleibt notwendig, denn herrschende (Gender-)Ordnungen schützen tradierte Strukturen bzw. unterstützen eine Reorganisation bereits egalisierter Verhältnisse. Leibkörperliche Resonanzerfahrungen, wie sie in Tangopraxen ausgebaut werden, können indes balanciertere resonanzgebende Verhältnisse erzeugen und geschlechterbewusste Subjektbildung entfachen. In dieser Weise unterstützen sie Genderkulturationsprozesse auf der Mikro- und Mesoebene. Subjekte, welche die Impulse aufgreifen, befreien sich u.a. von Vorstellungsbildern, hegemonialen Konzepten und überlieferten (Rollen-)Klischees. Insbesondere Arbeits-, Lern- und Bildungsräume (informelle wie formelle) brauchen diese Qualität. Wie in Tangobegegnungen leibkörperliche, vergegenwärtigende Reflexivität im Doing Gender und Doing Bildung zu *üben*, bedeutet nicht nur auf der Mikroebene an Selbst- und Weltverhältnissen zu feilen, sondern immer auch ein Stück kathartisch wirkende, gesellschaftspolitische Arbeit.

Literatur

- Abraham, Anke (2016): Künstlerisches Forschen in Wissenschaft und Bildung. Zur Anerkennung und Nutzung leiblich-sinnlicher Erkenntnispotenziale. In: Quinten, Susanne/Schroedter, Stephanie (Hrsg.): Tanzpraxis in der Tanzforschung – Tanz als Forschungspraxis. Bielefeld: transcript, S. 19-37.
- Anzaldí, Franko Barrionuevo (2012): Politischer Tango. Bielefeld: transcript.
- Arlinghaus, Gertrud Antonia (2011): Zeitgemäß führen lernen – Führen lernen im Medium des Tangos – Analysen von Episoden. In: Schlüter, Anne (Hrsg.): Offene Zukunft durch Erfahrungsverlust. Zur Professionalisierung der Erwachsenenbildung. Generationen und Geschlechterverhältnisse. Opladen/Farmington Hills: Verlag Barbara Budrich, S. 101-123.
- Arlinghaus, Gertrud Antonia (2013): Tango Argentino – kreatives Spiel- und Erfahrungsfeld für den Transfer in alltägliche Räume. In: Bäcker, Marianne/Freytag, Verena (Hrsg.): Tanz Spiel Kreativität. Jahrbuch Tanzforschung der Gesellschaft für Tanzforschung, Band (23). Leipzig: Henschel, S. 113-125.

- Arlinghaus, Gertrud Antonia (2014): Gendergerechtigkeit in Führungskultur: Spieglungseffekte im Medium des Tangos für Coaching und Beratung In: Möller, Heidi et al. (Hrsg.): Gender und Beratung. Auf dem Weg zur Geschlechtergerechtigkeit in Organisationen. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, S. 184-206.
- Bäcker, Marianne/Freytag, Verena (Hrsg.) (2013): Tanz Spiel Kreativität. Jahrbuch Tanzforschung der Gesellschaft für Tanzforschung, Band (23). Leipzig: Henschel.
- Becker, Rolf (2017): Bildungssoziologie – Was sie ist, was sie will, was sie kann. In: Becker, Rolf (Hrsg.): Lehrbuch der Bildungssoziologie. Wiesbaden: Springer VS, S. 1-33.
- Bollnow, Otto Friedrich (1956): Begegnung und Bildung. In: Felix, Messerschmid/Georg, Picht/Hans, Waltmann (Hrsg.): Begegnung und Bildung. Reihe Weltbild und Erziehung. Würzburg: Werkbund Verlag, S. 25-52.
- Bourdieu, Pierre (1982): Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Buer, Ferdinand (2010): Psychodrama und Gesellschaft. Wiesbaden: Springer VS.
- Buer, Ferdinand (2017): Lebensqualität heute. Was Hartmut Rosa und J.L. Moreno uns dazu sagen können. Zeitschrift für Psychodrama und Soziometrie 16, 1, S. 215-224.
- Dewey, John (1980): Kunst als Erfahrung. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Flick, Uwe (2009): Qualitative Sozialforschung. Eine Einführung. Hamburg: Rowohlt Verlag.
- Gebauer, Gunter (2017): Performativität. In: Gugutzer, Robert et al. (Hrsg.): Handbuch Körpersoziologie. Band (1). Wiesbaden: Springer VS, S. 85-91.
- Gildemeister, Regine (2019): Doing Gender: eine mikrotheoretische Annäherung an die Kategorie Geschlecht. In: Kortendiek, Beate/Riegraf, Birgit/Sabisch, Katja (Hrsg.): Handbuch Interdisziplinäre Geschlechterforschung. Wiesbaden: Springer VS, S. 409-417.
- Gugutzer, Robert (2017): Leib und Körper als Erkenntnisquelle. In: Gugutzer, Robert et. al. (Hrsg.): Handbuch Körpersoziologie. Band (2). Wiesbaden: Springer VS, S. 381-395.
- Hillebrandt, Frank (2014): Soziologische Praxistheorien. Eine Einführung. Wiesbaden: Springer VS.
- Hutter, Christoph (2017): Männer. Rollen und gute Orte. Münster: Lit Verlag.
- Kämpfe, Vicky (2018): Kulturerbe Tango Tanz, Politik und Kulturindustrie. Bielefeld: transcript.
- King, Vera/Benzel, Susanne (2019): Adoleszenz: Lebensphase zwischen Kindheit und Erwachsensein. In: Kortendiek, Beate/Riegraf, Birgit/Sabisch, Katja (Hrsg.): Handbuch Interdisziplinäre Geschlechterforschung. Wiesbaden: Springer, S. 1085-1082.
- Klein, Gabriele (2009a): Tango in Translation. Tanz zwischen Medien, Kulturen, Kunst und Politik. Bielefeld: transcript.
- Klein, Gabriele (2009b): Tango übersetzten. Eine Einleitung. In: Klein, Gabriele (Hrsg.): Tango in Translation. Tanz zwischen Medien, Kulturen, Kunst und Politik. Bielefeld: transcript, S. 7-14.
- Klein, Gabriele (2017): Tanz. In Gugutzer, Robert et. al. (Hrsg.): Handbuch Körpersoziologie. Band (2). Wiesbaden: Springer VS, S. 335-349.

- Klichowicz, Robert (2016): Migration von hoch qualifizierten Arbeitskräften in ländliche Räume – Untersuchung der Aushandlungsprozesse und der Geschlechterverhältnisse bei der Wanderungsentscheidung von Paaren. <http://hdl.handle.net/21.11106/130> <http://dx.doi.org/10.23660/voado-69>. [Zugriff: 21.02.2019].
- La academia Tango (o.J.): <https://www.la-academia-tango.net/cms/gastlehrer-weekends/>. [Zugriff: 20.02.2020].
- Liebau, Eckart/Zirfas, Jörg (2008): Die Sinne, die Künste und die Bildung. In: Liebau, Eckart/Zirfas, Jörg (Hrsg.): Die Sinne und die Künste. Perspektiven ästhetischer Bildung. Bielefeld: transcript, S. 7-19.
- Lindemann, Gesa (2017): Leiblichkeit und Körper. In Gugutzer, Robert et. al. (Hrsg.): Handbuch Körpersoziologie. Band (1). Wiesbaden: Springer VS, S. 57-67.
- Marotzki, Winfried (1990): Entwurf einer strukturalen Bildungstheorie. Biographietheoretische Auslegung von Bildungsprozessen in hochkomplexen Gesellschaften. Weinheim: Deutscher Studien Verlag.
- Mersch, Dieter (2002): Was sich zeigt Materialität, Präsenz, Ereignis. München: Fink Verlag.
- Moreno, Jacob Levy (1959): Gruppenpsychotherapie und Psychodrama. Einleitung in die Theorie und Praxis. Stuttgart: Georg Thieme Verlag.
- Neubert, Stefan (2012): Studien zur Kultur und Erziehung im Pragmatismus und Konstruktivismus. Beiträge der Kölner John-Dewey-Forschung und zum interaktionistischen Konstruktivismus. Münster/New York/München/Berlin: Waxmann.
- Nohl, Arnd-Michael (2006): Bildung und Spontaneität. Phasen biographischer Wandlungsprozesse in drei Lebensaltern – Empirische Rekonstruktionen und pragmatische Reflektionen. Opladen: Verlag Barbara Budrich.
- Plessner, Helmuth (1982): Mit anderen Augen. Aspekte einer philosophischen Anthropologie. Stuttgart: Reclam jun.
- Quinten, Susanne/Schroedter, Stephanie (Hrsg.) (2016): Tanzpraxis in der Tanzforschung – Tanz als Forschungspraxis. Bielefeld: transcript.
- Reichardt, Dieter (1984): Tango. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Rosa, Hartmut (2016): Resonanz Eine Soziologie der Weltbeziehung. Berlin: Suhrkamp.
- Saikin, Magali (2004): Tango und Gender. Identitäten und Geschlechterrollen im Argentinischen Tango. Stuttgart: ABRAZOSbooks.
- Schlüter, Anne (2012): „Gender“ im Fokus qualitativer Forschung in der Erwachsenenbildung. In: Schäffer, Burkhard/Dörner, Olaf (Hrsg.): Handbuch Qualitative Erwachsenen- und Weiterbildungsforschung. Opladen: Verlag Barbara Budrich, S. 462-475.
- Schmitz, Hermann (2007): Der Leib, der Raum, die Gefühle. Bielefeld: Edition Sirius.
- Scholz, Sylka (2019): Männlichkeitsforschung: die Hegemonie des Konzeptes „hegemoniale Männlichkeit“. In: Kortendiek, Beate/Riegraf, Birgit/Sabisch, Katja (Hrsg.): Handbuch Interdisziplinäre Geschlechterforschung, Geschlecht und Gesellschaft. Wiesbaden: Springer VS, S. 419-428.
- Schreyögg, Astrid (2010): Supervision. Ein integratives Modell. Wiesbaden: VS Verlag.
- Schulz von Thun, Friedemann (2001): Miteinander Reden. Störungen und Klärungen. Reinbek bei Hamburg: Rohwohlt.
- Schweer, Martin K.W./Lachner, Robert P. (2014): Vertrauen als Basisvariable genderbewusster Beratung. In: Möller, Heidi et al. (Hrsg.): Gender und Beratung.

- Auf dem Weg zur Geschlechtergerechtigkeit in Organisationen. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, S. 33-52.
- Strauss, Anselm/Corbin, Juliet (1996): *Grounded Theory. Grundlagen Qualitativer Sozialforschung*. Weinheim: Beltz Psychologie Verlags Union.
- Villa, Paula-Irene (2006): *Sexy Bodies. Eine soziologische Reise durch den Geschlechtskörper*. Wiesbaden: VS Verlag.
- Villa, Paula-Irene (2013): *Subjekte und ihre Körper. Kultursoziologische Überlegungen*. In: Graf, Julia/Ideler, Kristin/Klinger, Sabine (Hrsg.): *Geschlecht zwischen Struktur und Subjekt Theorie, Praxis, Perspektiven*. Opladen: Verlag Barbara Budrich: S. 59-78.
- Watzlawick, Paul/Bavelas, Janet H./Jackson, Don D. (2000): *Menschliche Kommunikation. Formen Störungen Paradoxion*. Bern/Göttingen/Toronto/Seattle: Huber.
- Watzlawick, Paul/Weakland, John H./Fisch, Richard (2001): *Lösungen. Zur Theorie und Praxis menschlichen Wandels*. Bern/Göttingen/Toronto/Seattle: Huber.
- Wiegerling, Klaus (2008): *Leib und Körper*. In: Hubig, Christoph/Jüttemann, Gerd (Hrsg.): *Leib und Körper. Philosophie und Psychologie im Dialog*, Band (5). Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, S. 7-72.
- Wulf, Christoph (2017): *Mimesis*. In: Gugutzer, Robert et al. (Hrsg.): *Handbuch Körpersoziologie*. Band (1). Wiesbaden: Springer VS, S. 73-79.
- Zubarik, Sabine (2013): *Umwege als Abkürzung. Didaktische Spiele als zielführende Methode beim Unterrichten von Tango Argentino*. In: Bäcker, Marianne/Freytag, Verena (Hrsg.): *Tanz Spiel Kreativität. Jahrbuch Tanzforschung der Gesellschaft für Tanzforschung*, Band (23). Leipzig: Henschel, S. 201-215.

Autor*innen- und Herausgeber*innenverzeichnis

Gertrud Antonia Arlinghaus, Dipl. Päd.'in – Studium der Erziehungswissenschaften an der Universität Vechta; Doktorandin und LfbA an der Universität Vechta; Arbeitsschwerpunkte: Bildung, Beratung, Führung, Gruppendynamik, leibkörperliche Erfahrungsarbeit, Tangoforschung; freiberufliche Tätigkeiten als Bildungsreferentin, Master- und Lehrcoach DGfC, Psychodramaberaterin DfG, Tangolehrende und Mitglied in der Gesellschaft für Tanzforschung (GTF); Kontakt: www.aesthetischebildung.de

Ana Alvarenga de Castro, Promotion der Agrarökonomie an der Humboldt-Universität zu Berlin, Arbeitsbereich Gender und Globalisierung; Forschungs-/Arbeits-/Interessenschwerpunkte: Agroecology, Feminist Political Ecology and Decolonial Feminism; freiberufliche Tätigkeiten: Researcher and Educator on Socio-Environmental analysis, Agroecology and Feminist Political Ecology

Corinna Dengler, Studium der Volkswirtschaftslehre (B.Sc.), Internationale Entwicklung (B.A.) und Socio-Ecological Economics and Policy (M.Sc.) in Wien, Moskau und Quito; seit März 2017 wissenschaftliche Mitarbeiterin im Fachbereich Wirtschaft und Ethik und Promotion zu kritisch-feministischen Perspektiven auf Degrowth an der Universität Vechta; Forschungsschwerpunkte: heterodoxe/plurale Ökonomik (insbesondere an der Schnittstelle von Ökologischer, Feministischer und Politischer Ökonomie), kritische Entwicklungsforschung (mit einem Fokus auf Lateinamerika) und wissenschaftstheoretische Fragen (insbesondere Kritischer Realismus und feministische Wissenschaftstheorie)

Jenny Ebert, Studium der Politikwissenschaft und Soziologie an der Friedrich-Schiller-Universität Jena und der Anglia Ruskin University, Cambridge (GB); seit 2017 Promotion im Promotionskolleg Gender Studies der Universität Vechta zur Frage wie Väter in Ost- und Westdeutschland ihre Vaterschaft und Vaterrolle konstruieren; Forschungs- und Interessenschwerpunkte: geschlechtergerechte Aufteilung von Familien- und Erwerbsarbeit, Väterforschung, Weiterentwicklung einer gendersensiblen Pädagogik für Kinder

Julia Hahmann, Dr.in phil.; Studium der Soziologie, Psychologie und Kommunikationswissenschaften an der RWTH Aachen; 2013 Promotion zu Freundschaften im Alter in der Soziologie an der RWTH Aachen; Vertretungsprofessorin für Transkulturalität und Gender an der Universität Vechta; Forschungsschwerpunkte: Soziologie von Körper und Kleidung, Materialisti-

sche Theorietraditionen und (feministische) Wissenschaftstheorie, Freundschaft und Kollektivbeziehungen

Maren A. Jochimsen, Dr. oec.; Studium der Ökonomie und Geschichte an der Universität Freiburg i.Br. und der London School of Economics; Promotion zur Poetisierung der Ökonomie an der Universität St. Gallen; seit 2010 Geschäftsführerin des Essener Kollegs für Geschlechterforschung an der Universität Duisburg-Essen; 2005-2009 Generalsekretärin der European Platform of Women Scientists EPWS in Brüssel; Forschungs- und Arbeitsschwerpunkte: Caring und Ökonomie; Integration der Geschlechterdimension in Wissenschaft und Forschung; Koordination intersektionaler Geschlechterforschung

Ann-Christin Kleinert, M.A.; Studium der Sozialwissenschaften und Gender Studies an den Universitäten Vechta und Bielefeld; bis Mai 2020 Stipendiatin im Promotionskolleg Gender Studies an der Universität Vechta; Arbeits- und Forschungsschwerpunkte: Geschlechterforschung mit dem Schwerpunkt auf bezahlte und unbezahlte Sorgearbeiten unter Berücksichtigung arbeitssoziologischer, materialistisch-feministischer und ökonomischer Theorien

Ulrike Knobloch, Dr. oec.; Studium der Volkswirtschaftslehre und der Philosophie an der Universität Freiburg i.Br.; Promotion zur Theorie und Ethik des Konsums an der Universität St. Gallen; seit Ende 2016 Professorin für Ökonomie und Gender im Fach Wirtschaft und Ethik an der Universität Vechta; Schwerpunkte in Forschung und Lehre: Plurale Feministische Ökonomie, Geschlechterbewusste Wirtschaftsethik, Globale Ordnungsethik aus Geschlechterperspektive, Versorgungsökonomie und Versorgungssysteme im Vergleich, Feministisch-kritisches Denken in Sozialwirtschaft und Haushaltsökonomie

Melanie Kubandt, Prof. Dr. phil; Studium der Diplom-Pädagogik und Sprachheilpädagogik (Magister) an der Universität Würzburg; 2015 Promotion zu „doing gender in der Kindertageseinrichtung“ an der Universität Osnabrück; seit März 2018 Juniorprofessorin für Gender und Bildung an der Universität Vechta; Forschungsschwerpunkte: Gender im Feld der frühen Kindheit, deskriptive Geschlechterforschung, Professionalisierung pädagogischer Fachkräfte, qualitativ-rekonstruktive Forschung im Feld der (frühen) Bildung, Betreuung und Erziehung

Sonja Lauff, Studium der Europäischen Ethnologie und der Erziehungs- und Bildungswissenschaften an der Humboldt-Universität zu Berlin und der Carl von Ossietzky-Universität Oldenburg; Forschungsschwerpunkte: diskriminierungskritische Bildung, Psychismus und Mad Studies; Vorstandsmitglied im

Landesverband Psychiatrie-Erfahrener Niedersachsen e.V.; freiberufliche (psych)diskriminierungskritische Bildungsarbeit

Bernd Josef Leisen, Studium B.A. Dienstleistungsmanagement (Schwerpunkt: Soziale Dienstleistungen) an der Universität Vechta und M.A. Wirtschafts- und Rechtswissenschaften (Schwerpunkt: Management, Entrepreneurship und Controlling) an der Carl von Ossietzky Universität Oldenburg; aktuell tätig als wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Universität Vechta im Fachbereich Management Sozialer Dienstleistungen; Forschungsschwerpunkte: Wirkung nicht-monetärer Anreize auf Performance und Commitment von Freiwilligen, prosoziales Engagement im Kontext von Diskriminierung und Integration, Alkoholkonsum in Peergruppen, intergenerationale Kooperation

Anna Orlikowski, Dr. phil., Studium der Philosophie, Pädagogik und Kunst an der Bergischen Universität Wuppertal; 2010 Promotion zum Spätwerk von Maurice Merleau-Ponty; seit mehr als 10 Jahren im Hochschulbereich in Lehre, Forschungsprojekten und Weiterbildung tätig, seit 2017 wissenschaftliche Mitarbeiterin im Fach Sozialwissenschaften an der Universität Vechta; Forschungsschwerpunkte: Phänomenologie, phänomenologische Soziologie, Gender Studies, Theorien der Intersubjektivität und des Körpers, Theorien der Sozialität und Generativität

Amanda Louise Palenberg, Studium der Sozial- und Kulturwissenschaften an der Universität Vechta; 2017 bis 2020 Doktorandin im Promotionskolleg Gender Studies der Universität Vechta; Forschungs-/Arbeits-/Interessenschwerpunkte: kritische Migrationsforschung, (Arbeitsmarkts-) Integration, Intersektionalität, postkoloniale Theorien, rassismuskritische Forschung

Christina Plath, Studium der Psychologie an den Universitäten Bremen und Erfurt; 2020 Promotion zu Vertrauen innerhalb von Sportmannschaften an der Universität Vechta; Referentin und wissenschaftliche Mitarbeiterin in der Zentralen Einrichtung Gleichstellung & Diversität der Universität Vechta; Arbeits-, Interessens- und Forschungsschwerpunkte: machtkritische Perspektiven auf und innerhalb der (Sport-)Psychologie, geschlechter- und diversitätssensible Sportpsychologie, Vertrauen aus differentiell-psychologischer Perspektive, Transfer zwischen Forschung und Praxis zu Chancengerechtigkeit, Gleichstellung und Diversität; freiberufliche Tätigkeiten als systemische Supervisorin, Referentin und Trainerin

Rita Stein-Redent, apl. Prof. Dr., Studium an der Ökonomischen Fakultät der Universität Rostow am Don (Russische Föderation); Promotion an der Hochschule für Ökonomie, Berlin; Habilitation an der Fakultät für Soziologie der Universität Bielefeld; derzeit tätig an der Universität Vechta im Fach So-

zialwissenschaften; Lehr- und Forschungsschwerpunkte im Bereich der vergleichenden Sozialstrukturanalyse, der Osteuropaforschung hier mit Schwerpunkt Geschlechter- und Familienforschung und im Bereich der Bildungsmobilität

Jaqueline Veenker, Studium des Lehramtes an Berufsbildenden Schulen – Fachrichtung Sozialpädagogik (M.Ed.) an der Leuphana Universität Lüneburg; Promotionsstipendiatin im Bereich „Bildung und Gender im Zeitalter von Digitalisierung“ an der Universität Vechta; Forschungs-/Arbeits-/Interessenschwerpunkte: Gender, Digitalisierung, Berufliche Bildung in der Sozialpädagogik, Kindheit

Hanna Völkle, M.A.; Studium Political Economy of European Integration; Referentin bei der gemeinnützigen Forschungs- und Beratungsorganisation EAF Berlin im Bereich der chancengerechten Organisationsentwicklung; seit 2019 Lehrbeauftragte an der HWR Berlin für feministisch-ökologische Ökonomie

Welche Diskurse der Geschlechterforschung lassen sich identifizieren, wie verorten sie sich und an welche Denktraditionen knüpfen sie an? Angesichts der Vielfalt und Komplexität des wissenschaftlichen Gegenstandes Geschlecht verwundert es nicht, dass sich unterschiedliche disziplinäre Zugänge und Perspektiven entwickelt und herausgebildet haben. Der Band nimmt hier insbesondere die Disziplinen Soziologie, Ökonomie und Bildung in den Blick.

Die Herausgeberinnen:

Dr. Julia Hahmann, Vertretungsprofessorin Transkulturalität und Gender,
Universität Vechta

Prof. Dr. Ulrike Knobloch, Professur Ökonomie und Gender (W1),
Universität Vechta

Prof. Dr. Melanie Kubandt, Juniorprofessorin für Gender und Bildung,
Erziehungswissenschaften, Universität Vechta

Dr. Anna Orlikowski, wissenschaftliche Mitarbeiterin,
Fakultät II - Sozialwissenschaften, Universität Vechta

Christina Plath, wissenschaftliche Mitarbeiterin, Gleichstellungsbüro,
Universität Vechta

L'AGENda, Band 5

ISBN 978-3-8474-2359-1



www.budrich.de